

Synesis®

EFODON-SYNESIS (ISSN 0945-1366) ist die interdisziplinäre Zeitschrift des EFODON e.V.

Inhalte der bisher erschienenen Ausgaben

(Die Beiträge in roter Schrift befinden sich in unserem Online-Archiv und können durch Anklicken abgerufen werden)

8. Jahrgang (2001)

SYNESIS Nr. 48 (6/2001)

Weitere "megalithische" Bauwerke im Kraichgau entdeckt
(W. Haug)

Der Mark Aurel von Avenches (Christoph Pfister)

Die APOLLO-Diskussion geht weiter (Gernot L. Geise)

Der Gott, der aus den Wäldern kam (Thomas Ritter)

Die Misere der indischen Chronologie (Eugen Gabowitsch)

Mars-Report (II) Was gibt es Neues? (Gernot L. Geise)

Glozel, ein Sachverständigen-Gutachten

Die Sprache der Europäer - wie sie entstand und sich entwickelte (Friedrich Köhler)

Bibliothek alter Werke: Edwin Johnson, ein radikaler Verfechter der Chronologiekritik (Uwe Topper)

Land der Wunder (Thomas Ritter)

Der Dom zu Würzburg und das Neumünster (Gernot L. Geise)



SYNESIS Nr. 47 (5/2001)

Sensationelle megalithische Nekropole bei Würzburg gefunden! (Bericht von Gernot L. Geise)

Sensationelle megalithische Nekropole bei Würzburg

- gefunden!** (Bericht von Walter Haug)
- Chinas schweigende Zeugen** (Peter Krassa)
- Die Messung der Erdgröße in der Antike** (Uwe Topper)
- Konstante Entwicklung bei Geräten und Menschen seit der Vorzeit** (Rolf Bökemeier)
- Keltenschanzen-Report: Erstmals Messergebnisse: Begehung zweier Schanzen südlich von München** (Gernot L. Geise)



SYNESIS Nr. 46 (4/2001)

- Kamen die Mongolen aus dem Westen nach Russland?** (Eugen Gabowitsch)
- Nach welchen Kriterien funktioniert die Stratigrafie** (Gernot L. Geise)
- Anatolij Fomenko - führender russischer Chronologiekritiker** (Eugen Gabowitsch) (nicht mehr rekonstruierbar)
- Wahrtraum vom Untergang** (Thomas Ritter)
- Mars-Report: Was gibt es Neues?** (Gernot L. Geise)
- Globalisierung und neues Denken** (Thomas Ritter)
- Das UFO-Problem - beängstigend aktuell** (Hans-Peter Thietz)
- Die UFO-Problematik rational betrachtet** (Gernot L. Geise)



SYNESIS Nr. 45 (3/2001)

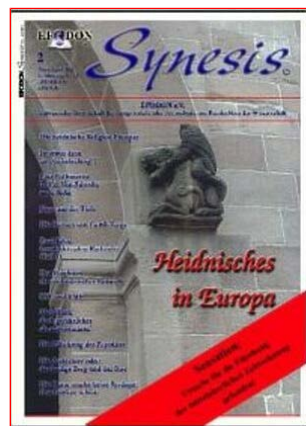
- Die Klöster Flavigny und Fontenay** (Gernot L. Geise)
- Flugscheiben über dem Irak. Die "Wunderwaffen" des Saddam Hussein** (Thomas Ritter)
- Chinesische Astronomie contra chinesische**



- Geschichtsschreibung** (Eugen Gabowitsch)
- Neues von den deutschen Pyramiden** (Walter Haug)
- Wie sieht die Venus wirklich aus?** (Gernot L. Geise)
- Manhattan - Platz der Trunkenheit** (Thomas Ritter)

SYNESIS Nr. 44 (2/2001)

- Die heidnische Religion Europas** (Uwe Topper)
- Sensation: Ursache für die Fälschung der mittelalterlichen Zeitrechnung gefunden** (Walter Haug)
- Ist etwas dran an „Geistheilung“?** (Gernot L. Geise)
- Eine Balkanreise, Teil 2: Von Saloniki nach Sofia** (Eugen Gabowitsch)
- Jäger aus der Tiefe** (Thomas Ritter)
- Die Ruinen von Curtil-Vergy** (Gernot L. Geise)
- Das Pantheon als neulateinisches Bauwerk** (Christoph Pfister)
- BSE und EMF - Gibt es eine Verbindung zwischen Boviner Spongio-Emzephalitis und Elektro-Magnetischen Feldern?** (Dr. med. Karl-Heinz Braun-von Gladiß)
- Die Fälschung der Papstliste** (Walter Haug)
- Die Andechser oder: der heilige Berg und das Bier** (Hans Guggemos)
- Die Natur macht keine Sprünge? Das Denken schon!** (Prof. Dr. Bazon Brock)



SYNESIS Nr. 43 (1/2001)

- Zurück in frühere Leben** (Dr. Harald Wiesendanger)
- Eine Balkanreise, Teil 1: Flug nach Saloniki** (Eugen



Gabowitsch)

Stephen Hawking und der menschliche Exodus (Gernot L. Geise)

Zwei frühe Kirchtürme d. Bremer Bistums (Heinz B. Maass)

Zum Artikel von Heinz B. Maass über zwei frühe Kirchtürme des Bremer Bistums (Uwe Topper)

Ozonloch und Treibhauseffekt - Wir werden nach wie vor falsch informiert (Gernot L. Geise)

Die Schweiz kennt ihr keltisches Erbe nicht (Christoph Pfister)

Ägyptologie, ein Stiefkind der Wissenschaft (E. Wedemann)

Rätsel um Objekt Nr. 25 (Thomas Ritter)

Eine "Weinfeldschanze" (Gernot L. Geise)

Veraltete Vorgeschichtsforschung unter dem Datierungszwang (Eugen Gabowitsch)

Es ist schlimmer als angenommen! (Gernot L. Geise)

[zurück nach oben]

Wünschen Sie ein Abo? Dann klicken Sie hier (PDF-Datei), drucken den Bestellschein aus und senden Sie ihn ausgefüllt dem EFODON e. V. zu.

weiter zu den Jahrgängen

[1] [2] [3] [4] [5] [6] [7] [9] [10] [11] [12] [13] [14] [15] [16] [17] [18] [19] [20] [21]

[zurück zur Übersicht]

EFODON www.efodon.de

6

November 2009
8. Jahrgang, Nr. 08
ISSN 1875-9344
EUR 5,00

Synesis

EFODON e.V.
Europäische Gesellschaft für frühgeschichtliche Technologie und Randgebiete der Wissenschaft

Der gefälschte Mark Aurel

Weitere „megalithische“ Bauwerke
im Kraichgau entdeckt

Die APOLLO-Diskussion
geht weiter

Der Gott,
der aus den Wäldern kam

Die Miner
der indischen Chronologie

Mars-Rapoet (II)
Was gibt es Neues?

Glöckel,
ein Sachverständigen-
Gutachten

Die Sprache der Iudäer
wie sie entstand
und sich entwickelte

Bildhauerei alter Werke:
Edwin Johnson,
ein radikaler Verfechter
der Chronologiekritik

Der Dom zu Würzburg
und das Neumünster

Walter Haug Weitere „megalithische“ Bauwerke im Kraichgau entdeckt



cher Hügel ist und Walter Haug mit seiner Vermutung, dass es sich hier um ein überliefertes Kaisergrab handele, durchaus recht haben könnte.

Aber auch hier sind weitere Erkundungen notwendig, um die bisherigen Erkenntnisse zu vertiefen.

Anmerkung zur dreidimensionalen Fotografie

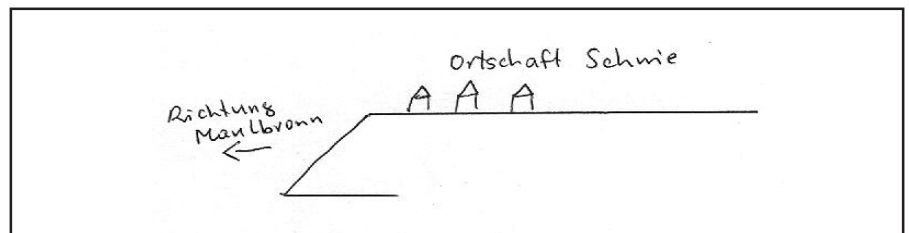
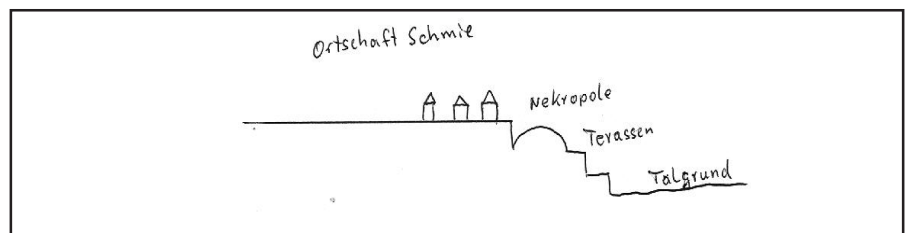
Das räumliche Sehen ist eine Rechenleistung des menschlichen Gehirns. Das räumliche Bild wird vom Gehirn dadurch errechnet, dass es die Bilder vom linken und rechten Auge zu einer Einheit verschmilzt. Durch unseren Augenabstand von ca. 6,5 cm ist es möglich, bis zu einer Entfernung von ca. 50 Meter räumlich zu sehen. Verlängert man nun den „Augenabstand“ (stereoskopische Basis genannt)

Die megalithischen Bauwerke des Kraichgau und des Strombergs sind den Lesern durch Veröffentlichungen von Walter Haug bereits bekannt. Bei der Auswertung stereoskopischer, d.h. dreidimensionaler Luftbildaufnahmen kam eine kleine Sensation zu Tage.

Die Ortschaft Schmie, südöstlich von Maulbronn gelegen, ist den Lesern durch die große Nekropole bereits bekannt. Schaut man sich die dreidimensionalen Aufnahmen von Schmie und der Nekropole an, dann erkennt man, dass die Nekropole nicht isoliert von der Ortschaft Schmie errichtet wurde. Beginnend am südwestlichen Talgrund erkennt man terrassenförmige Aufbauten, welche zur Nekropole führen.

Direkt an die Nekropole anschließend wurde die Ortschaft Schmie auf einem künstlichen Plateau erbaut.

Im Juni wurde von Mitgliedern des Vereins Celtica VIPS e.V. eine Begehung durchgeführt. Die Rampen sind einwandfrei zu erkennen und zumindest bei der oberen Rampe ist gesetztes Mauerwerk zu finden. Steht man im Talgrund und blickt Richtung Nekropole, dann hat es den Anschein, dass die Terrassen als eine Art Prozessionsaufgang anzusehen sind. Der Übergang zur Nekropole ist heute zugeschüttet. Es sieht auch so aus, dass sich im oberen Terrassenbereich ein weiterer jetzt verschütteter Grabzugang befindet.



Der Talgrund selbst ist künstlich als Plateau angelegt, und selbst beim im Talgrund vorhandenen Bach besteht die Möglichkeit, dass dieser künstlich angelegt wurde, da der Bachlauf nicht mäandert, was normalerweise bei natürlichen Bachläufen in Talauen anzutreffen ist.

Fährt man von Maulbronn Richtung Schmie, dann ist der künstliche Hang, welcher in Richtung Maulbronn zeigt, sehr schön zu erkennen. Schön geglättet, genauso wie das darüberliegende Plateau (siehe Zeichnung).

Auch die Auswertung der dreidimensionalen Luftbildaufnahmen von Sternenfels zeigen eindeutig, dass der Turmberg von Sternenfels ein künstli-

dergestalt, dass man ein Bild für das linke und das rechte Auge in einem größeren Abstand als die 6,5 cm fotografiert, dann kann das räumliche Sehen sehr stark in die Ferne verlagert werden. Fotografiert man, wie in unseren Luftbildaufnahmen, aus einem Flugzeug, das mit einer Geschwindigkeit von ca. 300 km/h fliegt, dann verlängert man diese stereoskopische Basis bis zu 100 und mehr Metern, und so ist der Mensch dann in der Lage, räumliche Strukturen noch in sehr großer Entfernung zu erkennen (mehrere Kilometer).

Christoph Pfister
Der Mark Aurel von Avenches
Eine goldene Fälschung

(Anmerkung: Der vorliegende Artikel ist zuerst in der Zeitschrift *EFODON-SYNESIS*, Heft 6, 2001 erschienen und für die Online-Präsentation aktualisiert und überarbeitet worden.)



Abb. 1: **Die Goldbüste aus Avenches, angeblich Mark Aurel darstellend.** Aus: Hans Bögli, *Aventicum, Avenches* 1991; Cover-Bild

Die besondere Römerstadt Avenches

Im Rahmen meiner Forschungen über die Verlässlichkeit der Inhalte und der Chronologie der älteren Geschichte habe ich mich schon einmal mit der Römerstadt Avenches (Aventicum) in der Westschweiz beschäftigt (Pfister, *Avenches – Aventicum – Wiflisburg – Neapolis*, 2000/2002). Das liegt zum ersten daran, dass diese Stadt in der Nähe meines Wohnortes liegt; zum andern, weil sich am Beispiel Avenches sehr gut die Problematik der Chronologie der Vorzeit, den Verwerfungen der antiken und mittelalterlichen Baugeschichte und des Verhältnisses zwischen Kelten und Römern studieren lässt. In dem Artikel *Zur langen Baugeschichte des Mittelalters* widmete ich Avenches ein eigenes Kapitel (Pfister, 1999, 153 ff.). Dort wies ich nach, dass das keltische Oppidum von Aventicum, das man bisher immer außerhalb der Römerstadt suchte, unzweifelhaft auf dem Hügel zu suchen ist, auf dem heute das mittelalterliche Städtchen mit seinem Schloss steht.

Die Ruinen der Römerstadt aber wurden am Fuße des Stadthügels am Rande der Broye-Ebene gefunden. Die schachbrettartig angelegte Struktur der antiken Stadt steht in einem vollkommenen Gegensatz zum Stadthügel. Da kann man sich fragen, weshalb der Platz des Oppidums eine Fortsetzung fand, die weitaus komfortablere Römerstadt am Fuße des Hügel jedoch zerstört und verlassen wurde. – Waren die Kelten etwa auch die Römer, wie es der Ausdruck gallorömische Kultur besagt? – Und das römische Aventicum wirkt trotz seiner Größe und Pracht wie ein Fremdkörper im kulturgeschichtlichen Kontext. Im Rahmen meiner Analysen von antiken Orts- und Personennamen beschäftigte ich mich ebenfalls schon am Anfang mit Avenches und machte dabei eine erstaunliche Entdeckung: Avenches, das antike *Aventicum* hatte auch einen abgegangenen deutschen Namen *Wiflisburg*. Das letztere Toponym aber lässt sich aufschlüsseln; und heraus springt ein griechischer Name: *Neapolis*, also Neustadt. – Das beweist unter anderem, was schon Gernot L. Geise (Geise, 1997) erkannt hat, dass nämlich die sogenannte „römische“ Baukultur in Wirklichkeit eine griechische war. Somit wird verständlich, dass die große gallorömische Stadt Aventicum ursprünglich griechisch benannt war und erst später einen lateinischen Namen bekam. Nicht nur das: Dieses

Wiflisburg ist meiner Meinung nach auch in dem Ort *Kadesch Barnea* im Deuteronomium (5. Buch Moses) enthalten, angeblich eine Oase in der Wüste Sinai, aber sicher wie alle Orts- und Ländernamen Palästinas aus Westeuropa importiert. – Die letzte Erkenntnis bestätigt auch, dass alle biblischen Texte in den überlieferten Fassungen jung sind. Wenn der deutsche Name *Wiflisburg* nämlich in einer hebräischen Umformung sich wiederfindet, so können die Texte nicht vor dem 16. Jahrhundert redigiert worden sein.

Sogar der Name *Aventicum* erweist sich als von *NEAPOLIS* abgeleitet, wie ich im Artikel *Avenches – Aventicum – Wiflisburg - Neapolis* nachweise.

Das neue Buch von Uwe Topper (Topper, 2001) schließlich hat mich angespornt, den berühmtesten Fund zu untersuchen, der mit dem Namen *Avenches* verbunden ist: die Goldbüste des Kaisers Mark Aurel (Abb. 1). – Schon lange nämlich hegte ich Vorbehalte gegen diesen Kunstgegenstand, auch wenn ich zuerst nicht an Fälschung dachte.

Der lange Niedergang von Aventicum

Die „römische“ Kolonie *Aventicum* in der heutigen Westschweiz muss eine prachtvolle Stadt gewesen sein. Nur ein Teil des von einer 5,5 km langen Stadtmauer umschlossenen Perimeters war überbaut. Aber die Stadt besaß alle Dinge, die man auch in sonstigen Römerstädten fand: Tempel, mehrere Thermen, einen Palast, ein Theater und ein Amphitheater. Vor der Stadt gab es auch mehrere Nekropolen und Grabmonumente. *Aventicum* soll von den Flaviern gegründet und um 260 AD bei dem sagenhaften Alamannensturm zerstört worden sein.

Aber die Historiker waren offenbar nicht glücklich, dass sie die Stadt so früh in Schutt und Asche sinken ließen. Jedenfalls soll die Römerstadt noch bis ins 7. Jahrhundert AD eine schattenhafte Existenz zwischen Ruinen geführt haben. – Die unmögliche Chronologie der Vorzeit tritt schon bei dieser Behauptung klar zu Tage. Doch es gibt auch handfeste Einwände gegen die Existenz der Römerstadt vor fast zweitausend Jahren. Die Ruinen des antiken *Aventicum*s wurden im späten Mittelalter – vielleicht ab der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, als Steinbruch für umliegende Kirchen und Klöster benutzt. Sowohl das Kloster Münchenwiler als auch die Abteikirche Payerne (Peterlingen) wurden mit Baumaterial aus *Aventicum* erbaut. – Wie aber ist zu erklären, dass die Trümmer der Römerstadt tausend Jahre herumlagen, bevor sich Bauherren dieses Baumaterials entsannen? – Die Zerstörung *Aventicum*s muss irgendwo in dem sogenannten Spätmittelalter zu suchen sein. Der lange Niedergang von *Aventicum* ist nur das Ergebnis von absurden Zeitstellungen. Bekannt wurde das römische *Avenches* auch erst im 16. Jahrhundert. Der im Umkreis des Meisterfälschers Poggio Bracciolini aufgetauchte Text des „spätromischen“ Geschichtsschreibers Ammianus Marcellinus erwähnt *Aventicum* als Stadt mit halbzerstörten Gebäuden (vgl. das Eingangszitat). – Und der Humanist Aegidius Tschudi fand dort angeblich 1536 eine bedeutende Inschrift, welche den vollständigen Namen der alten Stadt überlieferte: *Colonia Pia Flavia Constans Emerita Helvetiorum Foederata*. Dieses epigraphische Zeugnis aber stellt sicher eine Fälschung dar: Der Name ist zu pompös und die Fundumstände mehr als verdächtig. Die Erforschung der antiken Stadt begann im ausgehenden 18. Jahrhundert und wurde durch das ganze 19. Jahrhundert fortgesetzt. Nach einem Abflauen der Ausgräbertätigkeit zu Beginn des letzten Jahrhunderts läuft die Erforschung seit dem Ende der 1950er Jahre wieder in großem Maßstab und hat bis heute eine fast lückenlose Kenntnis der Baugeschichte vermittelt.

Die Entdeckung vom 19. April 1939

1938 wurde in *Avenches* wieder eine Grabungskampagne gestartet, die allerdings wegen der Ungunst der Zeit Ende 1940 eingestellt werden musste. Diese Grabungen waren auch durch wirtschaftliche Umstände motiviert, boten sie doch Gelegenheit, Arbeitslose – und seit Kriegsbeginn 1939 auch internierte ausländische Soldaten - zu beschäftigen. Besonders drei wichtige Bauwerke wurden um 1939 untersucht: das Theater, das Amphitheater und das sogenannte Cigognier-Heiligtum. Auf dem Areal des letztgenannten Tempels (vgl. Abb. 2) wurde auch der berühmte Fund gemacht, der uns hier beschäftigen soll. Am 18. April 1939 begann die Arbeiter-Equipe einen der Abwasserkanäle auszuräumen, welche den ehemals von Säulenhallen umschlossenen Hof des Zentral-Tempels gegenüber dem Theater entwässerten.

Die Kanäle waren bereits freigelegt – schon am folgenden Tag fiel den Beschäftigten ein glänzender Gegenstand in der Erde am Boden des Kanals auf. Sorgfältig wurde der Fund geborgen: eine goldene, vollständig intakte Büste eines Mannes (vgl. Abb. 1). Die Bergung des Porträtkopfes wurde photographisch dokumentiert und am nächsten Tag auch notariell beglaubigt (*Bronze et or*, 117 ff.). Nach wenigen Tagen kam der Fund ins Schweizerische Landesmuseum nach Zürich, wo die unterdessen schon dem römischen Kaiser Mark Aurel zugeschriebene Büste vermessen, gereinigt und restauriert wurde. Der goldene Porträtkopf von *Avenches* ist etwa 2/3 natürlicher Größe, 33,5 cm hoch, aus einem Stück Edelmetall in Repoussé-Technik gearbeitet, was einen Hohlraum im Innern ergibt. Die Büste wiegt fast 1,6 kg 22-karätiges Gold.

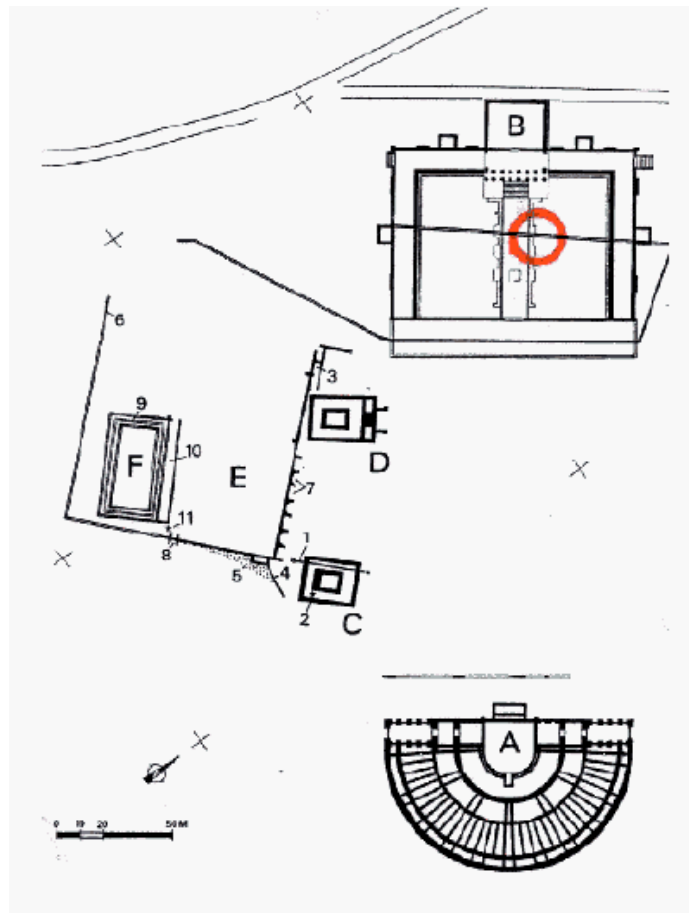


Abb. 2: **Avenches – Aventicum:** Theater (A), Zentral-Heiligtum mit Hof (B), neuere Ausgrabungen (C – F). – Die Fundstelle der Mark Aurel-Büste im Hof vor dem Cigognier-Tempel ist mit einem Kreis markiert. Aus: Bulletin de l'association *Pro Aventico*, 40 (1998), S. 214

Eine erste kritische Zwischenbemerkung: Ich erinnere mich noch, dass vor Jahrzehnten in der Literatur behauptet wurde, die Büste sei aus 24-karätigem Gold gefertigt. Hier muss vermerkt werden, dass man in den Museen von Avenches und in Zürich natürlich nur vergoldete Repliken sieht. Das Original liegt seit jeher im Safe einer Kantonalbank. – Und bis heute haben wohl nur wenige den kostbaren Gegenstand mit eigenen Augen betrachten dürfen.

Die Büste stellt einen bärtigen Mann mit kurzem, dichtem Haar dar. Dass es ein römischer Kaiser sein muss, erkennt man an dem Schuppenpanzer. Die Vorderseite des Panzers ziert eine Meduse. An der linken Schulter ist ein Zipfel des Prunkmantels (*paludamentum*) sehen. Als Besonderheiten des Porträts fallen auf: „die streng frontale Ausrichtung, der starre Blick, die niedrige Stirn, die ornamentale Haarbehandlung“ (Gold der Helvetier, 163). Zu erwähnen sind auch die großen Augen – ungewöhnlich für heidnisch-römische Bildnisse. Paul Schatzmann, der erste Kunsthistoriker, der den Fund beschrieb, war absolut sicher, dass die goldene Büste von Avenches als Porträt des römischen Kaisers Mark Aurel zu identifizieren sei, was er in einer langen Abhandlung an Hand des damals vorhandenen Vergleichsmaterials zu begründen suchte (Schatzmann, 1939).

Was den Brustpanzer angeht, so ist die Ähnlichkeit mit der silbernen Büste des Lucius Verus aus Marenngo verblüffend (Abb. 3): Der Panzer und die Meduse auf der Brust sind fast gleichartig. Völlig andersartig hingegen ist der Gesichtsausdruck und die Haartracht der Büste von Avenches gegenüber den anderen Porträtendarstellungen von Mark Aurel: Der Philosophenkaiser hat ein schmales Gesicht, seine Augen sind eher klein, die gekräuselte Haar- und Barttracht fehlt nirgends. Der Kopf von Avenches hingegen zeigt eine deutlich andere Nasenform und lässt in seiner allgemeinen Physiognomie eher an einen Gallier als an einen Römer denken.

Fragen an die Goldbüste

Schon Schatzmann anerkennt, dass das angebliche Porträt Mark Aurels nicht nach der Natur geschaffen wurde (Schatzmann, 70). Und weil sich der von der Norm abweichende Charakter des Bildnisses nicht leugnen lässt, erklärt er die Büste für ein Meisterwerk des gallischen Kunsthandwerks (Schatzmann, 86).



Abb. 3: Silberbüste des Lucius Verus von Marengo
Torino, Museo Archeologico aus: Bulletin de l'association *Pro Aventico*, 26 (1981), S. 26

Am Ende seines Artikels muss er jedoch eingestehen, dass der kostbare Fund von Avenches keinem einzigen Mark Aurel-Porträts in irgendeinem Museum gleicht (Schatzmann, 90). Die Zuschreibung an den obigen Kaiser ist also arbiträr. – Darin hat auch die Kritik anzusetzen, die sicher schon damals mancher *in petto*, aber nicht öffentlich äußerte. Dass soviel Zeit verstrich, bis man öffentlich diesen Mark Aurel zu bezweifeln begann, war auch zeitbedingt. Der Krieg und die Nachkriegszeit ließen andere Probleme wichtiger erscheinen. – Und *last but not least* fehlten lange Zeit griffige Vergleichsmomente und sonstige Kriterien zur Widerlegung.

In einem außerordentlich gut dokumentierten Artikel legte Jean-Chr. Balty 1980 die Gründe dar, weshalb das Kaiserporträt von Avenches unmöglich Mark Aurel darstellen konnte. Er betont den Umstand, dass römische Kaiserbüsten nach einem festen Prototyp geschaffen wurden, der überall im Reich befolgt wurde. Aus diesem Grund sei ein „gallischer“ Kaiserkopf gar nicht möglich, wenigstens nicht zur Zeit der Antoninen. Balty allerdings glaubt positive Kritik üben zu müssen und will die Büste von Avenches nur zeitlich verschieben, nämlich in die spätrömische Zeit. Dort sieht er Entsprechungen in Porträts von Kaiser Julianus Apostata. Anders als Mark Aurel war der Apostat nämlich in Gallien und sogar in Helvetien, sodass eine Datierung „kurz nach 360 nach Christus“ plausibel sei – auch unter Berufung auf den bereits genannten „spätromischen“ Geschichtsschreiber Ammianus Marcellinus. Als Julianus von Avenches sei also doch ein ungewöhnliches Kaiserporträt gefunden worden: „*Diese Augen von einer seltenen Intensität des Ausdrucks erheben sich zur Ferne in undurchdringliche Sphären*“. Und das Ganze sei ein „*staunenswertes und bewundernswürdiges Bild des Philosophenkaisers und heidnischen Heiligen, dessen glühende Mystik nichts gemeinsam hat mit der blassen Figur von Mark Aurel*“ (Balty, 63; Übersetzung: CP). Baltys Aufsatz ist in der Festschrift für den Berner Kunsthistoriker Hans Jucker erschienen. Dieser allerdings wollte von den Gedanken eines seiner Gratulanten nichts wissen.

Bereits im nächsten Jahr schrieb Jucker auf den Vorstoß eine Entgegnung: „*Mark Aurel bleibt Mark Aurel*“. – Der Titel besagt alles: Die Büste habe keine Ähnlichkeit mit Julianus Apostata, sondern stelle wirklich Mark Aurel in seinen späten Lebensjahren dar. Man müsse das Porträt für ein transportables, im nahe gelegenen Tempel aufbewahrtes Kaiserbildnis halten, das von den Priestern aus unbekanntem Anlass in dem Abwasserkanal im Hofe des Heiligtums versteckt worden sei. Interessant an dem sonst wenig ergiebigen Artikel Juckers ist der Hinweis, dass in ganz Helvetien und in deren näherer Umgebung bisher keine Kaiserbüste gefunden worden sei (Jucker, 9).

Als erster Einwand ist festhalten, dass alle drei Autoren – Schatzmann, Balty und Jucker – vollkommen an die Authentizität der Quellen und der Chronologie glauben. – Aber man muss gleich am Anfang klar sagen: Ein Streit um eine angebliche Büste von Mark Aurel kann nur entstehen, wenn man die Geschichte des an-

geblichen „Römerreiches“ und seiner Akteure für wahr hält. Aber aus geschichtsanalytischer und geschichtskritischer Sicht halte ich das ganze angebliche Altertum für erfundene Geschichte, was eine völlig andere Ausgangslage für die Kritik ergibt. Vor allem aber haben die genannten Forscher und überhaupt niemand bisher die Möglichkeit einer Fälschung des goldenen Mark Aurel erwogen. Doch gerade die Fälschungsgeschichte ist in den letzten sechzig Jahren viel weiter gekommen.

Mark Aurel – der Lieblingskaiser der Renaissance

Um die Büste von Avenches zu widerlegen, ist es zuerst nötig, auf die Bedeutung hinzuweisen, die der angebliche Kaiser Mark Aurel im Verlaufe der *Großen Aktion* der Geschichtserfindung des Spätmittelalters und der Renaissance gewann. Uwe Topper hat deshalb in seinem gleichnamigen Buch diesem Thema ein eigenes Kapitel gewidmet: *Marc Aurel, der christliche Kaiser* (Topper, 1998, 62 ff.).

Die Wertschätzung des Philosophenkaisers ergab sich durch die Gattung der Fürstenspiegel; das sind Ermahnungen, die erfundenen Herrschern zugeschrieben wurden und sittliche Vorbilder für eine Fürstenherrschaft darstellten. Diese Literaturgattung idealisierte auch vergangene Epochen – wie eben das neuentdeckte „Altertum“ - im Sinne der Renaissance. Das bekannteste Produkt dieser Gattung war die *Sonnenuhr der Fürsten* des Spaniers Antonio de Guevara, geschrieben 1518 bis 1524. Dieses Buch nannte der Verfasser auch *Das goldene Buch von Marcus Aurelius* und wurde ungemein erfolgreich, ein Bestseller der Renaissance (Topper, 1998, a.a.O.).

Durch den Erfolg kühn geworden, erfrechte sich Guevara, in zwei Bänden *Familienbriefe* von Mark Aurel herauszugeben, die trotz ihres unmöglichen geschichtlichen und chronologischen Hintergrundes ebenso erfolgreich wurden wie der Fürstenspiegel. Solche Werke riefen Nachahmer auf den Platz. So bot gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts der Humanist und Abenteurer Michael Schütz alias Toxites (oder Toxita) den Zürcher Verlegern Gesner ein griechisches Manuskript an: die berühmten *Selbstbetrachtungen* des Mark Aurel. - Andreas Gesner druckte das Manuskript 1559, zusammen mit einer lateinischen Übersetzung. Dass der sagenhafte römische Kaiser - selbst wenn es ihn gegeben hätte - unmöglich dieses philosophische Buch geschrieben haben kann, ist noch das wenigste. Aber hier wurde Mark Aurel endgültig „ein humanistisch neu formulierter Jesus, der außerhalb von Raum und Zeit den europäischen Gestaltungswillen verkörpert“ (Topper, 1998, 68).

Die bildnerische Wertschätzung Mark Aurels hatte allerdings schon vorher eingesetzt. Dokumentiert wird diese Verehrung für den römischen Philosophenkaiser unter anderem durch etwa hundert Bildnisse, die noch heute erhalten sind. Am bekanntesten ist das bronzene Reiterstandbild auf dem Kapitol in Rom. Hier ist die erfundene Geschichte zu erwähnen, die das Kunstwerk historisch begründen soll. Es ist mir beim Studium der Antiquitäten in Rom nämlich aufgefallen, dass die bedeutendsten, am besten erhaltenen und deswegen auch umstrittenen Bauwerke Roms eine Legende besitzen. „*Die Legende versucht, den Ursprung und das Schicksal eines Bauwerkes innerhalb des fingierten Geschichtsbildes zu erklären und liefert dabei oft erstaunlich detaillierte Einzelheiten*“ (Pfister, 2001, 35; Pfister, *Matrix*, 59 ff.). Denn es ist nicht leicht, geschichtlich eine perfekte Erhaltung zu begründen, wenn zwischen Antike und Renaissance angeblich tausend wüste Jahre liegen. Beim Reiterstandbild des Mark Aurel auf dem Kapitol hört sich die Legende so an: Das metallene Kunstwerk sei deswegen im „Mittelalter“ nicht eingeschmolzen worden, weil man es für eine Darstellung des Christenfreundes Konstantin des Großen gehalten habe. So wurde die Statue vor der Lateran-Basilika aufgestellt und 1538 auf den heutigen Standort auf dem Kapitol versetzt. – Aber Ferdinand Gregorovius erzählt, dass zu Beginn des 13. Jahrhunderts Otto IV., der Mitkönig oder Nebenbuhler des jungen Königs Friedrichs II. von Hohenstaufen, das bronzene Reiterstandbild aufgestellt habe. Dieser Otto ist vielleicht ein hochmittelalterliches Analogon von Marcus Aurelius (Fomenko II, 30). – Und erst Bartolomeo Sacchi habe 1481 den Irrtum der Zuschreibung an Konstantin erkannt und es als Bildnis von Mark Aurel identifiziert. – Doch ist das Reiterstandbild sicher erst im 16. Jahrhundert geschaffen worden.

Die unmögliche Goldbüste

Aus den bisherigen Darlegungen wird klar, dass erstens die römische Geschichte mit ihren Ereignissen, Akteuren und Zeitstellungen nicht stimmt. Und deutlich wird auch, dass die Figur Mark Aurels erst in der Renaissance eine überragende Bedeutung als beinahe christlicher stoisch-philosophischer Herrscher bekam. Ebenso wird ersichtlich, dass der detaillierte kunstgeschichtliche Vergleich nichts bringt, weil authentische Werke und Fälschungen kaum auseinander zu halten sind und auch die Zeitstellungen frei flottieren. Die übertriebene vergleichende Analyse mutet teilweise auch wie ein Versuch an, die einfachen, handfesten und für jedermann nachvollziehbaren Einwände auszublenden. Stellt man die Kritik so auf neue Grundlagen, lässt sich der merkwürdige Mark Aurel aus Avenches erst richtig angehen.

Gleich am Anfang ist der merkwürdige Umstand festzuhalten, dass von allen römischen Kaisern – gleichgültig ob sie Jahre und Jahrzehnte oder nur ein paar Monate regierten - Porträts in Stein oder in Metall erhalten sind, manchmal sogar in großer Zahl. – Normalerweise wird angenommen, dass die meisten Kaiserbildnisse nach dem Tod des Herrschers zerstört wurden. Und metallene Kunstwerke wurden, wenn sie nicht mehr gebraucht wurden eingeschmolzen, denn der Rohstoff war kostbar. – Die Sache mit den römischen Kaiserbildnissen ist sehr suspekt. Aber selbst wenn es eine „Römerzeit“ gemäß dem noch heute gemeinhin geglaubten Geschichtsbild gegeben hätte, so mutet der goldene Fund von Avenches sonderbar an. Erstens sind die meisten Kaiserbildnisse aus Stein gearbeitet; aus Bronze schon viel seltener. Büsten und Statuen aus Gold hat es kaum gegeben. Man behelf sich mit einer Vergoldung oder Versilberung. Eine Kaiserbüste aus purem Gold müsste bei aller Herrscherverehrung doch etwas Außerordentliches gewesen sein, besonders in der Provinz. Und wie erklärt man sich das Faktum, dass anderthalb Kilo reines Edelmetall zu irgendeinem Zeitpunkt in einer fernen Vergangenheit in die städtische Kanalisation geworfen wurde? Waren die „Römer“ etwa so märchenhaft wohlhabend oder goldverachtend, dass sie sich solche Gesten erlauben konnten? – Hier wird ganz einfach der gesunde Menschenverstand beleidigt.

Es wird behauptet, dass Aventicum bei dem sagenhaften Alamannensturm „260 AD“ zerstört und die Goldbüste bei diesem Anlass in der Kanalisation des Tempelhofes versteckt wurde. – Aber haben die Eroberer die Stadt etwa im Handstreich genommen, sodass nicht einmal mehr Zeit blieb, die wertvollsten Dinge gut zu verstecken oder wegzutragen? Und die zerstörte Stadt wurde später auf der Suche nach Baumaterial und Metall durchwühlt. Dass bei diesen Tätigkeiten niemand je auf einen so großen Klumpen Gold gestoßen wäre, kann man kaum glauben. Es ist auch unvorstellbar, dass in alter Zeit ein einzelner Gegenstand aus einer so großen Menge Gold gefertigt wurde. Das ergibt sich schon aus den Gewinnungsmethoden. Grundsätzlich deckten die alten Zeiten ihren Goldbedarf aus Flussgold. Es ist bekannt, dass viele Flüsse sehr goldhaltig sind und nur die heutigen Verbauungen eine wirtschaftliche Ausbeute der mitgeschwemmten Goldflittchen verunmöglichen. Flussgold nun wurde stetig, aber immer nur in kleinen Mengen gewonnen.

Das reichte für Münzen und für goldene und vergoldete Kleingegegenstände, aber kaum für große massiv goldene Arbeiten. Die Renaissance fälschte hemmungslos, weil schon damals die Nachfrage nach Antiquitäten das Angebot überstieg. Dann hätte dieses Zeitalter also die Goldbüste – ob es nun Mark Aurel darstellte oder einen Gallier – versteckt. – Aber in dieser Zeit vergrub man im Allgemeinen nur Gegenstände, die man später wieder bergen wollte. Bei einem so großen Klumpen Gold ist eine solche Absicht auszuschließen. Dann macht die perfekte Erhaltung des goldenen Porträts stutzig. Der Bodendruck hätte das Objekt - das innen hohl ist - unweigerlich deformieren müssen. Aber außer einigen bestoßenen Stellen und einem Kalküberzug musste an der Büste wenig restauriert werden.

Zuletzt soll ein erstes Mal die Büste von Avenches mit den vielen anderen erhaltenen Mark Aurel-Porträts verglichen werden. Jede Betrachtung ergibt, dass der Fund aus Aventicum unmöglich den Philosophen-Kaiser darstellen kann. Die Unterschiede sind einfach zu groß. Das zeigt schon der Vergleich mit einer anderen metallenen Büste, dem 1974 entdeckten bronzenen Mark Aurel-Porträt aus Pécs (Fünfkirchen) in Ungarn (Abb. 4). Wir ahnten es und sind uns nunmehr gewiss: Die angeblich Mark Aurel darstellende Büste aus Avenches muss eine Fälschung sein.

Die goldreichen Helvetier

Wie sehr unsere Vorstellung über die Vorzeit von erfundener Geschichte und Literatur geprägt ist, zeigt die überall kolportierte Bemerkung des „griechischen“ Geographen Strabo, der die Helvetier – also die gallorömischen Bewohner des heutigen schweizerischen Mittellandes – als „goldreiche, aber friedliche Leute“ charakterisiert. Tatsache ist, dass mehrere Gewässer in der Schweiz als goldreich gelten: die Zuflüsse des Napfgebietes zwischen Emmental und Entlebuch, die Arve bei Genf, der Hochrhein unterhalb von Schaffhausen, die Emme, die Aare, ferner der Vorder- und Hinterrhein in Graubünden. Archäologisch ist bis heute in der Schweiz allerdings nirgends eine Ausbeutung von Flussgold nachgewiesen. Auch die Durchwühlung von alten Flussterrassen zwecks Goldgewinnung, wie sie in Bayern bei den sogenannten „Hochäckern“ festgestellt wurde (Fischer, 1996), ist hier nicht zu belegen.

Die Funde von archäologischen Goldobjekten in der Schweiz sind bemerkenswert und rechtfertigten 1991 sogar eine Ausstellung in Zürich (Gold der Helvetier, 1991). Im Vergleich zu anderen mitteleuropäischen Gebieten - etwa Süddeutschland und Böhmen - ist die bisher bekannt gewordene Menge von goldenen und vergoldeten Objekten allerdings nicht besonders hoch. Das eingangs erwähnte Strabo-Zitat ist schwer zu belegen.



Abb. 4.: **Bronzekopf des Mark Aurel aus Pécs (Ungarn)**
Janus Pannonius Museum, Pécs (Fünfkirchen) aus: *Bronze et or*; Genève 1996

Römisches Gold in der Waadt der 1930er Jahre

Bedeutende Funde von Goldgegenständen, die der Vorzeit zugeordnet werden, wurden in der Schweiz im 20. Jahrhundert nur drei gemacht. - Die Goldbüste des Mark Aurel von Avenches befindet sich darunter. – Aber eben durch die Analyse der drei Funde kommen wir womöglich zu einer Lösung für das eine Objekt. Der letzte bedeutende Fund von Goldgegenständen waren die sieben keltischen Hals- und Armringe von Erstfeld im Kanton Uri, entdeckt durch Zufall 1962 in einem Geröllhang anlässlich der Errichtung einer Lawinenerverbauung. - Auf diese spektakulären Objekte kann hier nicht eingegangen werden (vgl. *Gold der Helvetier*, 124 f., Eluère, 168 f.).

Der Mark Aurel von Avenches ist nicht der einzige bedeutende Gold-Gegenstand, der in der Waadt in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts gefunden wurde. 1936 nämlich wurde bei den Ausgrabungen in dem römischen Vicus von Vidy am Genfersee unterhalb von Lausanne der bedeutendste Münz-Hortfund der Schweiz gemacht. In einer Haus-Ruine - in zwei acht Meter voneinander entfernten Ecken - kamen je 35 römische Goldmünzen zum Vorschein. Die späteren Besitzer des Hauses sollen nichts von dem Schatz unter dem Fußboden gewusst haben, der zusammen etwa ein halbes Kilo Edelmetall ausmacht. – Die Münzen stammen von acht römischen Kaisern zwischen Vespasian und Antoninus Pius. Die Fundumstände und die Art des Hortfundes stimmen verdächtig. Es wurde behauptet, die ältesten Münzen seien am meisten abgegriffen (Lousanna, 61); aber an anderer Stelle wird gesagt, alle Goldstücke seien stempelfrisch (*Gold der Helvetier*, 160). Ebenso wird die Zahl der Münzen einmal mit zweimal 35, das andere Mal mit zweimal 36 angegeben. – Und wie die symmetrische Anordnung des Goldhortes in dem Innenraum zu erklären ist, wird nicht erläutert. Der Hortfund von Vidy ist sicher eine Fälschung; offenbar arrangiert, um dieser Ausgrabungsstätte bei Lausanne etwas goldenen Glanz zu verleihen.

Nun kann man annehmen, dass wenn man 1936 einen Fund von einem halben Kilo römischem Gold plausibel machen, es zweieinhalb Jahre später auch wagen konnte, die dreifache Menge des Edelmetalls in einer Ausgrabung im gleichen Kanton zur scheinbar zufälligen Entdeckung bereitzustellen.

Ich habe schon erwähnt, dass die römischen Kaiser – sei es Vespasian, Antoninus Pius oder Marcus Aurelius – erst von der Geschichtsfälschungsaktion der frühen Neuzeit geschaffen wurden, dass die erwähnten Funde auch erst frühestens in dieser Zeit in den Boden gelangt sein können. Aber dass man eine solche Menge Gold an so wenigen Orten vergrub, in der Annahme, dass Jahrhunderte später Ausgräber darauf stoßen würden, kann ausgeschlossen werden. Da bleibt nur die Folgerung, dass diese „Funde“ in den 1930er Jahren hergestellt worden sind.

Die zusammengesetzte Büste

Um zu der Mark Aurel-Büste zurückzukehren, so sind hier zwei verschiedene Kunststile auszumachen, die als Vorbild dienten: Die Schulterpartie ist ganz sicher nach dem erwähnten Silberbildnis des Lucius Verus aus Marengo (Abb. 3) geformt. Die Ähnlichkeit ist frappant und wird auch von den anderen Autoren ausdrücklich anerkannt. Dieser Teil ist also wirklich „römisch“. Was den Kopf anbelangt, so muss angenommen werden, dass nicht ein Porträt des besagten römischen Kaisers als Vorbild gedient hat. Solche Bildnisse wurden nämlich, wie auch von den bisherigen Forschern eingeräumt, stets nach einer Vorlage geschaffen, die immer und überall streng eingehalten wurde. Die Abweichungen in den Gesichtszügen des Mark Aurel von Avenches mit lokalen gallorömischen Kunsteinflüssen erklären zu wollen, greift nicht. Aber nicht ein anderer römischer Kaiser scheint als Modell für das rätselhafte Porträt gedient zu haben, sondern „mittelalterliches“ Gold- und Silberschmiedehandwerk. Richtig sagen die Verfasser des Kataloges *Bronze et or*, dass die angebliche Büste von Mark Aurel aus Avenches „unwiderstehlich“ (*irrésistiblement*) den mittelalterlichen Reliquiarköpfen gleiche, besonders demjenigen des heiligen Candidus, der in der Abtei Saint-Maurice im Wallis aufbewahrt wird (*Bronze et or*, 122).

Man kann diesen Hinweis ergänzen. Nicht nur der heilige Candidus (vgl. Abb. 5) hat eine frappante Ähnlichkeit mit dem Mark Aurel-Porträt, sondern auch der Reliquiarkopf des heiligen Mauritius aus Rheinau (Kanton Zürich), der ebenfalls aus der Werkstätte des Klosters Saint-Maurice stammt. Die strengen, unbewegten Gesichtszüge der Goldbüste aus Avenches erklären sich nur von dort her, desgleichen die großen Augen – welche immer eine Nähe zum Christentum andeuten. Die goldene Mark Aurel-Büste aus Avenches ist also ein stilistischer Zwitter: „kaiserzeitlich-römisch“ und „romanisch-mittelalterlich“. – Und es muss festgehalten werden, dass sich aus alten Zeiten nirgends massiv goldene Porträts erhalten haben. – Vom Stil als auch vom Material her kann dieses angebliche Kaiserbildnis somit nicht aus der Epoche stammen, welcher es bis anhin zugesprochen wurde.



Abb. 5: **Silberner Reliquiarkopf des heiligen Candidus** Saint-Maurice, Wallis aus: Daniel Thurre: *L'atelier roman d'orfèvrerie de l'abbaye de Saint-Maurice*; Sierre 1982; Tafel 16

Nach der ersten Drucklegung dieses Artikels legte ich auch Abbildungen der Mark Aurel-Büste dem Fälschungsspezialisten Uwe Topper vor. Dieser antwortete mir mit folgenden hochinteressanten Bemerkungen zu diesem Porträtkopf:

„Die Proportionen am Kopf stimmen nicht, die Stirn ist zu klein, die Haare setzen zu niedrig an; auch an den Seiten der Stirn. Die Ohren sind winzig und der Mund ebenso, im Vergleich zu den Nasenflügeln. So sah ein Kopf nie aus. Aber wenn man etwas Altertümliches produzieren wollte, einen ‚archaischen‘ Schädel, dann wird man genau diese Merkmale hervorgekehrt haben. Leider übertrieben. Und derartige Kenntnisse über Schädelentwicklung sind erst seit den Neanderthaler-Diskussionen möglich. Außerdem ist der Fund im

Abwasserkanal sehr klug platziert, denn mit Funden im Erdreich hat man schon oft Pech gehabt. Es ist nämlich leicht festzustellen, wenn das Erdreich vorher durchgewühlt worden war. In Kanälen hingegen gibt es keine stratigraphischen Schichten.“

Angesichts dieser klaren Worte eines Außenstehenden werden die Archäologen und Kunsthistoriker Mühe haben, weiter die Authentizität dieses Mark Aurel von Avenches zu stützen. – Heute scheint man sich von offizieller Seite sogar schon eine Hintertür für einen allfälligen Rückzug vorbereitet zu haben. So schreibt Andres Furger in dem neuesten Werk über die Römer in der Schweiz, dass wenn die Büste tatsächlich echt sei, man die besonderen Gesichtszüge „dem provinziellen Geschmack des Künstlers zuschreiben“ müsse (Furger, 282).

Es fällt auf, dass allgemein sehr viele Dinge als „provinzialrömisch“ erklärt werden. Bevor das endgültige Wort in stilistischer und historischer Hinsicht gesprochen wird, bliebe noch Zeit für eine erneute Materialprüfung der Büste von Avenches. – Bereits erwähnt wurde der ungewöhnlich hohe Reinheitsgrad des Goldes von 22 Karat. – Eine technologische Untersuchung könnte womöglich die Art des Edelmetalls bestimmen – Waschgold oder Berggold. Obwohl dies bei dem Porträt von Mark Aurel aus Avenches noch nicht geschehen ist, so sind diesbezügliche Hoffnungen zu dämpfen. „Aus verschiedenen Gründen führt die naturwissenschaftliche Analyse ... nur selten zu einem beweiskräftigen Ergebnis“ (Guggisberg, 2000, 16). – Aber immerhin sind noch nicht alle Nachweismethoden erschöpft. Da bliebe noch die Aufgabe, die Motive der beiden goldenen Fälschungen – derjenigen von Vidy 1936 und der von Avenches 1939 - zu enträtseln und deren Hintermänner aufzudecken. Nicht dass sich diese Umstände vielleicht doch erhellen ließen. Aber es ist immer mühsam und undankbar, eine Fälschung zu entlarven; wohingegen einfach, eine solche zu fabrizieren. Regionaler Patriotismus in einer schwierigen politischen und wirtschaftlichen Zeit scheint jedenfalls den Hintergrund und die Grundlage für diese Aktion im Waadtland gebildet zu haben. Wenn die Mark-Aurel-Büste von Avenches demnach als Fälschung anzusehen ist, so soll trotzdem nicht der Wert des Objektes angezweifelt werden. Den Materialwert hat die Büste alleweil, und auch der künstlerische Wert ist hoch einzustufen. Nur sollte man den Porträtkopf nicht mehr als antike Goldschmiedekunst ausgeben, sondern als Beispiel für das Kunsthandwerk der 1930er Jahre.

Literatur

- Balty, Jean-Ch. (1980): *Le prétendu Marc-Aurèle d'Avenches*; in: Eikones. Studien zum griechischen und römischen Bildnis. Hans Jucker zum sechzigsten Geburtstag gewidmet; Bern, 57 ff.
- Bögli, Hans (1991): *Aventicum*. Die Römerstadt und das Museum; Avenches *Bronze et or* (1996). Visages de Marc Aurèle. Empereur, capitaine, moraliste; Genève (Katalog)
- Eluère, Christiane (1987): *Das Gold der Kelten*; München
- Förster, Otto (1997): *Das Gold der Kelten*; Stuttgart
- Fomenko, A. (1994): *Empirico-statistical analysis of narrative material and its applications to historical dating*; vol. 2: The analysis of ancient and medieval records; Dordrecht
- Furger, Andres (2001): *Die Schweiz zur Zeit der Römer*. Multikulturelles Kräftespiel in der Schweiz vom 1. bis 5. Jahrhundert; Zürich
- Geise, Gernot L. (1997): *Wer waren die Römer wirklich? Unser Geschichtsbild stimmt nicht!* Hohenpeißenberg *Gold der Helvetier* (1991); Zürich (Katalog)
- Guggisberg, Martin (2000): „Goldreiche, aber friedliche Leute“ – Bemerkungen zum Goldschmuck der Helvetier; in: Zeitschrift für Kunst und Architektur in der Schweiz, 1, 2000, 14 ff.
- Jucker, Hans (1981): *Marc Aurel bleibt Marc Aurel*; in: Bulletin de l'Association Pro Aventico 26, 1981, 5 ff.
- Lousanna: la ville gallo-romaine et le musée*; Lausanne 1993
- Pfister, Christoph (2000): *Avenches – Aventicum – Wiflisburg - Neapolis*: eine besondere Römerstadt nördlich der Alpen (www.samain.ch)
- Pfister, Christoph (1999): *Zur langen Baugeschichte des Mittelalters*. Kritik an der überlieferten Chronologie und Versuch einer Neubetrachtung; in: Zeitensprünge 1/99, 139 ff.
- Pfister, Christoph (2002): *Der antike Berner Bär*. Die Vorgeschichte einer mächtigen Stadt; Fribourg
- Pfister, Christoph (2002): *Die Matrix der alten Geschichte*. Analyse einer religiösen Geschichtserfindung; Fribourg
- Pfister, Christoph (2001): *Das Pantheon als neulateinisches Bauwerk*; in: EFODON-SYNESIS, 2/2001, 33 ff.
- Schatzmann, Paul (1940): *Buste en or représentant l'empereur Marc-Aurèle trouvé à Avenches en 1939*; in: Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte, 2/1940, 69 ff.
- Thurre, Daniel (1992): *L'atelier roman d'orfèvrerie de l'abbaye de Saint-Maurice*; Sierre
- Topper, Uwe (1998): *Die „Große Aktion“*. Europas erfundene Geschichte. Die planmäßige Fälschung unserer Vergangenheit von der Antike bis zur Aufklärung; Tübingen
- Topper, Uwe (2001): *Fälschungen der Geschichte*. Von Persephone bis Newtons Zeitrechnung; München

Die APOLLO-Diskussion geht weiter

© Gernot L. Geise; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 6/2001

Landeplatz von APOLLO 15 gefunden?

Die NASA hatte in ihrer Homepage vom 27. April 2001 einen kleinen Hinweis darauf, dass die Landestelle von APOLLO 15 auf Fotos der Mondsonde CLEMENTINE 1 lokalisiert und gefunden worden sei. Dazu verweist die Seite zu einer anderen Homepage (1), wo ein Bericht von Leonard David veröffentlicht wurde. Er schrieb (Übersetzung durch den Autor):

"Legt endlich die absurden Vermutungen zur Seite, die Apollo-Mondlandungen seien ein Betrug gewesen. Zwei Wissenschaftler untersuchten Fotos von Mond-Orbiter-Sonden nach Anzeichen einer Landung. Durch eine neue Untersuchung fand Misha Kreslavsky, ein Weltraum-Wissenschaftler im Department of geological Science an der Brown Universität in Providence, Rhode Island, Anomalien auf der Mondoberfläche in der Nähe der Apollo 15-Landestelle.

Die Landefähre 'Falcon' von Apollo 15 landete am 30. Juli 1971 in der Hadley-Apenninen-Region nahe dem Apenninen-Gebirge. 'Falcon' war die erste gesteuerte Landefähre. Dabei transportierte sie vergrößerte Treibstofftanks und erstmalig einen Mondrover.

Die Mondspaziergänger David Scott und James Irwin blieben länger als drei Tage auf der Mondoberfläche. Dabei benutzten sie ein elektroangetriebenes Fahrzeug, das sie insgesamt 27,4 Kilometer über das zerkraterte Terrain beförderte.

Kreslavsky, zusammen mit seinem Forscherkollegen Yuri Shkuratov des Astronomischen Observatoriums Charkov in der Ukraine, benutzten Fotos, die der Hightech-Mondorbiter Clementine machte.

Die schneller-besser-billiger Clementine-Sonde der Ballistic Missile Defense Organisation umkreiste 1994 den Mond und benutzte dabei eine Kamera, die über eine Million Fotos im ultravioletten und im sichtbaren Bereich machte. Kreslavsky und Shkuratov studierten einen Teil der Clementine-Bilder von der Gegend der Apollo 15-Landestelle. Ihre Aufgabe war, frische Einschläge auf dem Mond zu finden oder Hinweise auf neuerliche seismische Aktivitäten in der Mondkruste. Die Arbeit und die benutzte Technik wurden nicht nur benutzt, um die Mondoberfläche zu studieren, sondern auch, um eine Prämie zu erhalten.

Ein kleiner dunkler Fleck, gefunden auf den Clementine-Bildern, ist kein frischer Krater, sondern stimmt mit der Apollo 15-Landestelle überein, sagte Kreslavsky.

Das ist das Ergebnis meiner Untersuchung von 52 Bildern, die Clementine durch einen Rot-Filter fotografierte, während die Sonde die Gegend vom südlichen zum nördlichen Horizont überquerte', sagte Kreslavsky. Ein undeutlicher dunkler Fleck kann genau an der Landestelle gesehen werden, meinte er.

Die neuen Untersuchungen ergänzen frühere der Raumforscher Noel Hinners und Farouk El-Baz aus dem Jahr 1972. Die beiden Forscher studierten hochauflösende Fotos der Landestelle. Eines der Bilder machte die 'Falcon'-Fähre beim Landeabstieg. Ein weiteres Bild, aufgenommen aus dem Apollo-Kommandomodul 'Endeavor' von Astronaut Alfred Worden, zeigt die Gegend ein paar Stunden,

nachdem Scott und Irwin gelandet waren.

‘Einige hellere Stellen des Landepunktes sind auf dem zweiten Foto zu sehen’, sagte Kreslavsky.

Wenn man die Clementine-Fotos der Apollo 15 Landezone anschaut, kann man verschiedene Anomalien sehen. ‘Alle außer einer könnten neue kleine Einschlagkrater sein. Nur die eine, die kein Krater zu sein scheint, deckt sich mit der Landestelle’, sagte Kreslavsky.

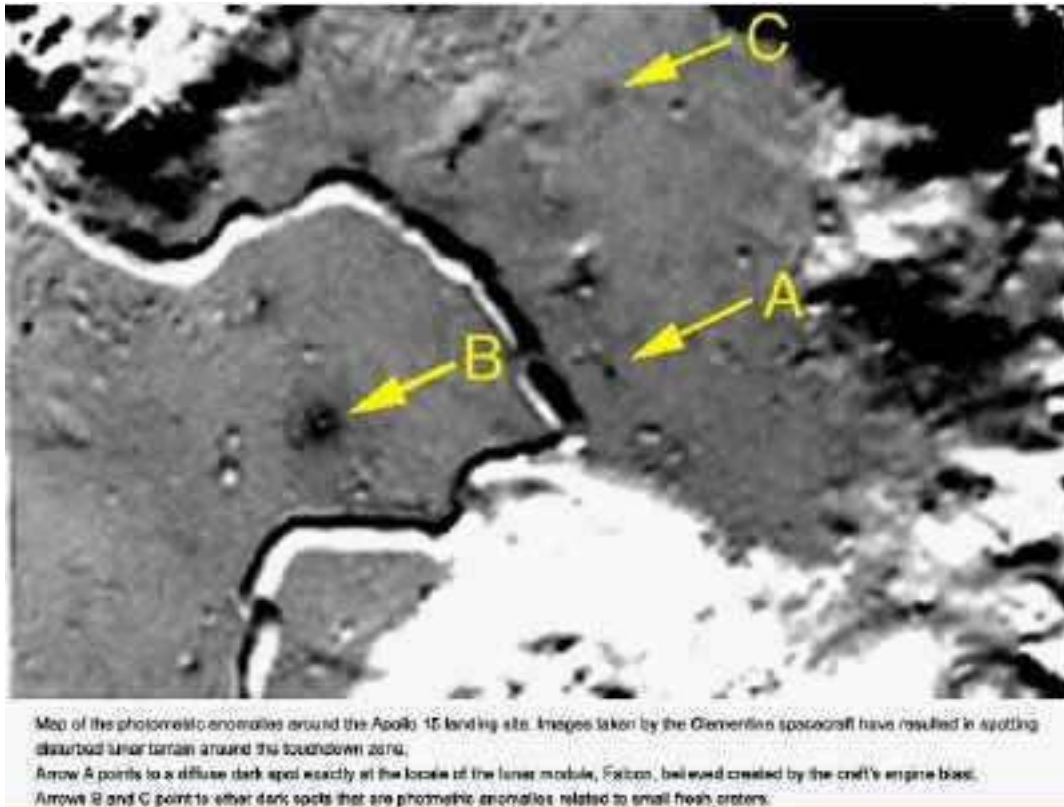
Die zerstörte Struktur des lunaren Regoliths stammt von der Landung, sagte Kreslavsky. Er meinte weiterhin, dass die Veränderung durch den Raketenantrieb während der Landung der Mondfähre hervorgerufen wurde. Die Anomalie hat einen Radius von etwa 50 auf 150 Meter um die Landestelle, sagte Kreslavsky. ‘Unglücklicherweise erlauben die Clementine-Daten keine genaueren Studien der anderen Landeplätze’."

Soweit der Original-Text. Wollen wir doch mal sehen, ob "die absurden Vermutungen" damit wirklich widerlegt werden!

Zunächst fällt es auf, dass die NASA die Entdeckung der beiden Forscher nur kleinlaut und unter "ferner liefen", am Rande anderer, nichtssagender Meldungen, und auch nur als "Link" (als Weiterschaltung zu einer anderen Homepage) veröffentlicht hat. Man darf nicht vergessen, dass die amerikanische Bevölkerung den NASA-Aussagen wesentlich skeptischer gegenüber steht als die europäische. So glaubt nicht nur heute jeder fünfte Amerikaner, dass die APOLLO-Mondflüge ein einziger großer Bluff waren. Da wäre doch eine Entdeckung wie diese eine einmalige Gelegenheit, die Werbetrommel für APOLLO zu rühren!

Warum sehen eigentlich so viele Menschen die APOLLO-Mondflüge so skeptisch? Gesetzt den Fall, sie hätten tatsächlich in der vorgegebenen Form stattgefunden, dann wäre es durchaus verzeihlich, wenn der NASA hier oder dort eine Panne unterlaufen wäre, die Widersprüche erzeugen könnte. Doch bei den APOLLO-Missionen häufen sich die Widersprüche in solch gigantische Höhen, dass das ganze APOLLO-Programm damit unglaublich geworden ist. Es gibt kaum eine NASA-Aussage dazu, die nicht relativ einfach widerlegbar ist.

Zwei Wissenschaftler haben sich also nun Bilder der Mondsonde CLEMENTINE vorgenommen und analysiert. Doch schauen Sie sich das veröffentlichte Bild in Ruhe an: Können Sie hierin etwa Überreste einer Landefähre erkennen? Ich nicht.



Die angeblichen Überreste der APOLLO 15-Mission auf der Mondoberfläche. Können Sie in diesen Flecken die Überreste einer Landefähre erkennen? Pfeil A zeigt einen diffusen dunklen Fleck, wo die Landefähre "Falcon" gelandet sein soll. Der Fleck soll vom Raketentriebwerk stammen. Pfeile B und C zeigen auf weitere dunkle Flecken, die sogenannte Anomalien darstellen.

Es stimmt schon nachdenklich, dass die von den genannten Forschern entdeckte "Anomalie" einen Radius von 50 mal 150 Meter (!) um den postulierten Landeplatz von APOLLO 15 haben soll. Durch was, bitte sehr, soll eine solch großflächige "Anomalie" hervorgerufen worden sein (sofern sie von einer Landung stammt)? Etwa durch das Landetriebwerk der Fähre, wie die Forscher meinen? Dann haben sie es leider versäumt, sich die APOLLO-Fotos vom Landeplatz mit der Fähre anzusehen. Denn darauf erkennt man unschwer, dass überhaupt kein Staub, geschweige denn größere Gesteinsbrocken, durch das Triebwerk weggeblasen worden sind (s. Abb.). Die Forscher gingen wohl von "normalen" Umständen aus und von den Angaben der NASA, dass das Landetriebwerk der Fähre die Ausmaße eines Mittelstrecken-Raketenmotors hatte, um das Gewicht der Fähre abbremsen zu können. Eine "Anomalie", ein durch das Triebwerk freigeblasener Platz (der dann eventuell farblich von der Umgegend absticht), müsste tatsächlich vorhanden sein, wenn die Fähre wirklich mit ihrem Raketentriebwerk gelandet wäre. Die APOLLO 15-Fotos zeigen jedoch, dass absolut nichts weggeblasen wurde! Aufgrund dieser Fotos kann also gar keine "Anomalie" durch die "Landung" entstanden sein. Wenn dieses aussageschwache CLEMENTINE-Foto der Beleg dafür sein soll, dass tatsächlich US-Astronauten auf dem Mond gelandet sind, dann wird es verständlich, dass die NASA es nur am Rande erwähnt.



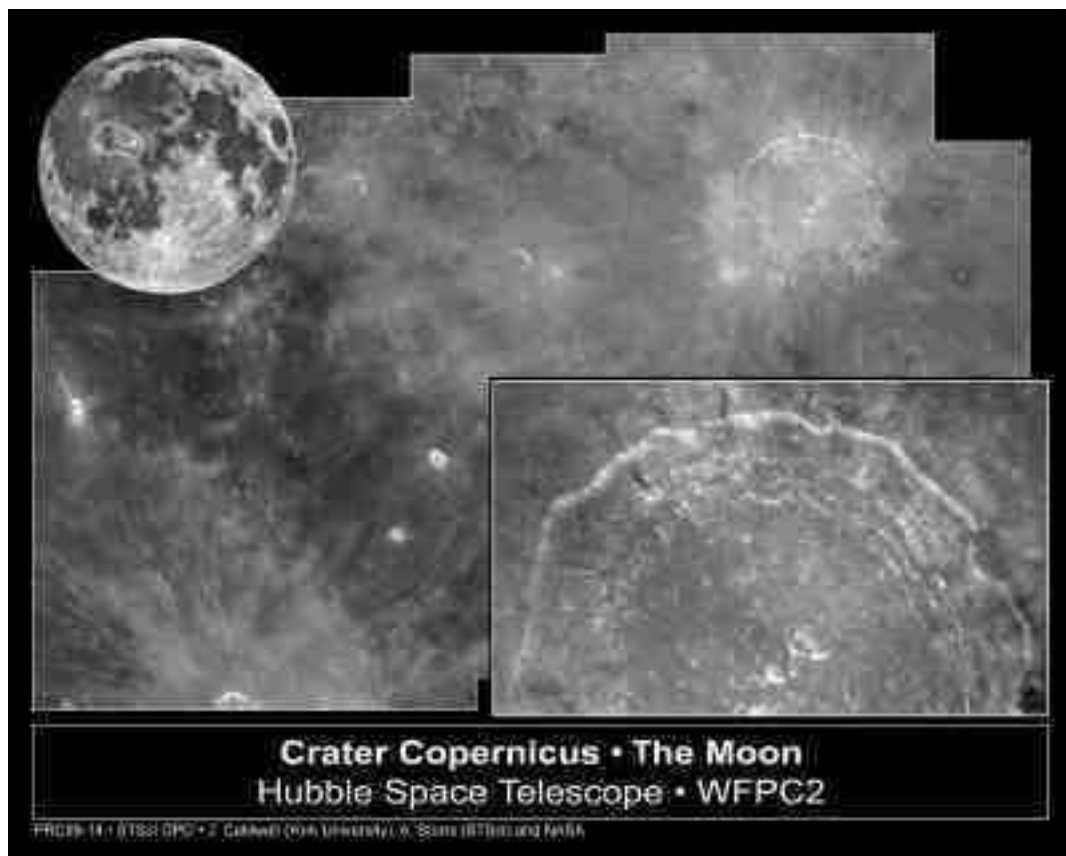
Die Mondlandefähre "Falcon" (links), daneben die beiden Astronauten Scott und Irwin mit dem "Mondrover". Woher kommt all der Staub, wenn er durch das Landetriebwerk weggeblasen wurde?

Der Schlusssatz "Unglücklicherweise erlauben die Clementine-Daten keine genaueren Studien der anderen Landeplätze" spricht für sich. CLEMENTINE hat "über eine Million Fotos" (NASA) von der Mondoberfläche gemacht. Dazu hatte sie eine Kamera an Bord, die hochauflösende Fotos machen konnte, eine Kamera, wie sie sonst nur in Spionagesatelliten eingesetzt wird. Wie gut sind die CLEMENTINE-Fotos eigentlich wirklich, wenn am "APOLLO 15-Landeplatz" keine Details erkennbar sind?

Ich bin der Meinung, dass es sich bei den undeutlichen Flecken auf der Mondoberfläche keinesfalls um Relikte der APOLLO-Flüge handelt, sondern bestenfalls um Einschlagkrater.

Wenn der NASA wirklich daran gelegen wäre, die "absurden Vermutungen, die Apollo-Mondlandungen wären ein Betrug gewesen" zu widerlegen, und wenn sie es könnte (!), dann würde sie (nur) eines ihrer zahlreichen Teleskope auf den Mond richten und der Weltöffentlichkeit zeigen: "Hier sind die Überreste der Landefähren!". Das "Hubble"-Weltraumteleskop kann beispielsweise Staubstürme auf dem Mars fotografieren oder Sterne, die Millionen Lichtjahre entfernt sind. Nach NASA-Angaben kann dieses Superteleskop jedoch angeblich den Mond

nicht fotografieren, weil seine Oberfläche zu hell sei... Doch das ist eine weitere Lüge der NASA-Märchenerzähler, denn es gibt tatsächlich "Hubble"-Fotos vom Mond (siehe Abb.), die sogar eine wesentlich bessere Qualität als die meisten CLEMENTINE-Fotos zeigen! [Anm. 2004: Das Hubble-Teleskop ist tatsächlich nicht in der Lage, Details auf der Mondoberfläche zu fotografieren, weil der Mond für das Teleskop "zu nah" ist und außerhalb des Teleskop-Schärfebereichs liegt]



Dass die NASA - entgegen ihrer Aussage, die Mondoberfläche sei zu hell für das empfindliche "Hubble"-Teleskop - es tatsächlich auf den Mond gerichtet und Fotos gemacht hat, beweist dieses Bild des Kopernikus-Kraters.

Bill Kaysing, einer der ersten Aufklärer der Mondfälschungsaktion der NASA (2), trat Anfang 2001 im US-Fernsehsender Fox auf, wobei er u.a. aussagte, die APOLLO-Filmaufnahmen seien in der Nevada-Wüste gedreht worden. Dazu muss man wissen, dass Kaysing nicht irgendein Wichtigtuer, sondern ein ehemaliger NASA-Ingenieur ist.

Keine Sterne

Kaysing erklärte u.a., die Fotos vom Mond würden keine Sterne zeigen (hätte er sich nur mal stichhaltigere Gründe ausgesucht!). Die flatternde US-Flagge erwähnte er ebenfalls. Außerdem gebe es Fotos von der "Mondoberfläche" mal mit und mal ohne Raumfähre.

Die NASA hatte prompt auf die Fernsehsendung reagiert und behauptet, die Sterne auf den Mondaufnahmen seien deshalb unsichtbar, weil die Helligkeit der

Mondoberfläche und der Raumanzüge alles überstrahlt habe. Ich frage mich, warum bei diesem Thema immer "um die Wurst" herum geredet wird? Dass die "Mondoberflächenhelligkeit" alles überstrahlt haben soll, ist ausgemachter Unsinn! Wenn es wirklich so wäre, dürften auf vielen Fotos keinerlei Details erkennbar sein. Die APOLLO-Fotos beweisen jedoch das Gegenteil: mehrere APOLLO-Missionen sind überdies bei fast völliger Dunkelheit durchgeführt worden, wie die Fotos ebenfalls zeigen. Es kann also gar keine "Überstrahlung" gegeben haben! Der einfache Grund dafür, dass keine Sterne erkennbar sind (sofern die Fotos nicht in einer Halle aufgenommen wurden!), ist ganz simpel: sie strahlen zu schwach! Die Astronauten hätten eine Kamera auf einem Stativ aufstellen und eine Langzeit-Aufnahme machen müssen. Das kann jeder selbst ausprobieren, indem er versucht, mit einer normalen Kamera bei Nacht den Himmel zu fotografieren. Das Bild wird schwarz sein, ohne Sterne, und wenn sie noch so hell leuchten!

Die Flatterflagge

Die Flagge würde flattern, weil die Astronauten sie mit kreisförmigen Bewegungen in den Boden gerammt hätten, sagt die NASA. Dazu ist zu sagen, dass es mindestens zwei Videoaufnahmen gibt, die Astronauten beim Flagge-Aufstellen zeigen. Tatsächlich ist es nicht ausgeschlossen, dass das "Flattern" durch-aus durch die Aktivitäten der Astronauten hervorgerufen worden sein könnte. Allerdings flattert die Flagge insbesondere bei der APOLLO 14-Szene recht merkwürdig. Es sieht so aus, als ob ein relativ starker Windstoß die Flagge mehrfach bewegt. Der Astronaut zieht sie mehrmals in die korrekte Position, woraufhin sie wieder zu flattern beginnt. Das ist jene Video-Version, die in den deutschen APOLLO-Sendungen bisher immer herausgeschnitten und durch eine Standbildaufnahme ersetzt wurde.

Könnte man die flatternde Flagge noch mit übertragenen Bewegungen der Astronauten erklären, so lässt sich der (schon in meinem Buch "Der Mond ist ganz anders!" (3) beschriebene) hin und her schaukelnde Einkaufsstützen-ähnliche Gegenstand, der wohl ein Sonnenwindsegel ist, unter der Mondfähre von APOLLO 14, nicht mehr durch Astronauten-Bewegungen erklären, denn - wie das Video ebenfalls zeigt - es befinden sich beide Astronauten außerhalb der Fähre! Diese Video-Szene ist den amerikanischen und britischen Kritikern der APOLLO-Missionen wohl bisher entgangen.

Landschaft mal mit und ohne Fähre?

Zu den Fotos von der Oberfläche mit und ohne Landefähre erklärte die NASA, sie seien einfach von verschiedenen Standpunkten aus aufgenommen worden... So einfach kann man es sich mit Erklärungen machen!

Prompt sprang auch Richard C. Hoaglands "Enterprise-Mission" "auf den Zug" auf. Hoagland, bekannter Bestseller-Autor sowie eifriger NASA-Kritiker und Verfechter der Mars-Anomalien, wurde mit seiner "Enterprise-Mission" (4) eigentlich eher dafür bekannt, aus von der NASA veröffentlichten Marsfotos Details zu erkennen, die er bis ins Unsinnige interpretiert.

Um so befremdender wirkt auf mich der Pro-NASA-Beitrag, der von Mike Bara, Steve Troy und Richard C. Hoagland gemeinsam unter dem Titel "Who Mourns For Apollo? - Or - Was It Really Only a Paper Moon?" veröffentlicht wurde, denn

hier wird der NASA derart "in den Hintern gekrochen", dass es schon fast peinlich ist. Man hat das Gefühl, eine Werbeseite der NASA zu lesen. Lang und breit lassen sich die Autoren u.a. darüber aus, wie es möglich ist, dass die selbe Landschaft einmal mit und einmal ohne Fähre zu sehen ist. Nach ihren Ausführungen, die exakt denen der NASA entsprechen, wurde nur der Fotografierstandpunkt gewechselt. So einfach kann man es sich jedoch nicht machen.

In dem mir vorliegenden Video "What Happened on the Moon?" (5), das von dem exzellenten APOLLO-Kritiker und Autor des Buches "Dark Moon" (6), David S. Percy, herausgegeben wurde, belegt Percy exakt, dass es tatsächlich Fotos mit und ohne Fähre gibt. Zunächst zeigt er die Landschaft und weist auf markante Details hin. Dann blendet er zwei Fotos mit und ohne Fähre übereinander, und nun kann man erkennen, dass der Fotograf tatsächlich keinesfalls zur Seite ausgewichen ist. Die Fähre ist einmal da und einmal nicht! Wohin sollte er auch ausweichen? Zur Seite? Davon verschwindet keine Fähre.

Mondgestein

Der stichhaltigste Beweis für die Mondlandungen seien jedoch die mitgebrachten Steine, behauptet die NASA. Selbst Laien könnten mit bloßen Augen Unterschiede zu irdischen Steinen erkennen. Ich frage mich jedoch: kennen denn Laien alle irdischen Gesteinssorten?

"Solche Steine können auf der Erde gar nicht künstlich hergestellt werden", sagt die NASA. Und damit hat sie wieder einmal die Unwahrheit gesagt, denn sie selbst hat damals "echtes Mondgestein" in ihren Labors hergestellt (7). Doch die normale Bevölkerung weiß das wohl nicht.

Dass es echtes Mondgestein gibt, ist unbestritten. Schließlich wurden nicht nur von der NASA, sondern auch von Russland durch automatische Mondsonden größere Mengen Mondgestein zur Erde gebracht. Und dieses Gestein ist es auch, das die NASA als von APOLLO mitgebrachtes Gestein vorzeigt.

Spiegel-TV

Am 27. Juli 2001 strahlte der Fernsehsender VOX in seinem Magazin "Spiegel-TV" einen "Weltraum-Themenabend" aus. Neben technischen Entwicklungen (Ionentriebwerk) war das Hauptthema die Widersprüche um die amerikanischen Mondflüge. Danach folgte noch (wohl, um von der Brisanz des APOLLO-Themas etwas abzulenken?) eine UFO-Untersuchung. Durch die Sendung führte souverän die Moderatorin Jutta Lang. Im Studio war als "Fachmann" der ehemalige deutsche Wissenschafts-Astronaut Dr. Werner Walter zu Gast. Die Sendung war gut und informativ aufgemacht und erzeugte starke Reaktionen bei den Zuschauern, denn viele glauben bis heute an die bemannten Mondlandungen. Pro und Kontra kamen ausführlich zu Wort.

Astronaut Walter bot jedoch kein überzeugendes Bild. Seine Ausführungen waren fahrig und kaum glaubhaft, er verhaspelte sich öfter und brachte Versprecher wie *"Kairo, eine Stadt mit fünf Milliarden Menschen"*. Auch seine Erklärungen, die er zu den vorgebrachten Fälschungsvorwürfen abgab, klangen nicht sehr überzeugend und zeugten teilweise eher von Unwissen. Seine Meinung, in unserer Galaxis seien wir das einzige intelligente Leben, hätte aus dem Mittelalter stammen können.

Zunächst wurde der NASA-Astronaut Brian O'Leary gezeigt, der sich äußerte, er halte eine Fälschung durchaus für möglich. Bill Kaysing, der APOLLO-Kritiker David S. Percy sowie andere technische Fachleute kamen zu Wort, um ihre Bedenken vorzutragen. Kaysing meinte beispielsweise, dass in den sechziger Jahren die Chancen, zum Mond und unversehrt wieder zurück zu kommen, nur bei 0,0017 % lagen.

Der Produzent des Kinofilmes "Unternehmen Capricorn", in dem es um eine von der NASA gefälschte bemannte Marslandung geht, erklärte, dass er damals diesen Film mit einem Budget von 4,8 Millionen Dollar gedreht hat. Wenn der NASA 40 Milliarden Dollar zur Verfügung standen, hätten sie locker eine perfekte Fälschung machen können.

Kaysing, der lange Zeit auf einem Raketentriebwerks-Testgelände gearbeitet hat, erklärte, dass es unmöglich sei, dass während des Funksprechverkehrs kein Antriebsgeräusch zu hören ist. Raketentriebwerke entwickeln einen Geräuschpegel bis zu 150 dB (Dezibel). Zum Vergleich: das Düsentriebwerk eines Kampffjets erzeugt etwa 120 dB.

Walter musste, darauf angesprochen, erklären, dass in einem Vakuum selbstverständlich kein Geräusch zu hören ist: *"Es ist keine Luft da!"*. Oh welche Einfalt! Es ging doch gar nicht darum, ob außerhalb etwas zu hören gewesen sei! Es ging um die innerhalb der Kapsel befindlichen Astronauten und ihre Gespräche mit der Leitstelle! Und innerhalb der Module befand sich Luft! Im übrigen wird das Antriebsgeräusch sehr deutlich über die Wände übertragen. Als Beispiel sind hier die Spaceshuttleflüge zu nennen, wo die Astronauten während der Startphasen und bei der Zündung des Triebwerks zur Rückkehr sich nur laut schreiend verständlich machen können. Das musste jedoch auch Astronaut Walter gewusst haben!

Schade, dass nicht genauer auf die Landefähren-Problematik eingegangen wurde, doch in einer knappen Stunde können nun mal verschiedene Themen nur angerissen werden. Die Landefähigkeit der Fähren (LM) wurde vor den APOLLO-Missionen niemals in der Praxis getestet. Ihr erster Testflug war praktisch die "Landung" von APOLLO 11. Zuvor gab es zwar einige Flugsimulationen in der Erdumlaufbahn, die jedoch nur zeigten, dass das Vehikel kaum steuerbar war. Es zeigte tausende Fehlfunktionen. Nur einige Monate vor dem Flug von APOLLO 11 machte Neil Armstrong einen Testflug mit einem LM-Prototyp. Wie der Film zeigte, geriet das Gerät nach kurzer Zeit völlig außer Kontrolle und stürzte ab, wobei sich Armstrong kurz vorher mit dem Schleudersitz retten konnte. Doch - oh Wunder! - bei den APOLLO-Missionen funktionierten die fehlerbehafteten Fluggeräte einwandfrei ohne jeden Aussetzer. Ein Ding der Unmöglichkeit bei einer solchen Fehlkonstruktion!

Die fehlenden Krater

Kaysing bemängelte die fehlenden Krater unter den Landefähren. Und wenn Kaysing als Fachmann für Raketenantriebe so etwas behauptet, dann hat es Hand und Fuß! Tatsächlich ist auf allen APOLLO-Fotos unter den Fähren der Staub liegen geblieben, was anhand der Fußspuren sehr gut erkennbar ist.

Die gebotenen Erklärungsversuche wirkten verkrampft, dass das Triebwerk mit einer Leistung von 1500 bis 2000 Pfund nicht in der Lage gewesen sei, Staub

wegzublasen... Auch Astronaut Walter gab Bemerkungen ab, die höchstens von Unwissen zeugten: Die Staubschicht auf der Mondoberfläche sei sehr dünn und wäre durch das Triebwerk weggefegt worden. Darunter sei fester Boden. Hat Walter eigentlich keine Bilder von den Landefähren auf der "Mondoberfläche" gesehen? Dann wüsste er, dass eben kein Staub weggeblasen wurde.



Auch unter der Landefähre von APOLLO 12 war kein Staub weggeblasen, obwohl sich die Triebwerksdüse mit rund einem Meter Durchmesser nur rund ein Meter über dem Boden befindet (im oberen Teil des Fotos erkennbar). Fußspuren in der Staubschicht reichen bis unter die Fähre.

Dann ging Walter zum Gegenangriff über. Beweise für eine Mondlandung seien 385 kg Mondgestein, in dem sich das in irdischem Gestein seltene Helium-3 befinde. Und es gibt Bilder von der Mondrückseite. **"Wenn keine APOLLO-Astronauten oben waren: Woher haben wir sie?"**. Da fragt man sich, wie weltfremd Walter eigentlich ist? Hat er noch nie davon gehört, dass schon vor APOLLO rund ein Dutzend unbemannter Sonden zum Mond geflogen sind? Dass nicht nur die USA, sondern auch die damalige UdSSR größere Mengen Mondgestein mit diesen Sonden zur Erde geholt haben? Und dass die Sowjets bereits die Mondrückseite fotografiert hatten, als die Amerikaner noch mit ihren fußballgroßen Explorer-Satelliten in der Erdumlaufbahn experimentierten? Dass der Mond bis zum Flug von APOLLO 11 bereits mindestens viermal durch unbemannte Mondsonden komplett kartografiert war? **"Woher haben wir die Bilder?..."**

In das APOLLO-Unternehmen waren über hunderttausend Menschen unmittelbar und nochmals bis zu einer halben Million Menschen indirekt involviert. Es wäre geradezu phantastisch, anzunehmen, in einem Schwindelunternehmen von derart großem logistischem Ausmaß hätten eine dreiviertel Million Menschen "dichthalten" können, hieß es.

Doch das ist ein Denkfehler! Es war nur eine Handvoll Menschen, die in alles eingeweiht waren. Und es gibt tatsächlich eine Reihe von Andersdenkenden, denen schon damals die eine oder andere Unstimmigkeit aufgefallen ist. Man sollte sich fragen, warum nach APOLLO eine ganze Reihe von führenden Technikern, NASA-Forschern und allein in den Jahren 1964 bis 1969 zehn NASA-Astronauten "verunfallt" worden - also eines unnatürlichen Todes gestorben - sind? Haben diese Menschen "zu viel" gewusst und wollten "aus der Schule reden"?

Es kann nur eine Handvoll führender Köpfe eingeweiht gewesen sein, und das lässt sich problemlos handhaben. Beispiel: Wenn ich ein Radio bauen will, dann kaufe ich mir die elektronischen Einzelteile in den verschiedensten Geschäften. Dabei weiß keiner der Einzelteil-Hersteller, was ich vor habe, obwohl an der Herstellung und dem Verkauf der Einzelteile bestimmt einige hundert Menschen beteiligt sind (in den Firmen).

Die falschen Schatten

Auf vielen APOLLO-Fotos sind merkwürdige Schattenrichtungen zu sehen. Die Schattenrichtungen verlaufen nicht parallel, wie es anzunehmen ist, wenn nur die Sonne als einziger Beleuchtungskörper vorhanden ist. Ein anderes Phänomen der APOLLO-Fotos besteht darin, dass auf vielen Bildern die fotografierten Astronauten zwar gegen die Sonne aufgenommen worden sind, jedoch auf der Schattenseite ausgeleuchtet sind, als wenn hier eine Zusatzbeleuchtung zur Anwendung gekommen wäre.



Schatten in alle Richtungen. Wie soll das funktionieren, wenn die Sonne der einzige Lichtkörper war? (APOLLO 17)

Hierzu wurden in der Sendung mehrere Fachleute befragt, die einhellig der Meinung waren, dass dieses Phänomen normal nicht erklärbar sei, nur mit einer Zusatzbeleuchtung sei es möglich, die Schattenpartien wie auf den Bildern aufzuhellen.

Interessant war auch der Vergleich zwischen zwei Szenen, in denen Astronauten auf einem Hanggelände agieren, das einschließlich der kleineren Felsbrocken völlig identisch ist mit dem auf einem Filmstreifen, der am Folgetag angeblich vier Kilometer entfernt aufgenommen wurde.



Schatten sollten immer parallel verlaufen, wenn sie durch die Sonne erzeugt wurden. Bei diesem Bild beachte man auch, wie dunkel die sonnenabgewendeten Seiten der Stämme sind! [Ergänzung 2004: Selbstverständlich können die parallelen Schatten etwa durch Geländeunebenheiten auch in der Richtung verzerrt werden!]

Astronaut Walter hatte natürlich gleich eine Erklärung für die unterschiedlichen Schattenrichtungen zur Hand. Das sei ganz normal und bedingt durch die unterschiedlichen Oberflächenstrukturen. An einem Berg sehe der Schatten nun mal anders aus als auf einer schrägen Fläche. Richtig! Aber Schatten, die auf demselben Bild nach links und rechts zeigen, können so nur zustande kommen, wenn die Beleuchtung in unmittelbarer Nähe steht, und nicht, wenn sie von der Sonne stammen. Dann müssen sie zwangsläufig parallel verlaufen.



Astronaut Young (APOLLO 16) gegen die Sonne fotografiert und trotzdem auf der Schattenseite hell beleuchtet: Das geht nicht ohne Zusatzbeleuchtung!

Die Strahlung

Um die Erde befinden sich die hochradioaktiv strahlenden Van-Allen-Gürtel mit ihrer höchsten Strahlungsstärke etwa zehn Kilometer über der Erde. Diese Strahlung bedingt, dass alle bemannten Raumfahrtunternehmungen einschließlich der internationalen Raumstation ISS unterhalb der Gürtel stattfanden und -finden. Für Astronaut Walter war das jedoch vernachlässigbar. Er plauderte locker davon, während seiner Erdumkreisungen habe er 400 rem aufgenommen. 1000 - 2000 rem seien für die APOLLO-Astronauten realistisch, und 5000 rem sei die Maximalgrenze der menschlichen Belastbarkeit pro Jahr. Da seien die APOLLO-Astronauten also weit unterhalb dieser Grenze geblieben.

Ich glaube, Walter hat in der Schule nicht aufgepasst! Wenn das alles wirklich so vernachlässigbar wäre, warum sprechen dann Experten davon, ein Raumschiff, das diese Strahlungsgürtel unbeschadet für die Mannschaft durchqueren wolle, müsste mit einer bis zu zwei Meter dicken Bleiabschirmung versehen werden? Nehmen wir nur einmal an, die APOLLO-Kapseln mit ihrer dünnen Aluminiumverkleidung hätte vor der Strahlung geschützt. Was war dann mit den Astronauten während der Zeit, die sie auf der Mondoberfläche in einem Raumanzug herum liefen? Die Mondoberfläche strahlt - das wissen wir von den Messungen der unbemannten Mondsonden - stark radioaktiv. Und die Anzüge aus Stoff, Plastik und Gummi schützten kein bisschen vor Strahlung. Und was ist mit den Kodak-Filmen, die im Freien gewechselt wurden? Es ist kein Bild bekannt, das radioaktive Schleier zeigt.

Das sagt die NASA

Die eingeblendeten Kommentare der NASA sprechen für sich: *"Die Leute, die glauben, dass wir nicht auf dem Mond waren, sind total verrückt!"* und *"Entscheidend ist letztlich, dass die Vereinigten Staaten Ende der sechziger Anfang der siebziger Jahre auf dem Mond gelandet sind. Ende der Geschichte."* (Brian Welch, NASA)

Für mich steht fest: Nach wie vor spricht mehr dagegen als dafür, dass die Amerikaner jemals mit Astronauten auf dem Mond waren.



Und noch ein Schmankerl zum Schluss: Auf diesem Foto von APOLLO 17 hat der fotografierende Astronaut leider nicht aufgepasst: Am oberen Bildrand sind offensichtlich die Scheinwerferreihen der Hallenbeleuchtung erkennbar, einschließlich des durch sie erzeugten Lichtkegels (APOLLO-Originalfoto 20147456)

Anmerkungen

(1) www.space.com

(2) Bill Kaysing veröffentlichte das Buch "We never went to the Moon" (Soquel, CA 1994).

(3) Gernot L. Geise: "Der Mond ist ganz anders!", Hohenpeißenberg 1996, 5. neu überarbeitete und aktualisierte Auflage Michaels Verlag, Peiting 2003.

(4) www.enterprisemission.com

Auf dieser Internetseite sind sehr viele Beiträge (in englisch) veröffentlicht, die sich sehr

kritisch mit Mars-Anomalien (Marsgesicht, "City" u.a.m.) sowie verschiedenen Mond-Anomalien beschäftigt.

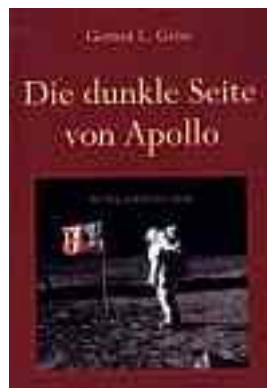
(5) "What happened on the Moon?" An investigation into Apollo. Did NASA fake the Apollo Record? (Aulis-Publishers 2000; www.aulis.com). Hierbei handelt es sich um zwei Cassetten mit rund vier (!) Stunden Beweismaterial und Videofilmen, die eindrücklich belegen, dass die Mondlandungen gefälscht sind.

(6) Mary Bennett und David S. Percy: "Dark Moon. Apollo and the Whistle-Blowers", London 1999.

(7) Ausführlich, wie die NASA es gemacht hat, in: Gernot L. Geise: "Der größte Betrug des Jahrhunderts? Die APOLLO-Mondflüge", Hohenpeißenberg 2000. Neuauflage: "Die dunkle Seite von APOLLO", Michaels Verlag, Peiting 2002.

Bildnachweis

Alle Abbildungen: NASA



Der Gott, der aus den Wäldern kam

© 2001 Thomas Ritter

Mischwesen – die Berichte über ihre Existenz gehören zu den Überlieferungen der alten Völker, die von der Schulwissenschaft allzu gern verschwiegen oder einfach ins Reich der Fabel verbannt werden.

Vor allem in Ägypten, aber auch im Vorderen Orient, im alten Sumer, im nabatäischen oder im assyrischen Reich finden sich bildliche Darstellungen dieser merkwürdigen Kreuzungen aus Mensch und Tier. Menschenköpfige geflügelte Löwen etwa – die Spingen – sind an Königshöfen der Antike einst wohl ebenso beliebte Haustiere gewesen wie heute Hund und Katze.



Aus dem antiken Indien aber gibt es Berichte über ein Volk von offenbar hochintelligenten Mischwesen, die mit den Menschen als gleichberechtigte Partner Allianzen eingingen oder sogar Freundschaften schlossen.

Die Kunde von diesem Volk der „Waldmensen“ – in neueren Publikationen fälschlicherweise vereinfachend als „Affenvolk“ beschrieben – findet sich im indischen Nationalepos Ramayana, dessen Niederschrift aus dem 4. oder 3. vorchristlichen Jahrhundert datiert:

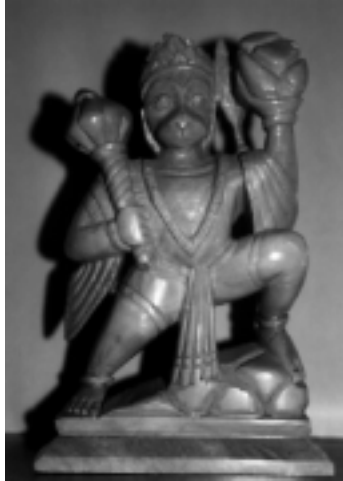
Der Dichter Walmiki schildert in diesem Werk die Taten des indischen Königssohnes Rama, dessen Gattin Sita von dem "Dämonen" Rawana aus Südindien nach Sri Lanka entführt wird. Rawana dürfte zu jenem Geschlecht der "Riesen" oder der "Gewaltigen in der Welt" gehört haben, welches auch in der Alten Testament der Bibel Erwähnung findet (Moses, 1. Buch, 6,4). Demnach wäre Rawana ein "Göttersohn" gewesen, wohl aber ein etwas entarteter, worauf seine Bezeichnung als "Dämon" deutet. Auf jeden Fall aber beherrschte er die Kunst des Fliegens, denn er entführte Sita in einem "*Wagen der Lüfte, der der Sonne glich*".

Bei der Suche nach seiner entführten Gattin traf Rama auch auf ein Wesen, dessen Fähigkeiten sich bald als sehr wertvoll im Kampf gegen die Dämonen erweisen sollte. Dieses Geschöpf war Hanuman – der heldenhafte Affenmensch, der zu Ramas treuestem Anhänger wurde.

Hanuman gilt als Sohn des vedischen Windgottes Vaju, von dem er die Kraft des Wirbelsturmes erhielt. Gleich den Rishis, den mythologischen Weisen des alten Indien, vermochte auch Hanuman verschiedene Vimanas, die „fliegenden Maschinen“, zu konstruieren und zu benutzen. Als besonders vielseitiger epischer Kriegsheld konnte er auch

jede beliebige Gestalt annehmen. Dem Ramayana zufolge wurde Hanuman nach seiner göttlichen Geburt von Jahr zu Jahr stärker und klüger, besiegte örtliche Dämonen und bössartige Elefanten.

Als er Rama traf, befand sich Hanuman mit seinem Meister Sugriva, dem König der Waldmenschen, im Exil. Durch den Bericht Ramas von seiner Suche nach Sita erkannte Hanuman, dass ihn das Schicksal als Diener des jungen Prinzen auserkoren hatte. Unverzüglich sammelte er die Armee der Waldmenschen zum Kampf gegen die Dämonen. Die Affenmenschen beschlossen, Rama bei der Befreiung Sitas zu helfen, da sie selbst noch so manche Rechnung mit den Dämonen offen hatten. Doch die Krieger des Affenkönigs konnten Sita und den verhassten Dämonen Rawana nicht finden.



Da flog Hanuman selbst mit seinem Vimana hinüber nach Sri Lanka und entdeckte Rawanas Versteck. Ungesehen gelangte Hanuman in den prächtigen Palast des Dämonenherrschers. Dort fand er Sita, die betrübt im Park saß, da sie von den Dämonen wie in einem goldenen Käfig gefangen gehalten wurde. Hanuman verließ sein Versteck, um sie zu trösten. Die Prinzessin fiel beim Anblick des Wesens, das wie ein Mensch sprach und doch einem Affen ähnelte, in Ohnmacht. Doch ein Ring Ramas, den ihr Hanuman überbrachte, gab ihr Zuversicht. Hanuman erzählte seine Geschichte und bot Sita an, sie in seinem Vimana in die Heimat zurück zu bringen. Sita jedoch lehnte dieses Ansinnen aus Achtung vor ihrem Mann ab, da er entehrt gewesen wäre, wenn ein anderer sie gerettet hätte.

Hanuman wollte nun auf dem schnellsten Wege zu Rama zurückkehren, und startete seinen Vimana erneut. Was danach geschah, berichtet das Ramayana:

"Es beben die Grundfesten der Berge, Felsspitzen brechen weg, Riesenbäume werden entästet gebrochen, ein Regenschauer von Holz und Blättern geht zu Boden, die schönen Lotusteiche von (Sri) Lanka werden ausgeschwemmt, Hochbauten und Türme stürzen ein und die Lustgärten werden verwüstet".

Bloße Übertreibung oder schlimme Erinnerung an den Tiefflug eines Düsenjets?

Als Vorbereitung auf den bevorstehenden Kampf zerstörte Hanuman die Stadtmauern, vernichtete Tausende Wächterdämonen und setzte mit gezielten Schüssen von „Himmelpfeilen“ viele Gebäude in Brand. Um die Dämonen endgültig zu besiegen, bedurfte es aber mehr als nur des Vimanas Hanumans.

Unter der Leitung des Rishis Agasthya bauten die Affenmenschen einen gewaltigen Damm vom Festland nach Sri Lanka. Über diese künstliche Brücke rückte das Heer Hanumans vor und vernichtete nach hartem Kampf die Dämonen. Als Rawana mit der entführten Sita an Bord eines Vimanas von der Insel fliehen wollte, wurde er von Rama über dem Meer zum Luftkampf gestellt und vernichtet, während Rama seine Sita retten konnte.

Die Reste jenes gigantischen Damms, den die Affenmenschen auf Geheiß des Rishis Agasthya erbauten, finden sich noch heute in der Nähe von Rameswaram, tief im Süden von Tamil Nadu. Obwohl Geologen heute zu der Auffassung gelangt sind, dass die Kette aus Riffen, Sandbänken und Inselchen durchaus auf natürliche Weise entstanden sein dürfte, schwören die Einheimischen, dass die Armee der Waldmenschen unter Anleitung des Rishis Agasthya diesen Damm schuf.

Nach einer großen Siegesfeier kehrte die Armee der Waldmenschen schließlich in ihre eigene Heimat zurück, die im Süden Indiens lag. Nur Hanuman blieb als treuer Diener und Freund Ramas an dessen Hof.

Als der Guru Ramananda im 14. Jahrhundert n. Chr. den Hingabekult Bhakti aus Südindien nach dem Norden brachte, wurde Hanuman zu einer wichtigen Gottheit. Die Anhänger Ramanandas huldigten Rama als oberstem Gott und Hanuman als seinem treuen Gefährten. Da Hanuman in verschiedenen Gestalten auftreten konnte, wird er von der Bhakti-Bewegung noch heute als mächtiger Magier und Siddha (Meister über Zauberkräfte) verehrt.

Der Bhakti-Kult ist ein Beispiel dafür, dass Menschen nachträglich vergöttlicht werden, denn Prinz Rama ist tatsächlich eine historische Gestalt. Wer aber war sein geheimnisvoller Gefährte Hanuman? Wer waren die „Waldmenschen“, die von den Indern heute auch als „die Rasse, die starb“ bezeichnet werden?



Der Überlieferung zufolge kamen sie aus einer anderen Welt und weilten in den alten Zeiten auf der Erde, als noch die Götter unter den Sterblichen wandelten.

Hanuman und die Seinen waren Mischwesen, Hybriden aus Tier und Mensch. Es heißt, dass sie von jenen erschaffen worden, die als „Götter“ in unsere Geschichte eingingen. Diese Götter mögen Besucher aus einem anderen Teil unseres Universums gewesen sein, so wie es in den Überlieferungen der Hopi-Indianer und in den Legenden um den versunkenen Kontinent Atlantis beschrieben wird oder Vertreter einer frühen irdischen Hochkultur. Zahlreiche Indizien für die eine oder andere Interpretationsmöglichkeit fanden sich in den letzten Jahrzehnten. Nur eines waren „Götter“ der alten Inder gewiss nicht - nämlich jene mythischen Chimären, welche die etablierte Indologie gern in ihnen sehen möchte.

Auch im alten Ägypten waren solche von „Göttern“ erschaffenen Mischwesen bekannt. Eines ihrer steinernen Abbilder bewacht noch heute die Pyramiden von Gizeh. Das rätselhafte „*Lächeln der Sphinx*“ ist längst sprichwörtlich geworden.

Im Angesicht der heutzutage in rücksichtslosem Machbarkeitswahn vorangetriebenen Genforschung ist es mit Sicherheit nicht verfehlt, wenn manche Forscher annehmen, dass die Berichte über Mischwesen wie Hanuman oder die Sphinx in den Überlieferungen alter

Kulturen mögliche „*Erinnerungen an unsere Zukunft*“ sind. Als Beispiel für ein Mischwesen, das im 20. Jahrhundert bereits geschaffen wurde, möge die „Schiege“ gelten. Schon Mitte der achtziger Jahre gelang es Genforschern in Großbritannien, weitgehend unbemerkt von der Öffentlichkeit, eine erfolgreiche Kreuzung zwischen einem Schaf und einer Ziege herbeizuführen. Das Ergebnis war die „Schiege“ von der sich die Züchter eine größere Resistenz gegen Krankheiten sowie einen höheren Woll- und Fleischertrag versprechen. Es scheint nur eine Frage der Zeit und der aufgewandten finanziellen Mittel zu sein, bis sich Wissenschaftler entschließen, auch den Menschen „zu verbessern“.

Das es sich bei Hanuman und dem Volk der Affenmenschen um Wesen mit hoher Intelligenz und hervorragender körperlicher Konstitution gehandelt hat, lässt sich unschwer im Ramajana nachlesen. Doch gegen die fortschreitende „Zivilisation“ des Menschen hatten auch sie keine Chance. Ihr Schicksal verliert sich in den Abgründen der Geschichte.



Literaturverzeichnis

- Blumrich, J. F., *Kasskara und die sieben Welten*, Droemersch Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf., München, 1985
- Dowson, John, *A classical Dictionary of Hindu Mythology and Religion*, D.K. Printworld, Edition, New Delhi, 1998
- Däniken, Erich von, *Reise nach Kiribati*, Ullstein Sachbuch, Düsseldorf, 1983
- Mylius, Klaus, *Älteste indische Dichtung und Prosa*, Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig, 1978
- Ritter, Annett & Ritter, Thomas, *Dem Schicksal auf der Spur - Das Geheimnis der Palmblattbibliotheken*, CTT Verlag, Suhl, 1997
- Waterstone, Richard, *Living Wisdom India*, Duncan Baird Publishers, London, 1995

Bildquellen

Alle Fotos: © Thomas Ritter

Die Misere der indischen Chronologie

© 2001 Eugen Gabowitsch; veröffentlicht in EFODON-SYNESES Nr. 6/2001

Indien ist ein Land der ältesten Kulturen der Welt, vielleicht die Wiege der Zivilisation schlechthin. Und es ist – trotz der Behauptungen der Historiker – das Land mit der kürzesten Geschichte unter den wichtigsten Kulturen der Welt (unter der Geschichte verstehe ich nicht die historische Vergangenheit, sondern die geschriebene Berichterstattung über diese und all das, was man auf Grund von geschriebenen und materiellen Zeugnisse über die Vergangenheit streng logisch – ohne die üblichen Märchen der Geschichtler - beweisen kann).

Indien ist das Geburtsland von mindestens zwei wichtigen Religionen (Hinduismus und Buddhismus), die Heimat von originellen philosophischen Systemen und reicher Literatur, das Land von Yoga und Tantra, aber Indien ist – bis ins späte Mittelalter - ein Land ohne geschichtliche Tradition und Chronologie. Darum muss man sehr skeptisch die heutigen chronologischen Behauptungen der Berufshistoriker bezüglich der alten Teile der indischen Geschichte zur Kenntnis nehmen.



Siegel mit dem dreiköpfigen Gott der Tiere [1, S. 18] Obwohl ich die drei Köpfe des Gottes hier nicht unbedingt sehe, muss ich sagen, dass die Entzifferung der Inschrift durch Kurt Schildmann auch auf eine Gottheit hindeutet: va-'si-va.a-cara carana PATI oder Gott vom Nichtbeweglichen und Beweglichen.

Für einen traditionellen Historiker, der sich auf die Indologie nicht spezialisiert hat, klingt diese Behauptung schrecklich, als eine Beleidigung der ganzen historischen Zunft (die fast axiomatisch annimmt, dass jede Hochkultur unbedingt auch das historische Bewusstsein im europäischen Sinne früh entwickelte, was für die östlichen Kulturen einfach nicht stimmt). Für mich ist das keine negative Beurteilung einer Hochkultur, die ihre eigenen Wege der Entwicklung fand und in ihrer Originalität einige der verlogenen europäischen geistigen Spielchen für unnötig hielt. *Es lebe die große indische Kultur, auch wenn sie ohne Chronologie und Geschichtsschreibung im westlichen Sinne auskam!*

Wenn wir dabei noch bedenken, wie viel erfunden und gefälscht wurde, um in jeder europäischen Ecke eigene tausendjährige Geschichten zu erfinden, dann erscheint die alte orientalische Gleichgültigkeit gegenüber Chronologie, Herrschergenealogie und historischer Aufzeichnungen als eine weise und durchdachte Position: gegen die Macht der Zeit steht der Mensch sowieso auf verlorenem Posten.



Vielleicht sind das oben die Ruinen einer mittelalterlichen Stadt? [Aus: 14, S. 77].

Schade, dass die heutige herrschende Mentalität (oder eher die Mentalität der Herrschenden) auch im Orient (in Indien wie in China, aber auch in allen anderen Ländern) unter dem westlichen Einfluss der europäischen Gier nach einer total durchdatierten multitausendjährigen Geschichte mit östlichem Fanatismus verfallen ist. Heute kümmern sich die asiatischen Länder leider mehr um den quasi-historischen „Glanz“, als um das Wohlergehen der eigenen Bevölkerung.

Wenn wir von der Geschichte Indiens und von indischer Chronologie sprechen, dann verstehen wir unter Indien den indischen Subkontinent, das Land, wo sich heute die Republiken Indien, Pakistan und Bangladesch befinden, um die Grenzen Indiens grob zu ziehen. Das sind etwa vier Millionen Quadratkilometer: eine durchaus mit ganz Europa vergleichbare Fläche. Oft wird auch die Republik Sri Lanka zum gleichen historischen Raum gezählt. Bei einigen historischen Betrachtungen werden auch Teile der benachbarten Länder wie Afghanistan, Birma (Miamar), Nepal, Tibet zum indischen historischen Kulturkreis zugeordnet. Das Buch [1] versteht unter Groß-Indien zusätzlich auch noch solche Länder wie Indonesien, Thailand und Kambodscha.



Warum soll das Gesicht unten unbedingt das eines Priesters sein? Vielleicht war es ein Händler oder Bordellbesitzer oder irgendein reicher Mann, der sich verewigen ließ? Phantasielose Archäologen machen aus fast jeder Statuette einen Priester oder eine Gottheit [Aus: 14, S. 77].

Noch eine Bemerkung zum Vergleich mit Europa: die Ausdehnung und die Vielfalt von Völkern und Sprachen entsprechen in Indien und in Europa etwa der gleichen Größenordnung. Die Bevölkerung Europas ist dagegen etwa um den Faktor 2 bis 3 kleiner. Das muss unbedingt ins Auge gefasst werden, wenn wir über die Geschichte und die Chronologie von Indien sprechen.

Was bedeutet „alt“?

Die ganze indische Chronologie beruht auf Vergleichen mit den „römischen“, „antiken“ griechischen und „alt“-ägyptischen Chronologien. Eigene direkt datierten Denkmäler oder Quellen fehlen. Ganz ernsthafte Wissenschaftler sind gezwungen zu behaupten, dass Indien keine eigene Geschichte besitzt. Sie kennt nicht einmal eigene historische Quellen zur Eroberung von Indien durch Alexander d. Gr. (was auch die ganze Geschichte um Alexander d. Gr. unglaubwürdig macht). Beginnt die indische Geschichte erst mit der moslemisch-„mongolischen“ Unterwerfung und dem Kolonisieren durch die Europäer? Sind die indischen Arier in Wirklichkeit die Nachfolger der Arianer? Und stammen sie aus einer viel späteren Epoche, als geglaubt wird? Ist Krishna gleich Christus? Aus meiner eigenen Erfahrung kann ich von der Ähnlichkeit des Gottesdienstes in den hinduistischen Tempeln mit dem Ritual in einer orthodoxen Kirche berichten.



Dieser Zaunpfeiler soll aus dem 2. Jh. v. Chr. stammen. Eine erstaunlich gut erhaltene Darstellung aus Sandstein. Wer den erbärmlichen Erhaltungszustand der meisten europäischen Sandstein-Skulpturen aus der Zeit um 1000 n.Chr. vor Augen hat, muss

begreifen, dass in Indien keine Winde wehen, kein Tropfen vom Himmel fällt und keine Temperaturänderungen im Laufe des Tages oder des Jahres vorkommen. Ein gelobtes Land für chronologische Phantasien!

In der Ankündigung seines Vortrags „India obscura - Rätsel aus der Vorzeit“ im Karlsruher Geschichtssalon (07. 04.2000) schrieb Thomas Ritter folgendes:

- „Zeitangaben und historische Daten sind in Indien - auch und gerade in den Reiseführern - mit äußerster Vorsicht zu genießen. „Very old“ kann da schon mal ein Alter von fünfzig Jahren (oder weniger) bedeuten. Wir haben es hier mit einer Art von ‚Geschichtslosigkeit‘ zu tun“ (...)
- „Sie dürfte ihre Hauptgründe in der Kolonialzeit haben. Dennoch existiert parallel dazu unter indischen Pandits, den traditionellen Schriftgelehrten - eine Tradition, die auf eine lange Geschichte zurückblicken kann. Auf diese Tradition will ich aufmerksam machen und zu ihrer Erforschung beitragen.“

Trotzdem konnten die Hörer keine historische Tradition in Indien - auch nach dem Vortrag - erkennen. Und das liegt daran, dass gerade die Kolonialzeit nicht für die praktisch fehlende indische Geschichte zuständig ist, sondern umgekehrt für die Versuche, den aus dem Westen kommenden Gedanken des Historismus in die indische Gesellschaft hineinzubringen.

Diese Bestrebung, eine indische Geschichte zusammenzubasteln, diente gerade dem Zweck der Rechtfertigung der kolonialen Umstände. Leute mussten überzeugt werden, dass die indische Geschichte direkt die Notwendigkeit einer britischen Kolonialmacht beweist, diese legitimiert und begründet. [2, S. 3].



Diese berühmte große Stupa von Sanchi [1, S. 29] soll ein massiver Ziegelbau mit Sandsteinverkleidung aus dem 2.-1. Jh. v. Chr. sein. Stellt sich die Frage, ob man solche Stupas ohne Mörtel baute? Die Stupa erinnert mich an die russischen Kurgane, die Mounds der Nordindianer und die etruskischen Grabhügel. Der Vergleich zeigt, dass auch in der vorgeschichtlichen Zeit die nützlichen technologischen Entwicklungen kaum auf nur einen Teil der Erde begrenzt blieben: Technologietransfer ist keine moderne Erfindung, sondern war ein natürliches Phänomen im Laufe der ganzen Entwicklung der Menschheit.

Was wussten unsere nahen Vorfahren über die Geschichte Indiens?

Reichlich wenig – so klingt die vorweg genommene kurze Antwort. Mindestens die zweibändige (insgesamt 1428 Seiten) „Urgeschichte der Welt“ von Rheinhardt [3], die immerhin auch in das erste Jahrtausend n. Chr. hereinschaut, kennt kein Indien als ein Land mit Geschichte: es gibt kein Kapitel zur indischen Geschichte und Indien selbst wird im ganzen Buch nur wenige Male erwähnt. Nämlich, nach Index (Register) beurteilend:

- ❖ Im Band I nur einmal und im negativen Sinne, als Land, das kaum als Goldlieferant für Ägypten in Frage kommt, und
- ❖ im Band II auch einmal als das vom legendären Alexander d. Gr. eroberte Land.

Na, gut, vielleicht wussten die anderen Wissenschaftler mehr über Indien, als der „nach den neuesten Forschungsergebnissen“ schreibende Rheinhardt. Im ersten - als „Geschichte des Altertums“ betitelten - Band der „Weltgeschichte“ [4] von Oskar Jäger wird Indien immerhin dreimal erwähnt:

- ❖ Zuerst wird über die arische Besiedlung Indiens erzählt und betont, dass die indische Zivilisation keine Auswirkung auf die europäische ausgeübt habe,

- ❖ danach wird die Eroberung Indiens durch Darius I. erwähnt,
- ❖ und endlich werden dem Zug Alexanders nach Indien zwei Seiten gewidmet, der von ihm gewonnenen Schlacht und seinem Rückzug aus Indien.

Reichlich wenig für die Geschichte eines dicht besiedelten Subkontinentes vom Ausmaße der „europäischen Halbinsel“ des Eurasiens!

Ein von der schulischen Geschichtsschreibung verhypnotisierter aber im gewissen Sinne gut ausgebildeter Leser wird auch danach noch zweifeln, ob man vor mehr als hundert Jahren wirklich noch nichts über die Geschichte Indiens zu berichten wusste. Vielleicht fällt ihm ein folgendes Gegenargument ein: für Oskar Jäger war doch die ganze Weltgeschichte eine klare europäisch-mediterrane Angelegenheit. Darum ist es auch nicht verwunderlich, wird er sagen, dass im zweiten Band von [4] Indien nur einmal auftaucht: wenn „der Mongole“ Timur 1398 die Stadt Delhi erobert haben soll.



Stifterfiguren am Eingang eines Höhlentempels, Staat Bombay, 1. Jh.n.Chr. nach traditioneller Datierung [1, S. 53], Sandstein. Sind das die indischen Adam und Eva? Trägt „Adam“ einen mittelalterlichen Turban?

Dazu sage ich folgendes: Immerhin heißt dieser Band „Geschichte des Mittelalters“. War denn die Rolle Indiens auch im Mittelalter für die Länder um den Mittelmeer von keiner Bedeutung? Übrigens war der „Mongole“ Timur in Wirklichkeit ein Europäer, wie die Rekonstruktion seiner Büsten durch den sowjetischen Paläoanthropologen Gerassimow klar zeigte. Vermutlich war er ein Kreuzritter, was auch sein Name, der so viel wie „Der Eiserne“ bedeutet, andeutet. (Vergl. meinen SYNESIS-Artikel über die Mongolen in Heft 4/2001, S. 11)

Und was wusste man über die Geschichte Indiens im 18. Jh.?

Um die Frage zu beantworten, schlagen wir das Buch [5] auf. Ende des 18. Jh. war das ein Bestseller, der eine wichtige Rolle bei der geistigen Vorbereitung der Französischen Revolution gespielt hat. Es erschien zuerst nur unter dem Namen von G. Raynals, weil D. Diderot um Konsequenzen fürchtete. Und er hatte Recht: das Buch wurde 1781 verboten. Trotzdem wurde es mehrere Male gedruckt und in alle wichtigsten europäischen Sprachen übersetzt, auch um die vierzig illegalen Nachdrucke sind bekannt.

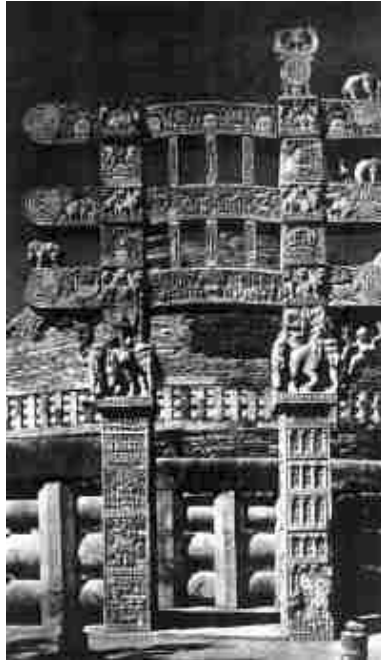
Insbesondere die von Diderot eingeführten allgemeinen historisch-philosophischen Überlegungen machen das Buch auch für die Geschichte der Historiographie zu einem wichtigen Werk. Trotzdem wollen wir an dieser Stelle das Buch nur aus der chronologischen Perspektive betrachten: welche Daten und welche chronologisierte Geschichte Indiens war den Autoren bekannt. Im von Diderot geschriebenen Teil „Altertum von Hindostan“ dieses zuerst in französischer Sprache 1770 in Genf erschienenen Buches können wir folgendes lesen:

„Noch vor Pythagoras reisten die Griechen dahin, um sich zu belehren. Die ältesten der handelnden Völker holten Leinwand daher, welches beweist, wie weit es die Geschicklichkeit daselbst schon damals gebracht hatte.“ (S. 48)

Welche präzisen historischen und chronologischen Ausführungen! Des weiteren schreibt der Autor hauptsächlich über den fruchtbaren Boden, wunderbares Klima und andere natürlichen Gegebenheiten, die zu einer sehr frühen Besiedlung von Hindustan führen sollten. Und das tut er noch weniger historisch: so sollte es sein (Und wenn es auch so war, woran heute keiner zweifelt, ist das noch keine Geschichte und jedenfalls keine Chronologie!).

Überhaupt, beschreiben die in dieser „Geschichte beider Indien“ zitierten oder erwähnten Autoren alles mögliche, außer Geschichte: die indische Philosophie, Religionen, Literatur, Geographie etc. Und das vermutlich aus einem einzigen Grund: weil die Geschichte für dieses Land noch nicht erfunden wurde (Pardon, noch nicht geschrieben – oder ist das fast das Gleiche?).

Ja, es wird der spätmittelalterliche Herrscher Kaiser Mahmud Akbar erwähnt: er „*hatte den Einfall, die Grundsätze aller in seinen weitläufigen Ländern ausgebreiteten Religionen kennen zu lernen*“ (S. 51; eine Legende, die oft in Geschichte vorkommt). Aber auch das hat nichts mit der Chronologie zu tun.



Das herrliche Osttor der abgebildeten Stupa mit perfekt erhaltenen Skulpturen untermauert meinen Zweifel an der Richtigkeit der Datierung der frühbuddhistischen Phase in der Geschichte Indiens [1, S. 31]. Soll das ein Ergebnis der Restauration im 20. Jh. sein? Wenn ja, dann möchten wir wissen, wie viele solche Restaurationen im Laufe der Jahrhunderte dokumentiert wurden.

Eine der wenigen chronologischen Angaben im Buch lautet: „*Eine alte Überlieferung sagt, dass, da die Araber im achten Jahrhundert anfangen, sich in Indien festzusetzen*“, dann entschloss der Herrscher von Malabar nach Mekka zu gehen um dort zu sterben. Aus dieser Passage kann man nur schließen, dass in der Zeit schon das Märchen von der Islam-Entstehung im 7. Jh. in Frankreich verbreitet war.

Die ersten historischen Betrachtungen des Buches sind der kolonialisatorischen und missionarischen Tätigkeit der Portugiesen in Indien gewidmet. Aber sogar das geschieht auf eine Weise, die uns demonstriert, wie wenig die Chronologie in dieser Zeit beachtet wurde.

In der ersten Hälfte des 18. Jh. war die Lage mit der Chronologie und Geschichte Indiens übrigens auch nicht besser. Johann Heinrich Zedlers Universallexikon aus dem Jahr 1735 kann über eineinhalb Jahrtausende indischer Geschichte nicht mehr berichten, als das Folgende: „*Die Könige in Persien besaßen vor Zeiten einige Theile von Indien; als aber Alexander Magnus Darium geschlagen, marschierte er dahin, und überwand Porum, deren Indianer vornehmsten König. Nach Alexandri Zeiten haben Indianer mit ihren Fürsten sehr friedsam gelebt, und sind durch keine fremde Völker verunruhiget worden.*“

Auch in früheren Jahrhunderten wusste man nichts von der indischen Chronologie.

Die ersten intensiven Begegnungen der Europäer mit Indien seit Anfang des 16. Jh. brachten eine Fülle interessantester Informationen über den Subkontinent nach Europa, nur keine chronologischen Angaben und keine Geschichtsschreibung der vergangenen Zeiten. Im äußerst interessanten Buch [6] beschreibt die Autorin die deutschsprachige Auseinandersetzung mit Indien „*noch vor der Entstehung der Indologie als eigenständiger wissenschaftlich-akademischer Disziplin*“ bis Mitte des 18. Jh.

Interessant ist zu analysieren, welche Themen von Indienreisenden betrachtet und folglich die Leserschaft im Laufe eines Vierteljahrtausends interessiert haben, welche Rolle dabei Geschichte und Chronologie gespielt haben. Die allgemeine Schätzung des Ergebnisses dieser Analyse kann man so kurz präsentieren: alles Mögliche, nur nicht die Geschichte der entfernten Zeitepochen und keinesfalls die Chronologie.

Indien wurde in erster Linie als ein exotischer Weltteil, als ein irdisches Paradies und eine potenzielle Schatzkammer Europas gesehen. Man interessierte sich für die Topographie und Geographie des Subkontinents, für klimatische und physikalisch-geographischen Gegebenheiten. Man las sehr gern über Monstrositäten und Befremdliches, über Sensationelles und Wissenswertes. Aber die Chronologie gehörte nicht dazu. Man interessierte sich

für die Sexualität der Inder und die eigenartigen Essgewohnheiten, für die Nacktheit und für die vegetarischen Einstellungen. Man versuchte zu verstehen, wie die indischen Gesellschaften ökonomisch funktionieren und welche unerschöpfte Ressourcen man in Indien noch hat. Aber auch die Beschreibungen zur Ökonomie und zur Infrastruktur beschränkten sich auf das, was zu beobachten war und beinhalteten keine ernsthafte historische Komponente.

Ein besonderes Augenmerk verdiente in Augen der deutschen Reisenden die indische Gesellschaftsordnung. Das Kastenwesen überraschte die europäischen Beobachter sehr. Hatten sie doch nicht einmal einen entsprechenden Terminus in der deutschen Sprache gehabt (was kaum für die tiefen Kontakte mit Indien vor 1500 spricht). Einzelne soziale Gruppierungen, ethnische Gruppen und Sprachen, geographische Unterschiede in der Gliederung der Gesellschaft in verschiedene soziale Schichten – all das war im Blickpunkt der Berichterstatter. Nur nicht die Chronologie all dieser Gesellschaften.



Stehender Buddha aus Sandstein mit einem katholischen Heiligenschein. Soll aus dem 5. Jh.n.Chr. stammen (warum nicht aus dem 15.?) [1, S. 57]

Großes Interesse zeigten die Reisenden, welche zu einem großen Teil Jesuiten und andere Geistliche und Missionare ausmachten, zur religiösen Vielfalt in Indien und zu „vergleichender Religionsforschung“: Man wollte herausfinden, in welchen Punkten die indischen Religionen den christlichen ähneln und in welchen Punkten sie sich stark unterschieden. Tempelrituale und religiöse Zeremonien, Religionskulte und die Lebensweise der Brachmanen und Mönche wurden detailliert beschrieben. Zahlreiche Übereinstimmungen wurden gefunden und bei der Missionarsarbeit ohne Skrupel benutzt.

Ja, man kann aus den Berichten über Indien eine Menge wichtiger Angaben zur politischen Organisation des Mogulnreichs erfahren, über die administrativen, politischen und regionalen Gegebenheiten des Reiches und weiterer Staaten des Subkontinents. Aber kein Staat in Indien besaß eine geschriebene Geschichte oder mindestens eine Chronologie der Herrscher und der wichtigsten Ereignisse der Vergangenheit.

Selbstverständlich sind viele der Beobachtungen von enormer Wichtigkeit für die Geschichte Indiens ab 1500. Aber sie beweisen auch unsere Hauptthese: vor der Kolonisation Indiens durch die Europäer existierten in diesem Teil der Welt keine historische Tradition, keine Historiographie und keine Chronologie.

Eine Bestätigung dafür liefert auch Friedrich Wilhelm in [7]. Er erzählt von Kaufleuten, Missionaren, Diplomaten und Forschungsreisenden nach Indien und ihren Berichten im 17. Jh. und muss feststellen, dass „keine neuen Erkenntnisse über die Zeit vor den Großmoguln in den Westen“ gelangten.

Lesen wir weiter: „Zwischen Alexanders Indienzug im 4. Jahrhundert v. Chr. und den Großmoguln (seit 1525) klafft eine große historische Lücke, die erst die neuere Forschung zu schließen wusste“ [7, S. 85]. In Wirklichkeit sind diese „fehlenden“ fast 2000 Jahre „erstunken und erlogen“: der Indienzug des Alexanders gehört wahrscheinlich in das späte 15. Jh. (die Eroberung des Westens des asiatischen Kontinents durch den Osmanen-Sultan Isakander alias Machmud II.). Also liegen in dieser „großen historischen Lücke“ in Wirklichkeit nur einige Jahrzehnte!

Wann wurde die indische Geschichte geschrieben?

Jedenfalls nicht vor der Ankunft der Europäer. Im Kapitel „Indiens Verhältnis zu seiner Geschichte“ schreibt Wilhelm [7, S. 86] „Das alte Indien hat keine Geschichtswerke hervorgebracht, die die historischen Fakten über

längere Zeiträume aufzeichnen [...] Geschichte war für sie mit Legenden vermischt. Anstelle von Annalen haben sie alte Sagen und Epen. Die späte Kaschmirchronik aus dem 12. Jahrhundert nach Christus versteht sich als Kunstdichtung.”

Unser Kommentar: Vermutlich ist die indische zivilisatorische Entwicklung viel intensiver gewesen, als die Geschichtler sich das vorstellen. Wie in Europa, sind am Anfang des zweiten nachchristlichen Millenniums alle Völker noch nicht imstande gewesen, die Idee der Geschichte zu entwickeln. Auch die Entwicklung der Sprachen und der Literatur wurde bisher falsch eingeschätzt: die alten Sagen und Epen entstanden, als die Schrift sich noch nicht durchsetzte, also um 1000 n.Chr. nach unseren Vorstellungen.



Die klugen Inder haben Götter, die himmlischen Herrscher, aber fast nie die Herrscher ihrer Staaten abgebildet. Hier eine seltene Ausnahme (Hinduistisches Herrscherpaar, angeblich aus dem 10. Jh.n.Chr.) [1, S. 100], falls es stimmt, dass es wirklich Herrscher gewesen sind und dass sie im 10. Jh. und nicht erst viel später porträtiert wurden.

Auch vor dem Beginn der englischen Eroberung Indiens, wie wir oben gesehen haben, können wir keinesfalls von geschriebener indischer Geschichte sprechen, obwohl 1500-1750 wichtige Quellen für die neuzeitliche indische Geschichte entstanden sind.

„In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begann die wissenschaftliche Erforschung des indischen Subkontinents. Die ersten historischen Arbeiten stammen von Angestellten der britischen und französischen Handelsgesellschaften in Indien. Die Engländer gründeten 1784 in Calcutta die Asiatische Gesellschaft, in deren Veröffentlichungen bahnbrechende Untersuchungen unter anderem zur indischen Geschichte, Inschriftenkunde und Numismatik erschienen.” [7, S. 86].



Mutter und Kind (Maria mit Jesus?) angeblich aus dem 10. Jh.n.Chr. [1, S. 101]. Mich erinnert die Statue an die Bilder der italienischen Renaissance.

Trotz dieser Anfänge dauerte auch im ganzen 19. Jh. die Suche nach dem historischen Material für die indische Geschichte weiter. Und so lautet die verblüffende Antwort auf die oben gestellte Frage (also die Frage nach dem „wann?“): Etwa in der ersten Hälfte des 20. Jh. Wem das wenig plausibel erscheint, sollte sich fragen, welche Bücher zur indischen Geschichte aus der früheren Zeit er kennt, in welchen diese Geschichte etwa in der heutigen Form präsentiert wurde und welche von den Unsicherheiten in der Chronologie frei wären.

Betrachten wir das Buch [8]. Im Kapitel „Das alte Indien“ fand ich nur ein Datum: Gautama Buddha soll 486 vor Christus gestorben sein. Noch bescheidener sieht die indische Geschichte im Kapitel „Indien und China. Der Islam“ aus, in dem man anstatt der indischen Geschichte die Sanskritliteratur den Lesern präsentiert und kein einziges Datum aus der indischen Geschichte nennt. Und am Ende des Buchs ist die folgende „sehr ausführliche“ chronologische Tabelle der alten indischen Geschichte (bis ca. 1000 n. Chr.) präsentiert:



Teil des Großen Tempels von Madurai mit dem Goldlilienteich und einem Gopura (Torturm). 17. Jh.n.Chr. [1, S. 116]. Diese Datierung kann sogar stimmen: in dieser Zeit neigte man in der ganzen Welt zu Großbauten. Die ägyptischen Pyramiden, die Große Chinesische Mauer, die riesigen Paläste und Tempelanlagen – sie alle stammen vermutlich aus der Zeit nach 1500.

- 4000 v. Chr. Höhepunkt der alten Induskultur
- nach 2000 Einwanderung arischer Stämme in Indien
- nach 1400 Eroberung des Gangeslandes durch die Indoarier. Das Heldenepos.
- 600 Abschluss der Entstehungszeit der Veden
- 550-477 Gautama Buddha (**Vergl. mit 486 v. Chr. Das einzige Datum der indischen Geschichte aus dem Text des Buches wird in zwei unterschiedlichen Varianten gegeben!**)
- Seit 400 Entstehung des Sanskrit
- 264-227 König Ashoka. Der Buddhismus wird herrschende Religion
- 350 Entstehung des Brahmanismus. Blüte der Sanskritliteratur

Schon angesichts der vielen Nullen kann man diese Zahlen kaum als genaue historische Daten betrachten. Und überhaupt gehören alle diese Ereignisse vermutlich zu der uns kaum bekannten mittelalterlichen Periode der indischen Geschichte und müssen radikal verjüngt werden.

Warum wurde die indische Geschichte geschrieben?

Die Frage um das „warum?“ ist leicht zu beantworten: es gab mehrere Gründe. Jede Gruppe der Geschichtler wurde durch andere Beweggründe inspiriert.

Für Engländer war wichtig zu zeigen, wie positiv die englische Herrschaft für Indien war. Ihr habt mehrere Staaten gehabt, wir haben euch die Vereinigung beschert. Ihr habt keine gute Armee gehabt, wir haben euch gezeigt, wie man Kriege führt und gewinnt. Ihr habt keine besondere Infrastruktur geschaffen, wir bauten Straßen und Festungen, Häfen und Eisenbahnen, Schulen und Universitäten (selbstverständlich alles nach westlichem Vorbild!).

Für die Geschichtler im alten Europa war es wichtig zu zeigen, dass auch in anderen Teilen der Welt eine alte Geschichte existiert. Dann, dachten sie, wird man auch ihnen das Märchen von der 2,5-tausend Jahre langen europäischen Geschichte abnehmen.



Tanzender Shiva mit Engelsflügeln. Angeblich aus dem 10. Jh.n.Chr. [1, S. 131]

Eine ganz besondere Situation entstand für die junge indische europäisierte Wissenschaft. Wie man im Krieg die gegnerische Taktik und seine Militärausrüstung kopiert, falls sie erfolgreich ist, so hat auch die indische nationale Renaissance- und Befreiungsbewegung die Taktik der britischen Kolonisatoren kopiert. Die Briten haben die indische Geschichte für eigene Zwecke instrumentalisiert. Die Befreiungsbewegung entschied, dass sie eine solche Geschichte braucht, die viel länger ausfällt, als die britische, und viel imposanter aussieht, als jede andere europäische.

Und schon produziert einer der Ideologen der indischen Befreiungsbewegung, der künftige indische Regierungschef Jawaharlal Nehru, das umfangreiche Buch [9]. Das Buch ist nicht nur der politischen Situation im noch für die eigene Unabhängigkeit kämpfenden Indien, sondern auch der indischen Geschichte gewidmet. Und er tut das nicht in der Ablegenheit einer Bibliothek oder des eigenen Arbeitszimmers, sondern mitten im antikolonialistischen Kampf und in der Einsamkeit einer Gefängniszelle (das Buch wurde 1944 abgeschlossen, er saß im Gefängnis vom 9. August 1942 bis zum 28. März 1945 und schrieb das ca. 650 Seiten dicke Buch in nur fünf Monaten).



Kein Herrscherpaar, sondern Gott Shiva mit seiner Partnerin Parvati. Bronze, angeblich aus dem 11. Jh.n.Chr. [1, S. 132]

Bei allem Respekt vor dieser schriftstellerischen Leistung muss man sagen, dass der künftige Regierungschef versucht, die indische Geschichte als fast lückenlos darzustellen [9]. Das soll der Verherrlichung der eigenen Geschichte dienen, wobei dieser Inder schon die westlichen Kanonen für die Schätzung einer Geschichte übernommen hat. Trotzdem kann man auch bei ihm Bemerkungen finden, die gegen dieses Bild der kontinuierlichen Geschichtsschreibung verstoßen. Am Ende des Abschnitts über die Kultur des Industals muss er zum Beispiel gestehen, dass zwischen dieser Kultur – welche übrigens auch keine historischen Werke hinterlassen hat und uns nur aus archäologischen - also nicht besonders umfangreichen und detaillierten Quellen bekannt ist – und der neuesten

Geschichte Indiens eine Menge von Lücken existiert und viele Perioden vorhanden sind, über die wir wenig (oder überhaupt nichts?) wissen.



Heiliger Stier Nandi. Sandstein. Angeblich aus dem 11. Jh.n.Chr. [1, S. 127]. Er hätte sich vielleicht sogar in einer spanischen Arena gegen die Matadoren behaupten können.

Nehru ist gezwungen zu schreiben, dass die alten Inder keine Historiker waren (für solche hält er die alten Griechen, Römer und Chinesen). Diese Tatsache, schreibt er, hat es ihm erschwert, Daten festzustellen und eine genaue Chronologie zu schaffen. Die Historiker seiner Zeit sollen mühsam einen Schlüssel zum Labyrinth und zu den Rätseln der indischen Geschichte gefunden haben (ob die Schlüssel auch zum Schlüsselloch der indischen Geschichte passen?).

Noch mehr, er schreibt sogar darüber, dass die nationalistische Weltanschauung und die falsch verstandenen Interessen der Nation viele bewegt haben, die ausgedachten „Fakten“ in der indische Geschichte zu implantieren. Viele hochgebildete (im westlichen Sinne?) Inder sollen das für eine legitime und selbstverständliche Tätigkeit gehalten haben. Diese sehr wichtige Beobachtung wurde leider von Nehru im weiteren Verlauf des Buchs nicht berücksichtigt: er wiederholt viele kaum begründete Behauptungen der Geschichtler, die an der Erdichtung langer indischer Geschichte in vorangegangenen 100 bis 150 Jahren aktiv Teil genommen haben.



Endlich mal eine Festung! Maharaja Takhat Singh von Jaipur, 1850.

Die Misere der indischen Chronologie war so offenkundig, dass sogar die Vertreter der jungen indischen historischen Pseudowissenschaft gezwungen waren, dies anzuerkennen und die anfänglichen Probleme der indischen Geschichtsschreibung zu artikulieren. So schrieb Kavalam Madhava Panikkar in seiner populär gewordenen „Geschichte Indiens“ [10] im Vorort zur zweiten englischen Auflage (1954) auf der S. 5 folgendes: „Diese ‘Indische Geschichte im Überblick’ wurde ursprünglich am 15. August 1947, dem Tag der Unabhängigkeitserklärung Indiens, veröffentlicht. [...] Ein bekannter chinesischer Gelehrter, Dr. Yu Ta-Wie, hat einmal zu mir gesagt, er habe die oft wiederholten Versuche, ein Buch über die Geschichte Indiens zu lesen, nach wenigen Seiten stets wieder aufgeben müssen, weil sie ihm sämtlich weniger historische Darstellungen zu sein schienen als Telefonverzeichnisse – zusammenhanglose Aufzählungen von Namen.“

Panikkar hält diese Kritik an indischer Geschichtsschreibung für übertrieben, muss aber anerkennen, dass die Historiker mit ihren Versuchen, aus dynastischer Sicht die Vergangenheit zu beschreiben, auf die Tatsache reagierten, dass „zu der Zeit, als die Geschichte Indiens Gegenstand erster Studien wurde, kein dynastisch-chronologischer Rahmen vorlag, mit dessen Hilfe das Wachsen des indischen Volkes historisch hätte verfolgt werden können“. Aus der Reaktion auf das Fehlen der historischen Tatsachen wurde m. E. eine Überreaktion, die zum Sammeln aller möglichen Herrschernamen aus literarischen Werken, von Münzen und aus anderen Quellen führte.



Vishnu nimmt die Gestalt eines Fisches an, um den Seedämonen zu töten. Eine noble Absicht, die aber mit der Chronologie der indischen Geschichte kaum etwas Gemeinsames hat. 17. Jh.n.Chr. [1, S. 155]

In der neuesten historischen Forschung hat sich angesichts der in der indischen Chronologie herrschenden Misere und der schier unübersichtlichen Vielfalt von Königtümern, Fürstentümern und Ländern der Standpunkt durchgesetzt, dass eine allumfassende chronologisierte Geschichte Indiens nicht zu schaffen ist. Diese im konkreten Fall [6, S. 244] formulierte These wird in seiner Allgemeinheit durch Vergleich der Einleitungen zu einzelnen Bänden [2] mit der Einleitung des Bandes 3 der gleichen Serie gezogen.

Mit anderen Worten, die heutige indische Geschichtsschreibung verwendet eine Fülle von Herrschernamen, die aus verschiedenen – meist literarischen - Quellen zusammengetragen wurden und für die oft kein Beweis der realen Existenz in der Vergangenheit zu finden ist. Darum kann auch heute noch keine umfassende Chronologie der indischen Geschichte erarbeitet werden. Und für die angenommenen Daten fehlen oft die handfesten Beweise.

Wann existierte die Kultur im Indus?

Die Schätzung von Veit Valentin haben wir schon erwähnt: Höhepunkt der alten Induskultur ca. 4000 v.Chr. Nehru nennt sogar 5000-4000 v.Chr. Panikkar gibt auf der S. 16 eine andere Schätzung: 3500-2750 v.Chr. Im gleichen Buch in der Zeittafel zur indischen Geschichte heißt es: Indus-Kultur (Mohendjo-Daro, Harappa) – etwa 3000-1500.

Diese Datierungen hängen mit den Datierungen der Zivilisation der Sumerer zusammen, weil die Archäologen Kontakte zwischen diesen zwei Gesellschaften ausgemacht haben. Nun ist aber die Datierung der Sumerer total falsch, wie schon G. Heinsohn in seinem Buch „Die Sumerer gab es nicht“ [12] bewiesen hat. Er verkürzte die entsprechende Datierung um ca. 2000 Jahre, was aber nicht bedeutet, dass man nicht mit noch späteren Zeiten für die Indus-Kultur als 1000 v. Chr. bis 500 n.Chr. rechnen kann.

Seine Vorstellungen von der Indus-Zivilisation im ersten Jahrtausend v.Chr. untermauert Heinsohn in [13] durch stratigraphische Analysen und die Vergleiche mit den „antiken“ griechischen Historikern. Diese seine Datierung muss man aber als eine relative Zeitschätzung betrachten: er nimmt an, dass die griechische und persische Chronologie (und Geschichtsschreibung) stimmen, was für uns keineswegs eine Selbstverständlichkeit ist.

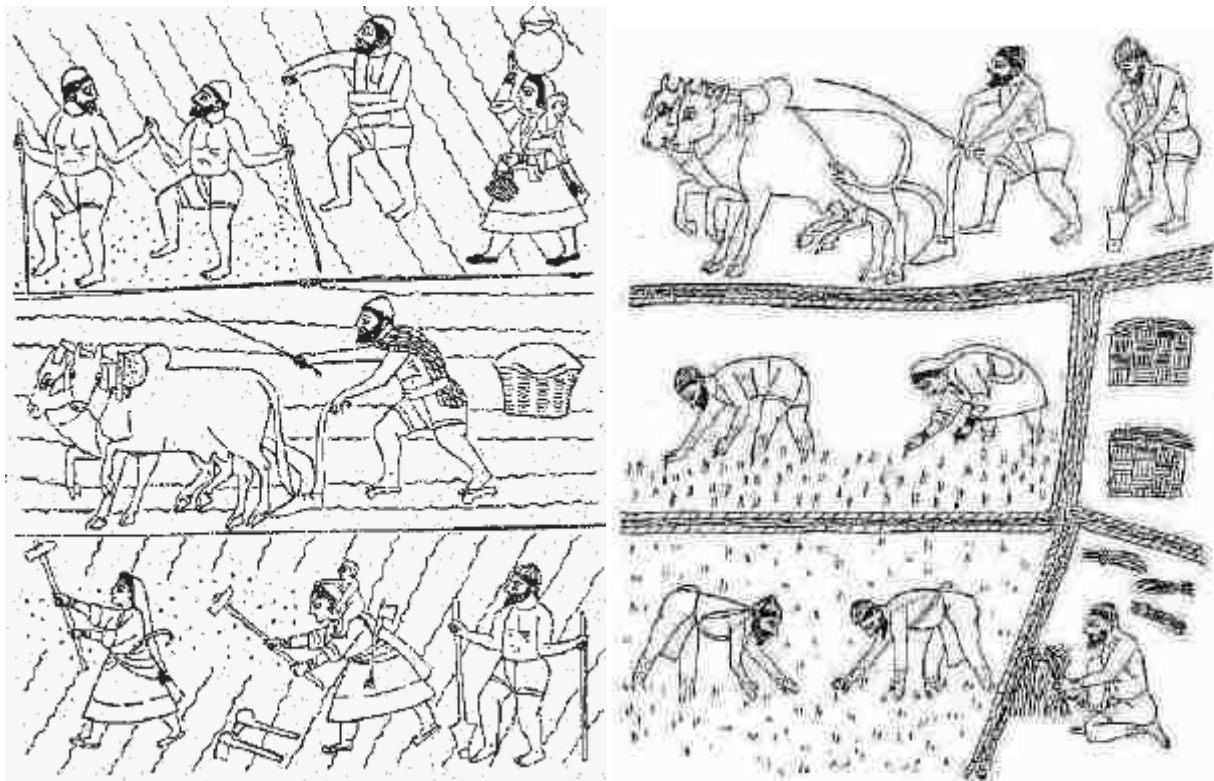
Kurt Schildmann entzifferte [14] die Indusschrift als eine, die Altsanskrit verwendete (früher behaupteten russische Forscher, dass die Sprache der Indusschrift eine dravidische war). Wenn das stimmt, dann kann sich die betrachtete Datierung noch weiter erheblich verkürzen. Nach Meinung des russischen Universalgelehrten N. Morosov, die auch die

heutigen Geschichtskritiker aus Moskau teilen, ist Sanskrit – wie auch Latein, Alt-Griechisch, Hebräisch, Arabisch, Jiddisch - eine der Kultursprachen, die am Anfang des zweiten Jahrtausend n.Chr. künstlich geschaffen wurden, um neuen kulturellen Bedürfnissen Entsprechung zu gewährleisten. Ob das noch vor der letzten großen Katastrophe in der Mitte des 14. Jh. oder sofort nach der Katastrophe geschah, sei hier dahingestellt.

Auch eine Bemerkung bei Nehru brachte mich auf die Idee, dass die Indus-Kultur vielleicht noch im frühen Mittelalter existierte. Er beschreibt, wie die Häuser in Mohedjo-Daro aufgestockt wurden, weil das Erdreich immer höher wurde, und bemerkt, dass nur im Mittelalter eine so starke Änderung der klimatischen Bedingungen stattfand, dass die Wüste sich bildete und ausbreitete und man in der Gegend nicht mehr weiter leben konnte.

Wurde die indische Geschichte durch die „antiken“ Griechen im Mittelalter entdeckt?

Im Kapitel „Die Entdeckung der indischen Geschichte“ [7] liest man „Die Griechen (also keine Inder! – E.G.) waren die ersten, die Ereignisse der indischen Geschichte überliefert haben. Schon Herodot hatte im 5. Jahrhundert v.Chr. merkwürdige Dinge über Indien berichtet, beispielsweise, dass es dort goldgrabende Ameisen gäbe.“ Eine wirklich herausragende historische Leistung!



Zwei landwirtschaftliche Szenen aus Kashmir. Eine persische Handschrift aus dem 19. Jh. Gut, dass es keinem Geschichtler gelang, dieses Manuskript in das 10. oder sogar 1. Jh. zu datieren (Aus: D.D. Kosambi, *Das Alte Indien*, Berlin, 1969, S. 32-33)

Wie wir heute mit großer Sicherheit wissen, lebten die „antiken“ Griechen im 13-15 Jh. nach Chr., und ihre Werke, wie die von Herodot, wurden in der Renaissancezeit apokryphisch erdichtet oder unter einem Künstlernamen geschrieben. In diese – für die Geschichtskritiker sehr frühe - historische Zeit passen auch die Vorstellungen von „Herodot“, oder wie auch immer er wirklich hieß, von einem Wunderland Indien gut hinein.

Die nächsten sollen [7, S. 84] die Alexanderhistoriker sein, die nicht nur „*Alexanders Indienzug detailliert beschrieben*“, sondern auch noch „*dem Westen genauere Kunde von indischen Königen wie Poros*“ brachten. Also wieder waren es keine Inder, die dies zu leisten wussten. Und weil wir auch im Falle des Alexanders die Ereignisse des späten 15. Jh. vermuten (die Eroberung des Westens des asiatischen Kontinents durch den Iskander alias Mehmed oder Mohammed II.) oder sogar des 16. Jh., als die Armeen von Suleiman des Prächtigen wirklich bis nach Indien vordrangen, sind das keine besonders uralten Anfänge der indischen Geschichte.

„*Von den Alexanderhistorikern und antiken Berichten aus erster oder zweiten Hand bezog auch das europäische Mittelalter sein vages Bild, das nun durch neue Kontakte, wie sie der Welthandel, aber auch die Kreuzzüge herstellten, neue Konturen erhielt*“. Eine sehr detaillierte historische Beschreibung von mehr als 1000 Jahren „indischer Geschichte“!

„*Die Beziehungen zwischen Indien und der griechisch-römischen Welt haben seit der Frühzeit der Indologie zu Forschungen und Spekulationen Anlass gegeben*“ schreibt W. Halbfass [11, S. 250] über die Kulturbeziehungen Indiens. Auch ohne entsprechende archäologische Funde und kulturhistorische Analyse hätten wir an solchen

Beziehungen nicht gezweifelt. Aber uns geht es nicht um die bloße Existenz von Beziehungen, sondern darum, dass diese Beziehungen von den Indern historisch nicht dokumentiert wurden. Folglich gibt es auch keine Chronologie dieser und anderen ähnlichen Beziehungen, nur die erwähnten Spekulationen.

„Bedeutsame, im einzelnen freilich umstrittene Kontakte entwickeln sich im griechisch-bakrischen Nordwesten. [...] Die Frage der kultureller Wechselwirkungen, zu denen es in der kosmopolitische Atmosphäre Alexandrias gekommen sein mag, ist oft, jedoch selten mit definitivem Ergebnis diskutiert worden.“ [11, S. 251]. Mit anderen Worten: wo keine Geschichtsschreibung und keine Chronologie vorhanden waren, kann man heute nur deuten, annehmen, spekulieren, von Spekulationen profitieren etc. Aber aus Nichts entsteht trotzdem nur ein Nichts.

Sogar der Name „Indien“ stammt von den Europäern

Wirklich, bis heute betrachten die Inder diesen Namen als ein englisches Wort (Erbe der Kolonialzeit: Englisch wird auch heute noch in Indien als eine der Staatssprachen behandelt). Die Inder kennen nur den Fluss Sindhu (den wir heute als Indus bezeichnen) und nennen ihr Land Bhârat, nach dem sagenhaften Weltherrscher. Bhârata (BRT sind im Russischen die Konsonanten der Wörter „brat“ = „nehmen“, „borot“ = „jemanden bekämpfen“, aber auch „brat“ = „Bruder“).

„Die Bezeichnung ‘Indien’ und ‘indisch’ haben erst in der Neuzeit ihren heutigen geographischen und historischen Sinn erhalten“ [7, S. 83]. Vermutlich waren auch hier die Großmoguln die ersten (wie auch bei der ganzen indischen Geschichte): sie nannten das große Land Hindustan oder Hindostan.

Das Wort Indien stammt nach Überzeugung von Fomenko und Nossovski vom russischen Wort „inde“, was so weit wie „weit entfernt“, „irgendwo“ bedeutet. Die westlichen Geschäftsleute sollen auf den osteuropäischen Märkten gefragt haben, von wo die exotischen Waren kommen, die dort verkauft wurden, und hörten gerade diese Antwort: „Aus einem weit entfernten Land, inde“. Das Wort hat auch im Latein eine ähnliche Bedeutung: weit, von dort, entfernt. Soll das bedeuten, dass die Moguln aus dem russischen Norden kamen oder mindestens mit den Russen im engen Kontakt standen? Der Eroberer Babur soll aus Samarkand gekommen sein.

Das Wort Mogul (Moguln) kann als Weltherrscher interpretiert werden: MGLN sind die Konsonanten der Wörter

- Mongole, Menge, mnogo (russ.) = viel
- Megalç (Alt-Gr.) = Große Göttin = lat.: Magna Mater,
- megalion (Alt-Gr.) = groß,
- magnâlia (lat.) = Wunder, große Errungenschaften

Das Wort Mogul ist auch mit den russischen Worten „mogu, mogushchij, mogushchestwennyj“ verbunden, die soviel bedeuten wie „kann, derjenige, der kann, mächtiger“.

Wussten die Araber vielleicht etwas über die Geschichte Indiens?

Ich fand folgende Stelle: „Der Inschriftenkunde und Numismatik [...] kommt als Geschichtsquelle erhöhte Bedeutung zu, da die alten Inder der Historiographie wenig Aufmerksamkeit schenken, was bereits 1000 n. Chr. al-Biruni [...] beklagte“ [11]. Zu diesem Satz fielen mir zwei Überlegungen ein:

- 1) Erstens möchte ich die Leser auf die listige Art und Weise aufmerksam machen, auf die Kasuistik, mit der die Geschichtler den ganz klaren Stand der Dinge zu vertuschen versuchen. Wenn man in den Taschen kein Geld hat, wirklich keine einzige Kleinmünze, dann ist es vielleicht noch möglich zu behaupten, dass man wenig Geld in den Taschen hat (man hat doch früher Geld in den Taschen gehabt). Aber wenn man in Indien überhaupt keine Historiographie hatte, auch in den früheren und noch früheren Zeiten nicht, weil die Idee der Geschichte im westlichen Sinne des Wortes in Indien gar nicht existierte, dann ist die zitierte Behauptung ein glatte Lüge. Mit gleicher Gelassenheit könnte man heute schreiben, dass die alten Inder der Atomenergie leider wenig Aufmerksamkeit schenken.
- 2) Zum zweiten veranlasste mich dieser Satz, noch einmal im Buch von Biruni zu blättern, das ich in der reichlich kommentierten russischen Ausgabe [15] besitze. Man findet in diesem umfangreichen Buch (ca. 500 S. in russischer Übersetzung) alles Mögliche über Indien, so dass man mit Recht das Buch als eine Enzyklopädie des geistigen Lebens Indiens bezeichnet (eine andere Frage ist, welcher historischen Periode diese Aufzeichnungen zuzuordnen sind), nur keine Geschichte und keine historische Chronologie.

Übrigens wurde das Buch erst 1887 von E. Sachau in London zuerst in Arabisch und dann 1888 in englischer Übersetzung veröffentlicht. Er schätzte, dass das Buch etwa 1030 n.Chr. geschrieben wurde. Wie die russischen Kommentatoren des Buchs [15] schreiben: „Das ist wirklich ein glücklicher Zufall, dass dieses wunderschöne Werk bis zu unserer Zeit überlebte und in Form von einem so schönen Manuskript erhalten blieb, das eine Datierung 4. Dschumada 554/24 Mai 1159 beinhaltet und vom Autograph des Autors abstammt.“ (S. 50).

Auf der gleichen Seite beklagen die Kommentatoren, dass das Werk im Laufe der Jahrhunderte praktisch unbekannt geblieben ist und kaum durch andere arabischen Autoren zitiert wurde. Sie beklagen auch das Fehlen von positiven Rezensionen auf das Buch in der ganzen arabischen Literatur. Mit den Wörtern „kaum“, „wenig“ umschreiben die

Geschichtler normalerweise das totale Fehlen. Wir können nur sagen: Was noch nicht existierte, konnte auch kaum erwähnt, zitiert oder rezensiert werden.

Jeder, der nur ein bisschen mit Apokryphen Erfahrungen hat, sollte eigentlich in dem Werk eine klare spätere Fälschung erkennen. Und wenn doch einige wenige arabischen Autoren das Buch von Biruni zitierten, dann sollte die falsche Datierung dieser Autoren behoben werden (oder diese Zitate als spätere Einschübe entlarvt werden). Vermutlich wurde die Fälschung erst im 19. Jh., vielleicht auch etwas früher produziert. Das würde auch den gelobten guten Zustand des Manuskripts erklären. Ob dem wirklichen Autor des Indienbuchs Werke aus der Zeit vor dem Anknft der Europäer in Indien zur Verfügung standen oder er die späteren Quellen benutzte und er jede Erwähnung von Europäern mied, um sein Werk für den künftigen Käufern interessanter zu machen, das sollten künftige Forscher herausfinden.

Endwort, das noch kein endgültiges Wort ist

Die kritischen Bemerkungen zur indischen Geschichte (oder genauer: zur Pseudogeschichte) sind damit noch keinesfalls abgeschlossen. Aber auch aus diesen unseren Ausführungen sollte jedem klar sein, dass:

- ❖ Indien vor 1500 n. Chr. keine Geschichtsschreibung kannte,
- ❖ in Indien keine Chronologie vor der westlichen Eroberung existierte,
- ❖ die Geschichtler versuchen, eine lange indische Geschichte zu erdichten

Unsere hier nicht präsentierten Zweifelsmomente beziehen sich auf die ganze heutige Geschichtsschreibung für die Zeit vor 1500. Insbesondere zweifle ich an der Existenz eines Imperiums der Mauryas (und überhaupt jedes großen Imperiums in der Vormogulzeit). Waren das vielleicht die Mauren (die Moslems) etwa im 15. Jh. und deren uns heute nicht mehr bekannten Staaten? Eine Islamisierung im 15. Jh. könnte die unglaublichen Erfolge der Moguln bei der Indieroberung erklären.

Auch das spätere Kaiserreich der Guptas ist vermutlich eine reine Phantasie der Geschichtler. „*Die nationale indische Geschichtsschreibung sucht den Weg zum unabhängigen Einheitsstaat als große Linie herauszuarbeiten*“. [11, S. 187]. Für eine solche ideologisch geprägte Gerade können die imaginären Reiche vielleicht von Bedeutung sein. Für eine der geschichtlichen Vergangenheit entsprechende ehrliche Geschichtsschreibung ist nur ein Kriterium wichtig: Belegbarkeit der historischen Behauptungen. Und damit tut sich die indische „Geschichte“ bis heute sehr schwer.

Viele Quellen der vor kurzem geschriebenen indischen „Geschichte“ sind noch weniger glaubhaft als die „Indische Enzyklopädie“ von Al-Biruni. Andererseits sprechen die zahlreichen Ähnlichkeitsmomente bei Religionen und in der Kunst für intensive Kontakte zwischen Indien und der christlichen Welt in vorgeschichtlicher Zeit, also vermutlich im 14. und 15. Jahrhundert. Pech für die indische Geschichte, dass diese Kontakte von den Beteiligten historisch nicht erfasst wurden und heute mit großer Mühe verstanden werden müssen. Auch die Erwähnung von „antiken“ Griechen im Zusammenhang mit kulturellen Kontakten spricht für die Geschichtskritiker für die Datierung dieser Kontakte in die erwähnten zwei Jahrhunderte am Ende des Mittelalters.

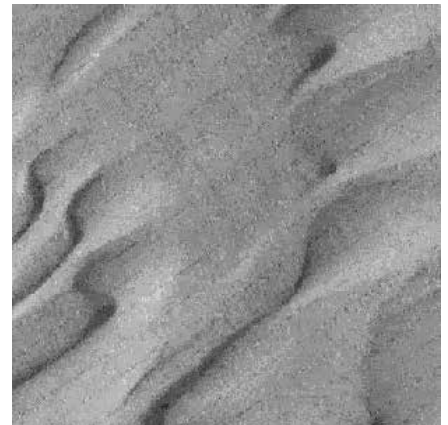
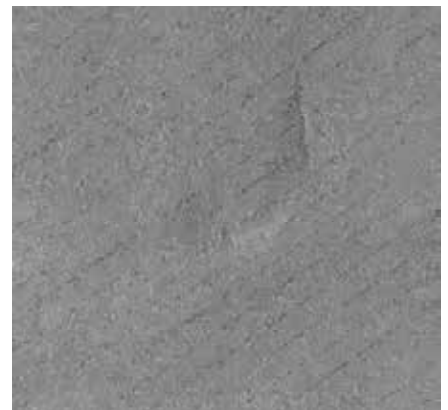
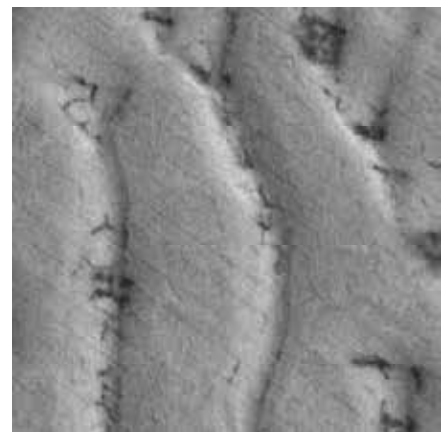
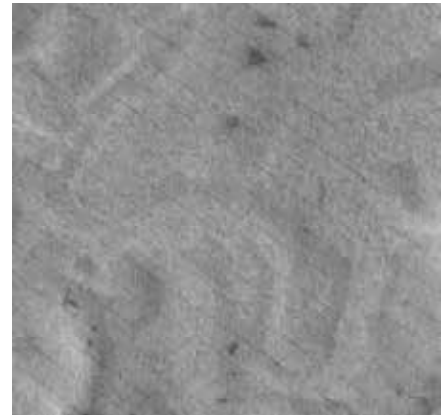
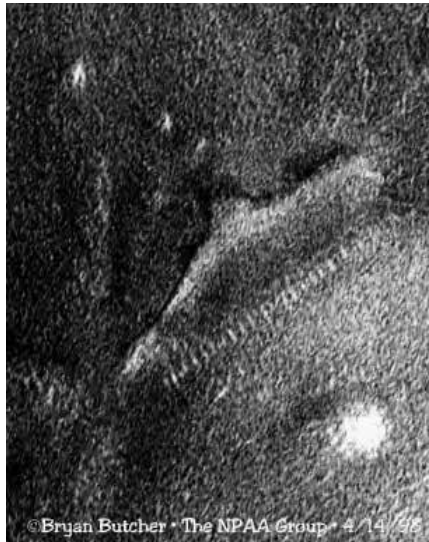
Literatur

1. Hugo Münsterberg, Der indische Raum, Holle, Baden-Baden, 1970 (Reihe „Kunst im Bild“).
2. The New Cambridge History of India, Bd. 1 / 2, Cambridge, 1989
3. Dr. Ludwig Reinhardt, Urgeschichte der Welt, Die Kulturen der Vor- und Frühgeschichtlichen Metallzeit. Nach den neusten Forschungsergebnissen, Benjamin Harz, Berlin-Wien, 1924 (I. Band: Der Orient, 718 S., II. Band: Der Occident, 712 S.).
4. Oskar Jäger, Weltgeschichte in vier Bänden, Bielefeld/Leipzig, 1894.
5. Guillaume Raynal, Denis Diderot, Die Geschichte beider Indien, Nördlingen, 1988
6. Gita Dharampal-Frick, Indien im Spiegel deutscher Quellen der Frühen Neuzeit (1500-1750). Studien zu einer intellektuellen Konstellation, Niemeyer, Tübingen, 1994.
7. Friedrich Wilhelm, Geschichte, in: Heinrich Gerhard Franz, Das alte Indien, Geschichte und Kultur des indischen Subkontinents, C. Bertelsmann, München, 1990, S. 83-146.
8. Veit Valentin, Weltgeschichte. Völker, Männer, Ideen, Amsterdam, 1939,
9. Jawaharlal Neru, The Discovery of India, London, 1951
10. Kavalam Madhava Panikkar, „Geschichte Indiens“, Düsseldorf, 1957.
11. Heinz Bechert, Georg von Simson (Hrsg.), Einführung in die Indologie, Stand, Methoden, Aufgaben, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt, 1993.
12. G. Heinsohn, Die Sumerer gab es nicht, Frankfurt/M, 1988.
13. Gunnar Heinsohn, Wer herrschte im Indus? Die wiedergefundene Imperien der Meder und Perser, Mantis, Gräfelfing, 1993
14. Kurt Schildmann, Als das Raumschiff „Athena“ die Erde kipte. Indus, Burrows-Cave und Glozel-Texte entziffert, Suhl, 1999
15. Abu Reichan Biruni, India, Lodomir, Moskau, 1995 (in Russisch)

Gernot L. Geise

Mars-Report (II)

Was gibt es Neues?



Rillen und Furchen in regelmäßigen Abständen. Was hat es mit ihnen für eine Bewandnis?

Auf den Internet-Seiten von „Electric Warrior“

(www.electricwarrior.com/mol/MarsOnlineGazette.htm)

werden u.a. einige neue Bilder der amerikanischen Marssonde GLOBAL SURVEYOR gezeigt. Es handelt sich um Ausschnittsvergrößerungen von Strukturen, die teilweise künstlich wirken. Auch „The Enterprise Mission“, wozu der bekannte Marsforscher und Sachbuch-Autor Richard C. Hoagland gehört, war nicht untätig und präsentiert neu gefundene Strukturen und Objekte, die zumindest merkwürdig aussehen.

Auch von der sogenannten „ägyptischen Pyramide“ liegt inzwischen ein Foto des GLOBAL SURVEYOR vor. Und es zeigt, dass die Pyramidenform hier zwar nicht so ausgeprägt ist wie dem alten VIKING-Bild, in dem stark erodierten Objekt jedoch durchaus noch erkennbar ist.

Rillen und Furchen

Eine ganze Reihe von Fotos der amerikanischen Marssonde GLOBAL SURVEYOR zeigen seltsame Rillen und Furchen an Abhängen, die möglicherweise von Erdbeben oder fließendem Wasser erzeugt worden sind. Dabei ist die Anordnung dieser Rillen jedoch merkwürdig gleichmäßig.

Linien

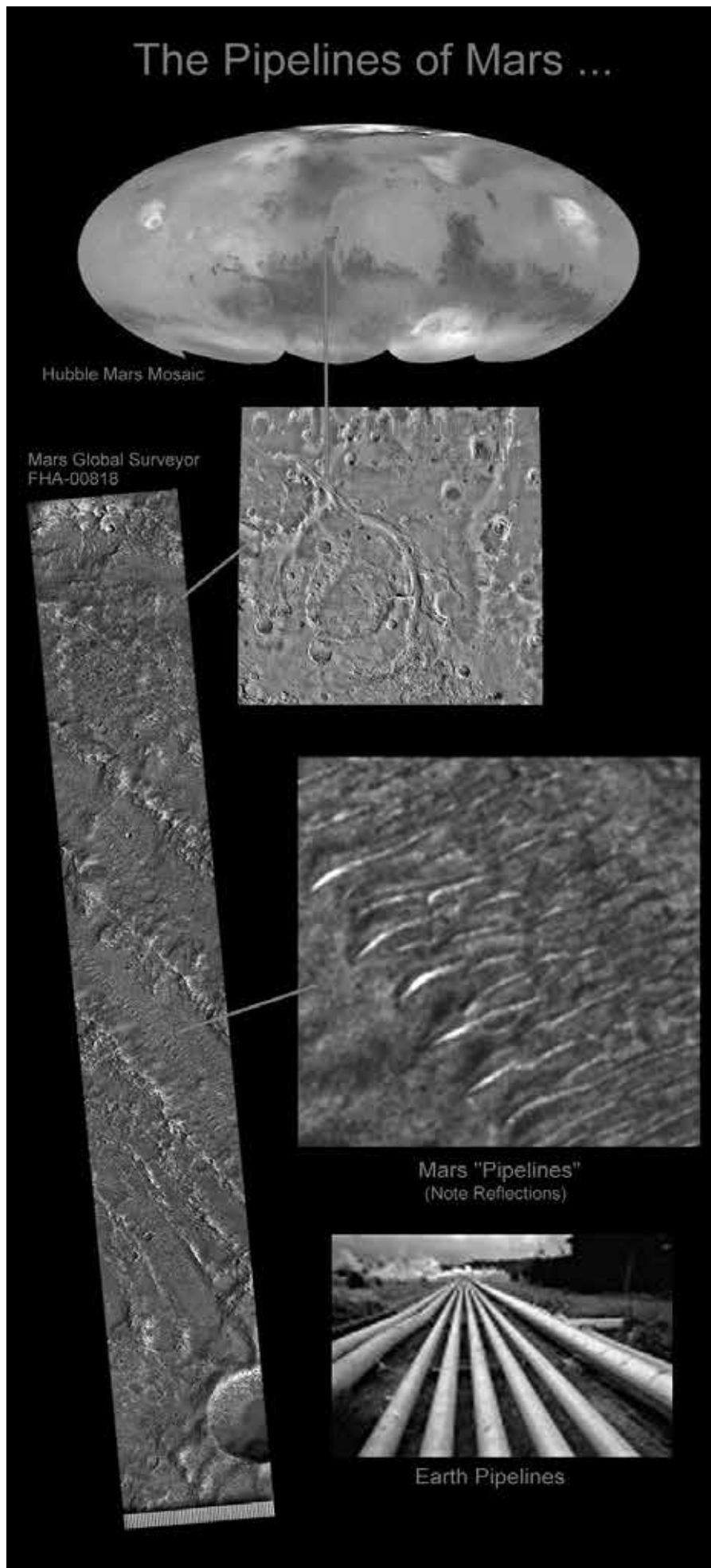
Bei der Durchsicht der GLOBAL SURVEYOR-Fotos ist mir schon früher aufgefallen, dass insbesondere in der nördlichen Region ganze Landstriche

über Berg und Tal mit gleichmäßigen Linien überzogen sind. Zuerst dachte ich an Übermittlungsfehler, doch bei Übertragungsfehlern müssten diese Linien immer im selben Winkel vorhanden sein. Das sind sie jedoch nicht. Welche „Laune der Natur“ hat solche Linien erzeugt?

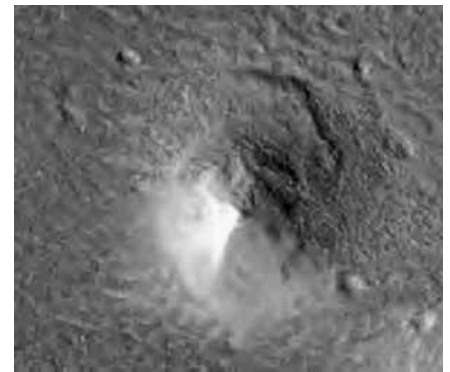
Vulkane schmolzen Eis

Nach Forschungsergebnissen des GLOBAL SURVEYOR haben Mars-Vulkane einst möglicherweise große Mengen Eis zum Schmelzen gebracht und organisches Leben auf dem Planeten ermöglicht. Zwei der ältesten Vulkane seien „von Reliefs umgeben, die an Flussbetten erinnern“, teilten zwei Geologen der Universität von Buffalo im US-Bundesstaat New York mit. Während ihrer aktiven Phase hätten diese Hitzequellen Eis auf und im Boden zum Schmelzen bringen können, so dass sich Flüsse gebildet haben könnten, die von den Vulkanhängen geflossen seien. Die Vulkane Tyrreha Patera und Hadriaca Patera seien dreieinhalb Milliarden Jahre lang aktiv

Querlinien, die sich in regelmäßigen Abständen über die ganze Bildfläche erstrecken. Handelt es sich um Übertragungsfehler? Warum - wenn es sich beispielsweise um eine Kameraobjektiv-Verschmutzung handelt - zeigen die Linien nicht immer in dieselbe Richtung? (Rechts oben und darunter: Ausschnitt aus Bild-Nr. 49804, unten und darüber: Ausschnitt aus Bild-Nr. 52904)



Links: Pipelines, Wasserrinnen oder natürliche Erosion? Das nebenstehende Grafik stammt von „The Enterprise Mission“, einer Gesellschaft, der auch Richard C. Hoagland angehört.



Die „ägyptische Pyramide“. Oben ein Ausschnitt aus einem VIKING-Foto, unten die Version des GLOBAL SURVEYOR. Die Pyramidenform ist nach wie vor erkennbar.

gewesen und könnten es immer noch sein. Zudem seien Vulkane die Quellen für zahlreiche chemische Elemente, die für die Entwicklung biologischer Organismen notwendig seien.

Neue Untersuchung des „Mars-Meteoriten“

Eine andere neue Studie belegt nach Ansicht von amerikanischen Wissenschaftlern die Theorie, dass es einst primitive Lebensformen auf dem Mars gegeben hat. Nach Angaben der NASA sind auf einem Mars-Meteoriten magnetische Kristalle entdeckt worden. Sie seien identisch mit Kristallen von Wasserbakterien auf der Erde, die sie als eine Art Kompass zur Nahrungssuche brauchen.

Dennis Bazylinski von der Iowa State University und Kollegen untersuchten mit dem Elektronenmikroskop Magnetit-Kristalle des Mars-Meteoriten ALH84001. In diesem Meteoriten hatten Wissenschaftler bereits 1996 Strukturen entdeckt, die auf Leben

hindeuteten. Nach einer im März 2000 veröffentlichten chemischen Analyse erschien dies jedoch wieder unwahrscheinlich.

Nach Auskunft der Mars Society Deutschland (Karlsruhe) lassen sich die nun entdeckten Magnetofossilien deutlich von auf chemischem Weg entstandenen unterscheiden. „Jetzt versuchen wir herauszufinden, wie diese Bakterien auf dem Mars gelebt haben“, sagte Prof. Bazylinski nach Auskunft des Verbandes.

Wasser auf der Marsoberfläche?

Der Mars ist nach Erkenntnissen von amerikanischen Forschern möglicherweise „vor Milliarden von Jahren“ mit einer Seenlandschaft bedeckt gewesen. Darauf wiesen jüngst entdeckte so genannte Felsnasen auf dem Planeten hin, berichtete die amerikanische Zeitschrift „Science“. Die geologischen Felsformationen bestünden vermutlich aus Sedimentgestein aus der Frühzeit des Mars vor 4,3 bis 3,5 Milliarden Jahren. Dies weist darauf hin, dass die Mars-Geologie in der Urzeit „viel dynamischer“ gewesen sei als bislang angenommen, berichtet das Magazin weiter.

Die horizontalen Schichten finden sich nach dem an der Marsforschung beteiligten Wissenschaftler Michael Malin in Felsspalten und an Kraterwänden auf dem Mars. Auf der Erde ist entsprechendes Sedimentgestein vor allem dort zu finden, wo es einmal Seen gab.

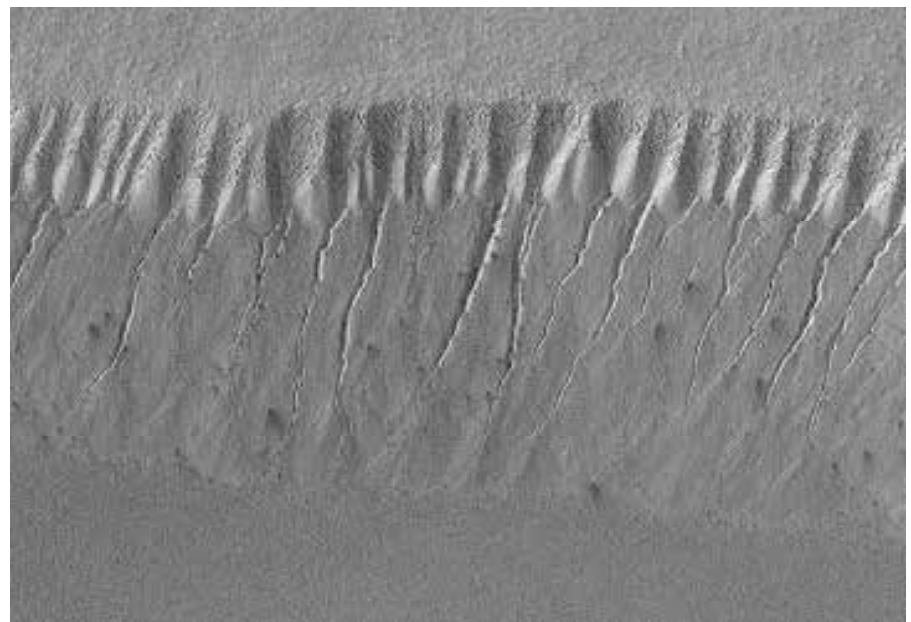
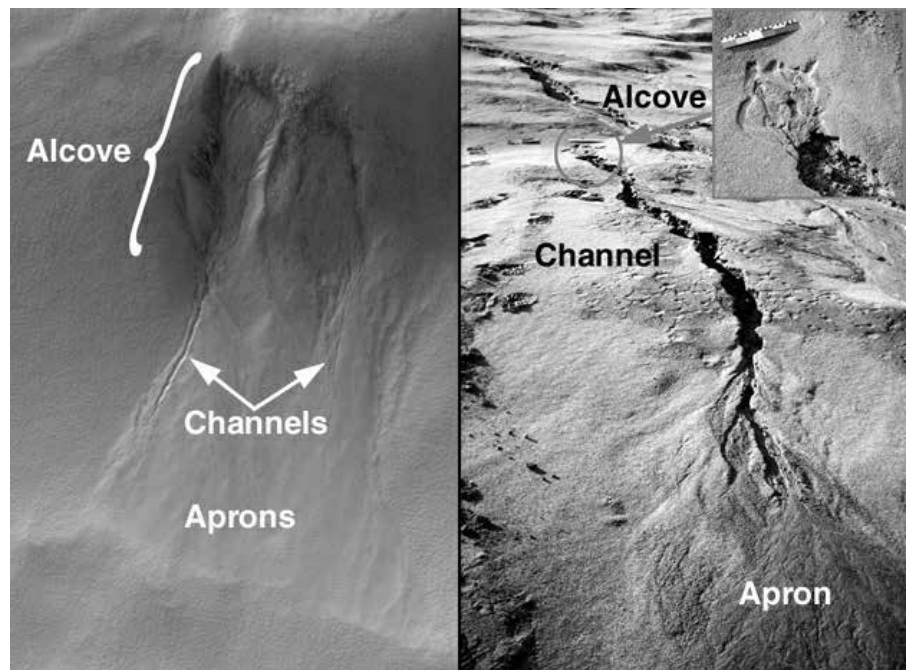
Es kommt unter anderem in den Mars-Regionen Valles Marineris, Mawrth Vallis, der westlichen Arabia Terra sowie Terra Meridiani und Nord-Hellas vor. Einige der von der Mars Orbiter Camera (MOC) an Bord des GLOBAL SURVEYOR aufgenommenen Fotos zeigten Formationen „mit Hunderten und Hunderten identisch dicker Schichten. So etwas ist fast ausgeschlossen ohne Wasser“, sagt Malin.

„Science“ zufolge könnten mögliche Fossilien aus dieser Periode zwischen den Sedimentschichten eingebettet sein. Eine Spezialkamera des GLOBAL SURVEYOR habe die Gesteinsformationen fotografiert.

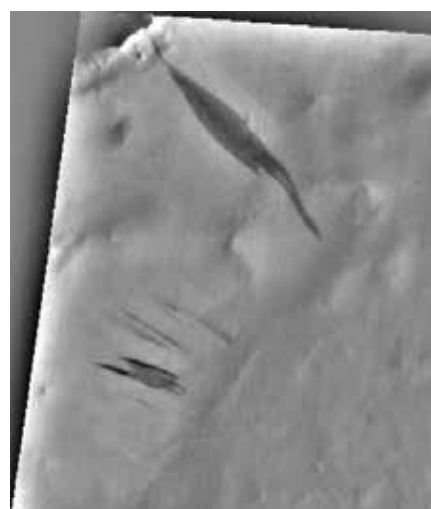
Michael Malin sagte vor Journalisten, die bis zu mehreren Kilometer dicken Felsnasen wiesen über weite Flächen eine regelmäßige Erscheinung auf, die ohne die Existenz von Wasser in der Frühzeit des Planeten nicht erklärt werden könne.

Theoretisch wäre auch denkbar, dass das Sedimentgestein durch Wind- oder vulkanische Aktivität entstanden sei. Malin und sein Kollege Kenneth Edgett schließen das jedoch aus.

Sie sehen Anzeichen dafür, dass von



Abhang in der Polargegend. Diese Risse deuten auf hier einstmalig geflossenes Wasser hin, sagen die NASA-Wissenschaftler. Und das könne noch gar nicht so lange her sein, sonst müssten die Abflüsse längst erodiert und kaum noch erkennbar sein.



Wasserspuren auf dem Mars?

Asteroiden gerissene Krater vor 4,3 bis 3,5 Millionen Jahren mit Wasser gefüllt waren, die sich in der weitaus wärmeren Anfangszeit des Mars mit Wasser auffüllten. Die Seen seien später nach einem späteren starken Klimawandel ausgetrocknet, meinten die US-Forscher, und ihr Wasser sei im Weltraum verschwunden. Ein Rätsel bleibt, woher die Sedimente ursprünglich kamen und wie sie zu ihrem Ablagerungsort gelangten. Die NASA-Forscher fanden keine Spuren von Abläufen oder Flüssen, die sie in die Seen gespült haben könnten.

Auf dem Mars sind möglicherweise auch relativ frische Spuren von flüssigem Wasser entdeckt worden, bestätigte NASA-Chefwissenschaftler

Mars-Report



Ed Weiler. Fotos des GLOBAL SURVEYOR hätten gezeigt, dass es möglicherweise noch in den vergangenen tausend Jahren oder vor noch kürzerer Zeit flüssiges Wasser auf dem Roten Planeten gegeben habe. Bisher nahm man an, dass es nur vor Milliarden Jahren einmal Wasser auf dem Mars gegeben habe.

Die Bilder der Marssonde zeigen nach Angaben des Wissenschaftlers Michael Malin Rinnen auf der Oberfläche des Planeten. Dies ließe sich durch das Sickersen von Wasser dicht unter der Oberfläche erklären. Malin erläuterte, die Rinnen seien auf relativ jungen geologischen Formationen gefunden worden. Damit sei klar, dass die Wasserspuren aus jüngerer Zeit stammten.

Die neuen Entdeckungen machen den Mars auf jeden Fall „noch faszinierender“ und lassen die Außenseiter-Theorie von ehemaligem (intelligentem?) Leben auf dem Mars wieder wahrscheinlicher werden.

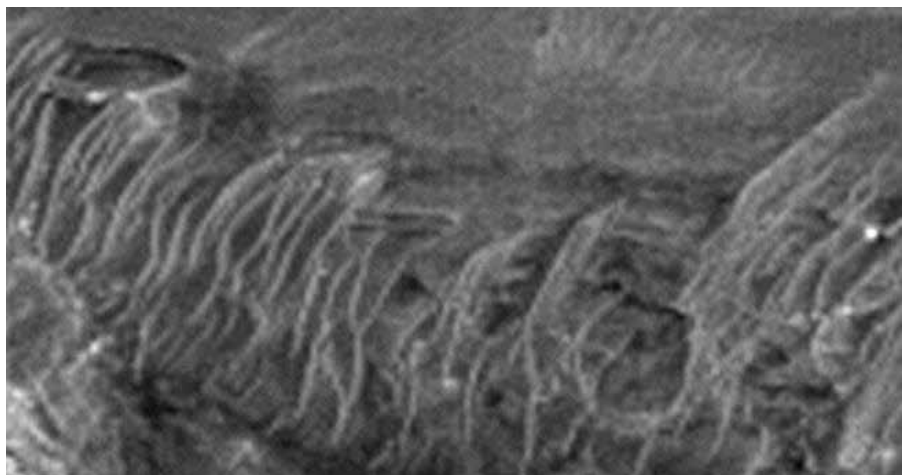
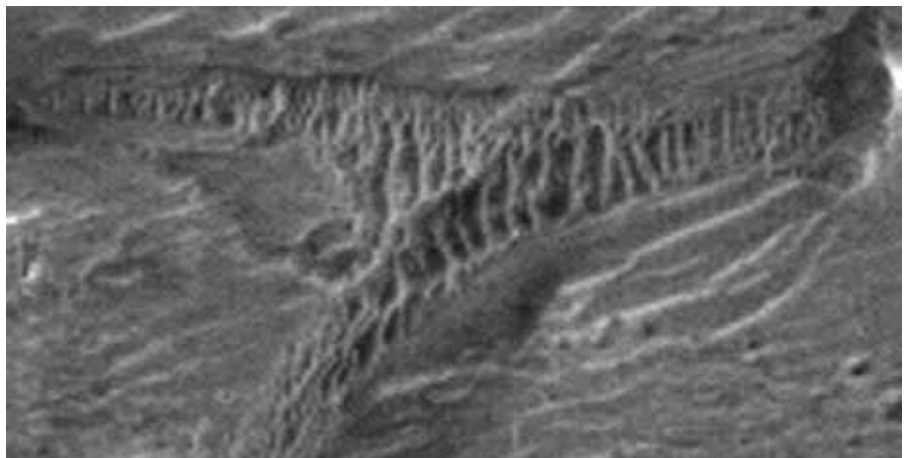
Fotos

NASA (www.nasa.gov)

The Enterprise Mission (www.enterprisemission.com)

Electric Warrior

(www.electricwarrior.com/mol/MarsOnlineGazette.htm)



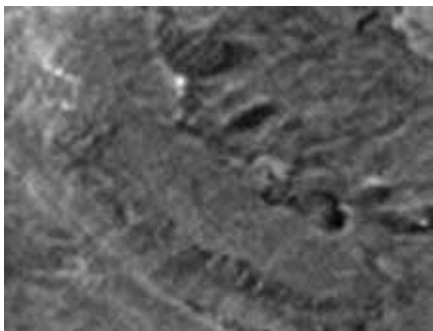
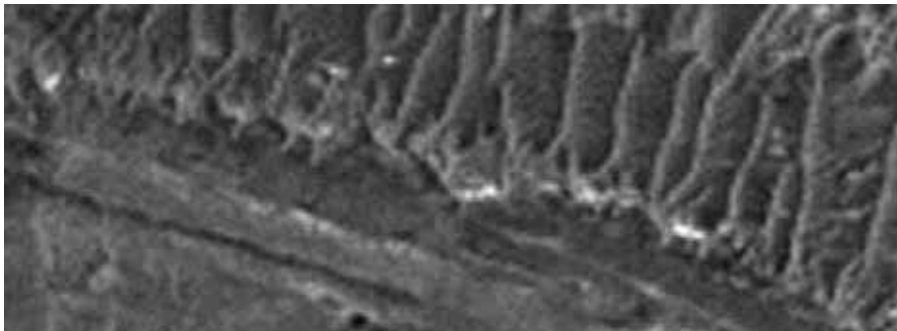
Zerklüftetes Gelände mit deutlich erodierten Spuren. Stammen sie von Wasser oder von Winderosion? (Ausschnitt aus NASA-Foto M0403228, darunter jeweils Detailvergrößerungen)

Mars-Report



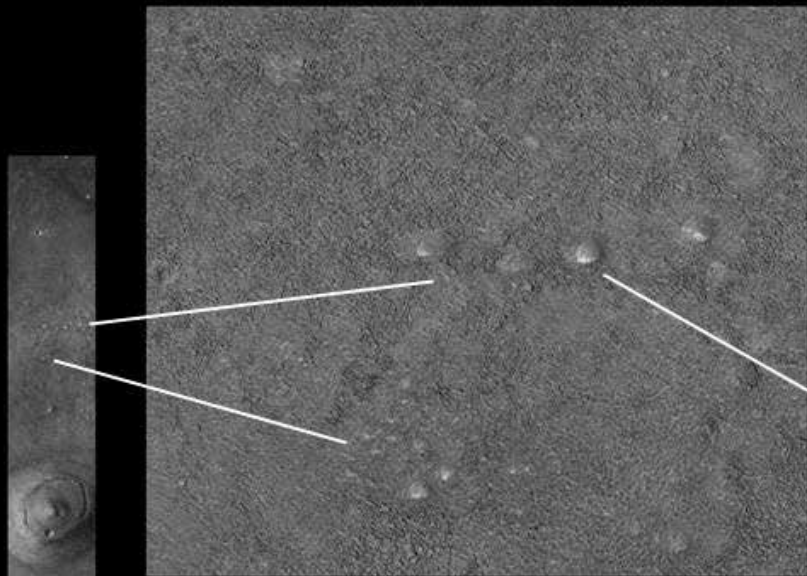
*Links:
Diese Oberflächenformation erinnert an einen versteinerten Trilobiten (siehe oben) und wird demgemäß auch „Trilobit“ genannt (Bild-Nr. M0403228).
Darunter Ausschnittsvergrößerungen.*

*Ganz unten:
Kuppelförmige Objekte auf der Marsoberfläche in der Nähe des „Tholus“ (Cydonia-Region). Künstlich oder natürlich?*



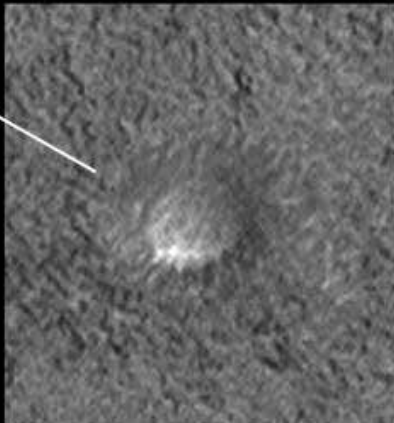
The "Martian Domes"

Geometric Placement of "The Domes"



New MGS Image Strip

Close-up: Note Arches!



In SYNESIS Nr. 5/2001 schrieb Dr. Hans-Joachim Zillmer in seinem Beitrag „Kontroverse Erd- und Menschheitsgeschichte“ über die erfolgreiche Wiener Ausstellung „Unsolved Mysteries“, die inzwischen noch bis in den November verlängert worden ist. Dabei erwähnte er auch die Steine von Glazel, deren Schriftzeichen wie die aus der umstrittenen „Burrows Cave“ von Kurt Schildmann (Präsident der Studiengemeinschaft deutscher Linguisten) gelesen werden können. Dass in diese Steine eingeritzten Zeichen gelesen werden können, sagt jedoch nichts darüber aus, ob sie wirklich alt oder nur eine relativ junge Fälschung sind.

Aus diesem Anlass veröffentlichen wir hier ein Sachverständigen-Gutachten aus dem Jahre 1929 über die Steine von Glazel.

Die Umschau

Vereinigt mit „Naturwissenschaftliche Wochenschrift“, „Prometheus“ und „Natur“
Illustrierte Wochenschrift über die Fortschritte in Wissenschaft u. Technik
Heft 37 / Frankfurt-M, 14. September 1929 / 33. Jahrgang

Glazel

Ein Sachverständigen-Gutachten

Fast 5 Jahre sind vergangen, daß Archäologen, Prähistoriker, Paläontologen und Sprachforscher über die „berühmten“ Funde von Glazel diskutieren. Die „Umschau“ hat dem rätselhaften Alphabet von Glazel einen Aufsatz gewidmet (1927, S. 46 ff.), der Aufsehen bei den Lesern erregte (vgl. u.a. 1927, S. 159).

Ein zu Amsterdam 1927 tagender Kongress hat sogar eine Kommission eingesetzt, deren Sachverständige die „Jahrtausende alte“ Lagerstätte untersuchen sollten. Die französische Prähistorische Gesellschaft hat gegen den Besitzer des Grabungsfeldes, Fradin, eine Klage wegen wissenschaftlicher Irreführung angestrengt und die Fradins als die mutmaßlichen Fabrikanten der Mehrzahl jener „prähistorischen“ Gegenstände hingestellt.

Jene braven Landsleute haben gegen Dussand, Mitglied des Instituts, und einen anderen Glazelgegner Verleumdungsklage angestrengt.

Um hier Klarheit zu schaffen, wurde von der französischen Justizverwaltung der Direktor des öffentlichen Erkennungsdienstes, Bayle, damit beauftragt, die bemerkenswertesten Stücke des berühmten „Museums von Glazel“ einer eingehenden Untersuchung zu unterziehen. Da ein Teil der Fundstücke aus plastischem Material, Ton u.a., bestand, während andere aus Knochen oder verschiedenen Gesteinsarten gefertigt waren, zog Bayle mit Zustimmung des Gerichtes zwei Spezialisten zu: Randoïn, Assistent für Geologie am College de France, und Maheu, Leiter des mikrographischen Laboratoriums der pharmazeutischen Fakultät zu Paris.

Der erste Teil des Gutachtens, das von diesen Sachverständigen abgegeben wurde, befaßt sich nur mit drei flachen Täfelchen, die mit den „Schriftzeichen von Glazel“ bedeckt sind. Als erste Feststellung ergab sich, daß diese Tontäfelchen nicht gebrannt worden sind. Es ließen sich in dem Ton Reste von Pflanzen nachweisen. Bayle sägte aus der nicht beschrifteten Seite der Täfelchen dünne Platten von einigen Zentimetern Seitenlänge und etwa 20 Millimeter Dicke heraus. Dann raspelte er auf einem weißen Blatt Papier sorgfältig die ehemalige Außenschicht ab, um alle Fremdkörper zu entfernen, die sich dort nachträglich angeheftet hatten. Erst nach Erledigung dieser Vorsichtsmaßnahme zerrieb er unter der Lupe zwischen den Fingern die lockere, erdige Masse. In dem Staub fanden sich Reste von Moosen, Fetzen von Adlerfarn, Spelzen von Hafer, Stückchen der Fruchtschale von Getreidegräsern, Baumwolle und Wollfasern, die in allen Nuancen von blau bis rot gefärbt waren.

Histologische und chemische Untersuchungen ergaben in gleicher Weise, daß es sich um frische unversehrte Gewebeteile handelte. Damit stand einwandfrei fest, daß die Täfelchen nicht gebrannt worden waren. Bei einer Probeerhitzung schwärzten sich die aufgezählten Pflanzenteile schon bei 150° C.

Eine andere Untersuchung führte zum gleichen Ziel. Ungebrannter Ton läßt sich mit Wasser wieder zu einer plastischen Masse anreiben. Er verliert diese Eigenschaft, wenn er beim Brennen auf 450° C. oder mehr erhitzt wurde. Die Tonmasse, die man durch Anrei-

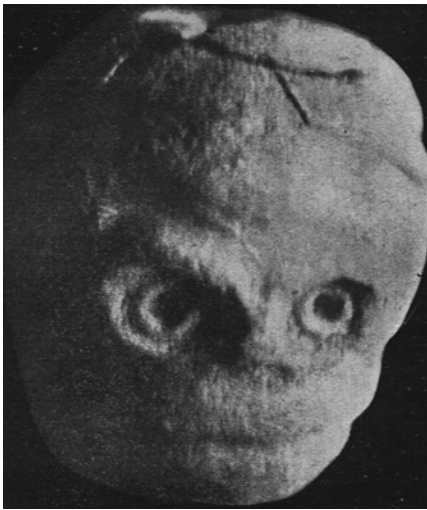


Aus den „Funden“ von Glazel: Tontafel mit der Darstellung eines Rentieres oder eines Elches, das ein Junges säugt.

ben des Materials der Täfelchen erhielt, war aber plastisch; das Täfelchen war ungebrannt. Schließlich zeigten auch nicht der Quarz und der Feldspat der Täfelchen die Veränderungen, die sie beim Brennen stets erleiden.

Ein Stückchen der Masse der Täfelchen, das man in Wasser eintauchen ließ, zerfiel sehr rasch.

Da nun sicher feststand, daß die Täfelchen nicht gebrannt worden waren, so war es recht unwahrscheinlich, daß sie in diesem vergänglichen Zustand Jahrtausende überdauern sollten. Immerhin lag noch kein Beweis vor, der das mit voller Sicherheit ausschloß. Hier setzte die nähere Untersuchung der Pflanzenreste ein. Auffällig war es, wie diese nicht nur ihre Form erhalten hatten, sondern daß sie sogar Plasmareste mit Chloroplasten aufwiesen, in denen sich noch Chlorophyll fand. Und das in einem feuchten Boden, in dem es von Bodenbakterien nur so wimmelte. Bayle und seine Kollegen griffen nun zum Spektralapparat, um zunächst festzustellen, in welchem Grad und in welcher Zeit Chlorophyll zerfällt.



Aus den „Funden“ von Glozel: Vase in Form eines Totenschädels.

Läßt man einen Lichtstrahl durch eine Chlorophyll-Lösung gehen, so wird ein Teil des Lichtes absorbiert; es zeigen sich bestimmte Spektrallinien. Der Grad der Absorption hängt von der Konzentration der Lösung jeder einzelnen Verbindung ab. Zeichnet man also für einzelnen Absorptionsgrade eine Kurve, so hat man damit auch einen Maßstab für die Konzentration der Lösungen. Bayle und seine Mitarbeiter stellten nun zunächst eine Absorptionskurve für Chlorophyll von verschiedenem Alter auf, das Gräsern von herbarien entstammte, die zwischen 1815 und 1929 angelegt worden waren. Es zeigte sich dabei, daß die Lichtabsorption des Chlorophylls mit zunehmenden Alter abnimmt, so daß es möglich ist, mit Hilfe dieser Methode das Alter von Gräsern zu bestimmen. Die Genauigkeit ist so groß, daß man für die jüngsten 30 Jahre das Alter auf 94 von 100 genau angeben kann. Die Gräser, deren Reste sich in den Täfelchen von Glozel gefunden hatten, waren in dem trockenen Ton in ähnlicher Weise aufbewahrt gewesen wie in einem Herbarium. Chlorophyllauszüge aus ihnen wurden spektroskopisch untersucht mit dem Ergebnis: Die Gräser entstammen aus den Jahren 1920 – 1927 und zwar größtenteils aus



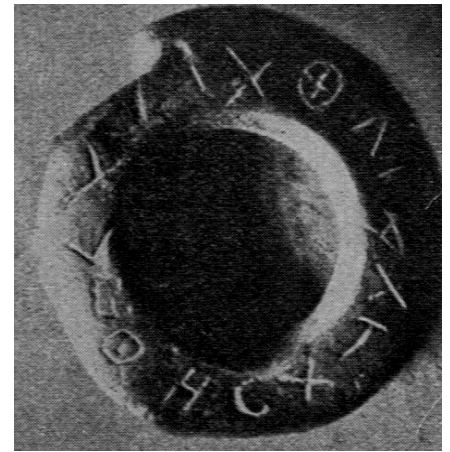
Aus den „Funden“ von Glozel: Tönernes Lämpchen mit dem Sonnenzeichen.

einer Zeit, die dem jüngeren Termin näher liegt als dem älteren. Damit stand fest: Die Anfertigung der Täfelchen ist höchstens innerhalb der letzten 5 Jahre erfolgt!

An kleinen Fäserchen, die sich zur mikroskopischen Untersuchung kaum noch eigneten, bestimmte Bayle wenigstens die Art der Farbstoffe, mit denen sie getränkt worden waren. Durchweg handelte es sich dabei um Farben, die erst auf Grund der neuesten Synthesen hergestellt waren.

Nach einem Bericht von Deperet waren die Täfelchen in einer Tiefe von 35 cm gefunden worden. Konnten diese leichten Gegenstände aus ungebranntem Ton dem Einfluß des Wassers dort längere Zeit standhalten? Bayle stellte unter eine Glasglocke einen Dreifuß, legte darauf zunächst eine Porzellanplatte, darauf eines der Probestückchen, das einem der Täfelchen entnommen war. Zwischen beide schob er noch einen Filzstreifen, der in ein Gefäß mit Wasser tauchte. Schon am anderen Tag befand sich das Tonstückchen in einem derartigen Zerfall, daß man es nicht mehr zwischen den Fingern halten konnte. Schon in einem kaum nassen Boden wären die Täfelchen binnen kurzer Zeit zerstört worden.

Aber die Ränder der Täfelchen wiesen keinerlei Zerstörungerscheinungen auf, auch keine Kalk- und Kieselinkrustationen, wie sie an Gegenständen, die längere Zeit im Boden verweilt haben, immer vorkommen. Diesen Zustand völliger Unversehrtheit weisen aber nur zwei von den untersuchten Täfelchen auf; bei dem dritten sind auf der Seite, die die pseudo-neolithischen Schriftzeichen trägt, trockene Erdstückchen, die man zunächst für natürliche Inkrustationen halten könnte. Bei Untersuchung mit Lupe und Nadel zeigte sich, daß man diese anhaftenden Teilchen ohne jede Verletzung der Tafeloberfläche leicht abheben konnte. Eines der Täfelchen war von den Wurzelstöcken von Farnkräutern an zwei Stellen durchbohrt. Bei oberflächlicher Betrachtung konnte man darin einen Beweis sehen, daß das Täfelchen schon lange im Boden geruht hatte. Eine nähere Besichtigung ergab Folgendes: Ein senkrecht zur Tafeloberfläche gehendes Loch von 20 mm Durchmesser durchsetzte das Täfelchen. Durch dieses Loch führte ein Wurzelstock von nur wenigen mm Durchmesser. Der freie Raum war dann nachträglich mit einem Pfropf von gleichem Ton zugeschmiert. Gerade dieser Fall zeigt klar, mit welcher betrügerischen Manipulationen gearbeitet wurde.

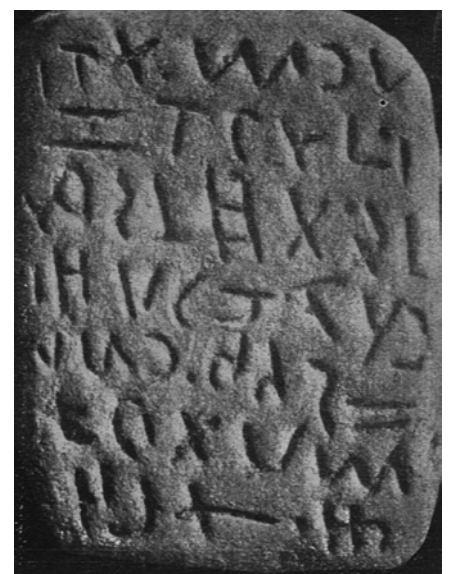


Aus den „Funden“ von Glozel: Ring mit eingritzten Buchstaben.

Auch für die berühmte Bratpfanne, an deren Boden noch Reste klebten, und für andere Gegenstände ließ sich einwandfrei feststellen, daß sie der jüngsten Zeit entstammen. Die Gerichtsverhandlung wird ja nun nicht mehr lange auf sich warten lassen. Man wird neugierig darauf sein, was die biederen Fradins diesen eindeutigen Beweisen entgegensetzen wollen. Besonders gespannt auf den Verlauf wird auch der eine oder andere Gelehrte sein, der sich z.Zt. mit seinem Urteil etwas voreilig festgelegt hat. Andererseits ist es erfreulich, mit welchem Scharfsinn und welcher Sicherheit das „Rätsel von Glozel“ gelöst wurde.

J. B.

Wir bedanken uns bei Herrn Walter Th. Dubronner, der uns freundlicherweise diesen alten Artikel zugesandt hat.



Aus den „Funden“ von Glozel: Tontafel mit alphabetischen Zeichen.

Die Sprache der Europäer - wie sie entstand und sich entwickelte -

(Vortrag in Kürnbach anlässlich der EFODON-Tagung 2001 vom 17.08.-19.08.)

(c) Friedrich Köhler; veröffentlicht in EFODON SYNESIS Nr. 6/2001

Die Geschichte seit Christi Geburt ist keineswegs gesichert, sondern nachweislich zum Teil falsch. Ich brauche das in diesem Kreise nicht zu vertiefen. Ich verweise nur

- auf den Karlsruher Geschichtssalon,
- (<http://unterhaltung.freepage.de/geschichte/>).
- auf Dr. Meier, Marquardt...
- auf Fomenko, und, und, und...

Auch was in der Ur- und Frühgeschichte heute noch als gesichert gilt, muss morgen schon wieder neu geschrieben werden.

- Siehe den Fall Frozen Fritz alias l´uomo di Similaun alias Ötzi.
- Siehe den Fund des Kennewick Man (v. 9000 Jahren), und...
- Siehe sicher auch demnächst die Entdeckungen von Walter Haug und seinen Freunden.

Selbst die scheinbar auf festen Fels gegründete Kirchengeschichte einschließlich der Lebensgeschichte von Christus bekommt Risse.

- Gestern gab es nur vereinzelte kleine Fragezeichen zur Vita Jesu.
- Heute weist Carotta bereits nach, dass Jesus = Caesar ist.
- (<http://www.carotta.de>)

Was ist wahr, was ist gesichert? Ich weiß es nicht. Ich stelle nur eines fest: überall in der Geschichtswissenschaft gibt es Ungereimtheiten! Dabei gilt die Wissenschaft doch als (Zitat) "der Inbegriff des durch Forschung, Lehre und überlieferte Literatur gebildeten für gesichert erachteten Wissens".

Offensichtlich ist dieser akademische Glaube an das gesicherte Wissen wohl doch nicht ganz angebracht.

Nicht alles was als gesichertes Wissen gilt, muss nämlich (das zeigt besonders die jüngste Erfahrung) auch tatsächlich gesichert sein. Wissen und Glauben liegen dicht beieinander. Fehler sind leicht gemacht. Ein Fehlschluss ist schnell unterlaufen und muss nicht immer als solcher erkannt werden. Er kann vom nächsten Wissenschaftler im guten Glauben ungeprüft übernommen werden. Darauf beruft sich der Nachfolgende, und so kann nach und nach aus einem Irrtum wissenschaftlich gesichertes Wissen werden. Schöne Beispiele finden sich bei Carotta.

Wenn eine Theorie gegen gesichertes Wissen verstößt, kann das demnach geradezu ein Gütesiegel sein. Und scheinbar unwissenschaftlich zu arbeiten, ein hervorragendes Zeugnis geistig unabhängiger Arbeit.

Dass auch die Geschichte der Sprachen ungesichert ist, lässt schon die Unzahl der Kritiker vermuten. Ich nenne nur:

- Richard Vester / Deutschland,
- John Langerholc / England,
- Prof. Merritt Ruhlen / USA,
- Prof. Zarnack / Deutschland, und, und, und...

Die Sprachgeschichte ist voller Fragezeichen. Vieles liegt (das geben selbst die Experten zu) im Dunkeln. Wo mag zum Beispiel unsere Sprache herkommen? Die Wissenschaft bemüht sich nicht einmal um eine Antwort! Sie erklärt statt dessen solche Fragen für zu spekulativ und damit für unwissenschaftlich.

Trotzdem sollte man sich unbedingt darüber Gedanken machen!

Denn wenn wir nur weit genug in die Vergangenheit zurückblicken könnten, würden vermutlich alle Menschen einer einzigen Familie angehören. Nach der derzeitigen Theorie begann der moderne Mensch vor 100.000 Jahren, von Afrika aus die Erde zu besiedeln. Dabei bildeten sich in den einzelnen Regionen unseres Globus unterschiedliche Erscheinungsformen aus. Das ist der zur Zeit allgemein anerkannte Wissensstand.

Kaum bekannt ist dagegen eine Besonderheit, die allein uns Europäer betrifft. Der Lebensraum des europäischen Typus erstreckte sich nämlich nach neuesten Erkenntnissen (das ist bei Horken und Dr. Meier nachzulesen) während der Eiszeit nicht nur auf das heutige Gebiet, sondern auch auf die jetzt überfluteten riesigen Schelfgebiete im Norden Europas. Diese waren damals zwar von Eisbarrieren umgeben, dafür jedoch vom Golfstrom begünstigt. Die dort am und vom Meer lebenden Nordeuropäer müssen sich (nach Horken, Dr. Meier und Marquardt) lange Zeit isoliert von den anderen entwickelt haben. Während anderswo kultureller Austausch stattfand, wurden jene hinter dem Eis gleichsam konserviert.

Der Vielfalt der weltweit lebenden Menschen entspricht auch die Vielzahl der Sprachen. Es gibt ca. 6000 auf der Welt und 200 - 300 Sprachfamilien, wie die indogermanische.

Haben diese ihren natürlichen Ausgangspunkt ebenfalls in Afrika?

Wir wissen es nicht. Die Vergleichende Sprachwissenschaft weiß nicht, wo die Sprache herkommt. Sie weiß auch nicht, wie sie entstanden ist. An den Lehrstühlen empfindet man solche Fragen als unwissenschaftlich, ja sogar als unseriös.

Lassen sie mich trotzdem spekulieren. Wir wissen doch, dass Babys nicht mit einem fertigen Wortvorrat auf die Welt kommen. Wohl aber mit der Fähigkeit,

eine Sprache (und zwar jede x-beliebige) perfekt zu lernen. Ich folgere daraus: wenn uns Sprachen nicht fix und fertig mitgegeben werden, müssen sie irgendwann einmal ihren Anfang genommen haben.

Sprachen fallen ja nicht fertig vom Himmel!

Irgendwann in grauer Vorzeit müssen die Menschen folglich das erste Mal begonnen haben zu sprechen. Es kann zu jener fernen Zeit noch keine fertige Sprache zur Verfügung gestanden haben. Man kann nur bei Null angefangen haben. Es muss daher auch ein erstes Wort gegeben haben! Danach ein zweites, ein drittes und sofort.

Was ist überhaupt ein Wort und was ist Sprache?

Sprache ist der Gebrauch gleichbleibender Zeichen zur Verständigung.

Zeichen können zum Beispiel Lichtzeichen sein. Rot heißt in der Lichtsprache für Fußgänger HALT! Grün bedeutet GEHE! Diese Bedeutung muss vereinbart werden.

Die deutsche Sprache ist eine Lautsprache und die einzelnen Lautzeichen nennen wir Wörter. Jedes dieser Zeichen hat seine Bedeutung, und die muss (genau so wie bei den Lichtzeichen) vereinbart werden.

Auch das aller erste Lautzeichen muss demzufolge vereinbart worden seien.

Sprache ist zwar eine Erfindung des Menschen, aber zugleich auch eine Schöpfung der Natur. Und diese bildet aus einfachen Anfängen erst nach und nach auf sehr wirtschaftliche Weise komplexere Strukturen.

Die ersten Lautzeichen dürften also noch sehr einfach gewesen sein. Wenige Laute, darunter vielleicht der (auch von Herrn Knauer favorisierte) Kardinalvokal "a" oder der für die Spracherkennung unerlässliche Steuervokal "i".

Sprache ist gleich der Natur immer ökonomisch. Die nächsten Lautzeichen werden daher (so ist zu vermuten) durch geringfügiges Abändern oder einfache Kombination der bereits gebräuchlichen entstanden sein.

Auch Prof. Zarnack vertritt diese Auffassung (Zitat): "neue Wörter werden generell durch Anregung und in Anlehnung an ältere gemacht." Er selbst zitiert auch Zimmer bzw. Langacker, die es so formulieren: "es lässt sich kaum etwas Neues bezeichnen, ohne auf Bekanntes oder Benanntes zurückzugreifen."

Jedes neue Wort müsste dann eigentlich irgendeinen Bezug zum vorhergehenden gehabt haben. Anfangs könnte man demzufolge die Laut- und Sinnverwandtschaft der Wörter noch verstanden haben. Vielleicht so wie heute dem "Handy" noch die Hand anzuhören ist.

So könnte die indogermanische Ursprache aus wenigen Urwörtern langsam und organisch gewachsen sein. Aus der immer komplexer werdenden Ursprache müssen dann allmählich all die eigenständigen Sprachen

entstanden sein, deren Verwandtschaft erst vor 200 Jahren aufgefallen ist.

Die Vergleichende Sprachwissenschaft weiß weder wo noch wie die Sprache entstanden ist. Sie macht sich nicht einmal darüber Gedanken. Trotzdem unternimmt sie den kühnen (und ich meine hoffnungslosen) Versuch, die Ursprache zu rekonstruieren.

Sie zerlegt (kurz gesagt) zur Lösung ihrer Aufgabe jede einzelne schriftlich belegte Sprache in ihre Bestandteile und vergleicht diese. Mit Hilfe der festgestellten Gesetzmäßigkeiten und der bekannten Wörter rekonstruiert sie dann die zugehörigen mutmaßlichen Urwörter. Diese gelten, als sei das selbstverständlich, heute als wissenschaftlich gesichert.

Ich meine dagegen, dass diese Vorgehensweise unwissenschaftlich ist und die Ergebnisse keineswegs als gesichert hingenommen werden können.

Die indogermanischen Sprachen sind doch erst seit etwa 5000 Jahre schriftlich belegt. Die Ursprache dürfte (wenn man an unsere gemeinsame Herkunft aus Afrika denkt) dagegen sehr viel älter sein. Es ist daher ausgesprochen verwegen, sich bei der Rekonstruktion nur auf einen Bruchteil der Sprachgeschichte zu beschränken und dann noch die gewonnenen Erkenntnisse für wissenschaftlich gesichert zu halten.

Zudem hat jede Sprache ihre eigene Geschichte. Es könnte daher auch Sprachen geben, die die Elemente der Ursprache besser bewahrt haben. Es ist also unlogisch, alle Sprachen ohne weiteres gleich zu behandeln.

Wissenschaft sollte (Zitat) "von Wertungen und Gefühlen frei" sein. Sie sollte (Zitat) "mit auf Sachbezogenheit gründender Objektivität allgemein nachprüfbar Aussagen treffen". Es zeugt in diesem Licht nicht von akademischer Weitsicht, sich von der nicht überprüfbar (und immer häufiger angezweifelt) Annahme "ex oriente lux" den objektiven Blick vernebeln zu lassen.

Nur deswegen gilt als wissenschaftlich gesichert, dass sich die sogenannten "germanischen" Sprachen irgendwann einmal von den übrigen abgespalten und danach eine Lautverschiebung mitgemacht haben. Das ist in Wirklichkeit überhaupt nicht zu beweisen! Niemand kann den wahren Grund dieses als 1. Germanische Lautverschiebung bekannten Phänomens nennen oder gar wissenschaftlich belegen. Da hat GRIMM einen entscheidenden wissenschaftlichen Fehler gemacht.

Der schwerste Fehler der Vergleichenden Sprachwissenschaft aber ist, dass sie die Sprache unterschätzt hat. Sprache und Geist kann man sich nach Humboldt nicht eng genug beieinander denken. Das ist vollkommen richtig! Man weiß bis heute nicht einmal annähernd, wie das menschliche Gehirn oder die Sprache wirklich funktionieren. Der Sprache und dem menschlichen Geist kann man daher nicht allein mit mechanischem Sprachvergleich und pedantischer Erbsenzählerei beikommen. Sprachen (ganz besonders eine alte wie das Deutsche) sind vom Geist der Urahnen erfüllt. Sie haben eine Seele, die sich erst dann offenbart, wenn man nicht nur der Lautstruktur- sondern

auch der Sinnverwandtschaft der Worte Beachtung schenkt.

Solche Gedanken haben schon meinen Vater bewegt. Von ihm habe ich die Sprachforschung geerbt wie der arme Müllerbursche den gestiefelten Kater.

Ihm war das aufgefallen, was auch in dem neuen Buch von Walter Haug und Reinhard Schmid ("Unsere Dorfsteinbrüche, Die größten Megalith - Monumente der Welt?" CERNUNNOS, ISBN 3-00-007639-5) anklingt. Dass es im Deutschen viele Wörter gibt, die (unter Berücksichtigung der bekannten Lautveränderungen) nicht nur ähnlich klingen, sondern auch eine gemeinsame Wurzel zu haben scheinen.

Bei Walter Haug zeigt die Hälde (Grabhügel) eine gewisse Sinngemeinschaft mit dem Wort halten und ist auch offenbar verwandt mit Wörtern wie Halde, hohl, hehlen, der Totengöttin Hel oder Holda.

Wenn man fleißig (so wie ich) sucht und auch mal nach den anderen "germanischen" Sprachen oder dem Lateinischen und Griechischen schielt, kommt man auf eine riesige Zahl von solchen Begriffen, die sich zu sehr wenigen großen Gruppen laut- und sinnverwandter Wörter zusammenfügen.

Alles was ich behaupte ist, dass sich jede dieser riesigen Wortgruppen auf ein einziges Urwort zurückführen lässt! Man muss sich nur in die einzelnen Wörter hinein vertiefen, ihre Botschaft verstehen, und den Geist der Sprache zu begreifen suchen.

Dann treten die Worte der Ahnen aus der grauen Vergangenheit hervor. Und diese Urwörter sind archaisch einfach: zum Beispiel ICH, DU, DER, FEUER, HÖHLE. Diese fundamentalen aus maximal drei Lauten bestehenden Wörter können nur die echten Urwörter der indogermanischen Sprache sein! Sie bilden ein in sich geschlossenes und unmittelbar einleuchtendes dreigliedriges System aus ganz wenigen einfachen Lautzeichen (darunter, wie anfangs vermutet, der wichtige Kardinalvokal a, und der Steuervokal i). Es lässt sich sogar eindeutig verstehen, welches das allererste Wort gewesen sein muss.

Am Anfang war das Wort, das erste (zwischen zwei Menschen vereinbarte) Lautzeichen der indogermanischen Sprache.

Es war das Urwort thi = DU.

Und das zweite Urwort lautete i = ICH. Höchstwahrscheinlich wurden beide im Spiel zwischen Mutter und Kind "erfunden".

thi bedeutete in der Urzeit nicht nur DU, sondern auch LAUTZEICHEN oder WORTE, weil es das erste LAUTZEICHEN überhaupt war. Wir bezeichnen unsere LAUTZEICHEN daher immer noch als thi, nur mit dem kleinen Zeitbegriff uer = VON ANFANG AN oder schlicht UR davor. In der Ursprache bedeutete uer-thi also UR-WORTE oder UR-LAUTZEICHEN. Das ist der eigentlich SINN unseres heutigen Substantivs WOR-TE!

Zarnack behauptet, dass (Zitat) "grundsätzlich jedes Wort einer indogermanischen Sprache mehrere Bedeutungen habe... Diese

Binsenweißheit werde von Etymologen häufig übersehen." Er hat Recht, die Urwörter bestätigen das.

Meine nach Ansicht der Fachleute unwissenschaftlichen Forschungsergebnisse sind aber auch aus vielen anderen Gründen plausibel.

Man kann zwar zur Zeit noch nicht sagen, wo oder gar wann die Ursprache entstanden ist. Aber eines kann man jetzt mit Sicherheit sagen:

Die Urwörter haben sich im Norden Europas am besten erhalten! Die Sprache scheint einfach mit den Menschen zusammen in der Isolation am besten konserviert (eingefroren) worden zu sein. Die sogenannten "germanischen" Sprachen haben die Ursprache schlicht am besten bewahrt. Und nicht die vielen anderen Sprachen bis hin zum Sanskrit!

Man nehme eine Sprache, rekonstruiere daraus mit viel Phantasie ein paar vermeintliche Urwörter und behaupte mit viel Brimborium, diese Sprache habe die Urwörter am besten bewahrt. Handelt es sich hier um einen klassischen zirkulären Schluss?

Nein, die gefundenen Urwörter bilden nicht nur ein deutlich erkennbares logisches System. Sie decken auch die unweigerlich zu erwartenden und offensichtlichen Fehlergebnisse der Vergleichende Sprachforschung auf!

Das vermeintliche Urwort für FEUER soll zum Beispiel *ngni gelautet haben. Rekonstruiert wurde dieser künstliche Zungenbrecher u.a. aus lat. ignis = Feuer. Ignis ist jedoch offenkundig laut- und sinnverwandt mit dem (ahd.) Verb kniten = reiben, hat also mit Feuer nur indirekt zu tun. Das ist nur einer der unzähligen sofort ins Auge springenden Fehler, die schon allein deswegen passieren konnten, weil die Bedeutung der germanischen Sprachen so sträflich unwissenschaftlich unterschätzt wurde. (Das wirkliche Urwort lautet übrigens fir.)

Die Urwörter bilden nicht nur ein sich geschlossenes und unwiderlegbares Ganzes. Sie decken nicht nur die Fehler der Sprachwissenschaft auf. Sondern darüber hinaus lassen sich unendlich viele Wörter der modernen Sprachen, deren ursprünglicher Sinn verlorengegangen ist, mit Hilfe der wahren Urwörter plausibel erklären.

Wenn die Urmenschen miteinander sprachen, so nannten sie das thi ah tan. Das bedeutet wörtlich etwa: LAUTZEICHEN GEIST TUN. Da es am Anfang der Sprache demnach offenkundig noch kein eigenes Wort für "sprechen" gab, wurde dieser Vorgang von ihnen sehr intelligent umschrieben. Mit den einfachen Urwörtern, die bereits zur Verfügung standen: LAUTZEICHEN, GEIST und TUN. Sie beweisen damit, dass sie das Wesen der Sprache besser verstanden hatten, als die Vergleichenden Sprachwissenschaftler. Für unsere Vorfahren TAT sich mit den LAUTZEICHEN das Tor zum GEIST der Mitmenschen auf. Nicht Humboldt sondern sie haben als erste erkannt, wie nahe Sprache und GEIST beieinander liegen: LAUTZEICHEN GEIST TUN, man kann es nicht besser sagen.

So kamen die Tuatha-Völker, nach Dr. Meier die Vorfahren der sogenannten "germanischen" Stämme, zu ihrem Namen. Tuatha kommt von thi ah tan und bedeutet "sprechen". Diese Völker gehörten alle der gleichen Sprachgemeinschaft an und würden daher besser nicht als "germanische" sondern als thi ah tan-ische (oder vielleicht auch als teutonische) Völker bezeichnet.

(Ahd.) theota = Volk ist daher auch falsch!

Die "Deutschen" bedeutet schlicht und einfach die, die "SPRECHEN".

Die Begriffserfindung "1. Germanische Lautverschiebung" ist demzufolge wissenschaftlich ebenfalls nicht mehr zu halten! Sie müsste nämlich einfach nur "Erste Lautverschiebung" heißen, weil sich nicht die germanischen (d. h. thiahtanischen) Laute verschoben haben, sondern die der anderen Sprachen.

Ausführlicher lesen Sie bitte auf meiner Homepage

www.freenet.de/thitus

Dipl.-Ing. Friedrich Köhler (thitus)

Wolfgang-Dachstein-Straße 11

D-77654 Offenburg

Edwin Johnson, ein radikaler Verfechter der Chronologiekritik

© Uwe Topper; veröffentlicht in EFODON-SYNESES Nr. 6/2001

Ende des 19. Jahrhunderts gab es in Mitteleuropa mehrere Gelehrte, die sehr genau erkannten, wie verzerrt das Gespinnst christlicher Geschichtsschreibung ist. Sie kämpften heftig und mit außergewöhnlicher Logik und Schärfe dagegen an, weshalb ihre Arbeiten heute noch großen Wert haben. Mit dieser Radikalität wurde Geschichtskritik in deutscher Sprache nach fast hundert Jahren erst wieder von Christoph Marx vertreten und neuerdings von Dr. Eugen Gabowitsch mit großer Energie vorangetrieben. Darum ist das Buch des englischen Philologen Edwin Johnson "The Pauline Epistles" (Watts und Co., London 1894) von ganz besonderem Interesse für unsere Arbeit.

Manche Sätze darin klingen wie meine eigenen in "Die Große Aktion" (Tübingen 1998), ohne dass ich mich rühmen könnte, Johnson gelesen zu haben. Ein Theologe, der in Berlin die Radikalkritik nach holländischer Schule vertritt, Dr. Hermann Detering, wies mich kürzlich auf dieses Buch hin, von dem er auf seiner Webseite (www.radikalkritik.de) sagt, es vertrete eine ähnlich radikale Kritik wie die von Illig und Topper.

Allerdings ist Illig mit dieser wohlgemeinten Beurteilung weit überfordert, denn seine 296 (297) Jahre, die er im Mittelalter ausschneidet, können sich mit Johnsons Gewissheit, dass 1500 Jahre Kirchengeschichte zuviel sind, nicht messen. Radikal ist die Geschichtskritik von Heinsohn und Illig hauptsächlich für die Steinzeit und die Anfänge der Geschichte ("Sumerer", alte Ägypter, frühe Perser etc.)

Johnsons Erkenntnisse passen besser zu den radikalen Aussagen von Jean Hardouin, Wilhelm Kammeier und Christoph Marx. Angesichts der Genauigkeit und des Durchblicks dieser Forschungsarbeit, die Johnson vor mehr als hundert Jahren vorgelegt hat, finden viele Ergebnisse unserer Chronologiekritik der letzten Jahrzehnte eine wichtige zusätzliche argumentative Stütze.

Johnson erkennt zum Beispiel, dass auch das 16. Jahrhundert noch keine festen Daten besitzt; das früheste brauchbare Datum in England sei 1533 (S. 9, letzter Abs., ich zitiere nach der Internet-Version, die andere Seitenzahlen als das Original verwendet, wobei diese stets angegeben werden).

Aber erst in den darauffolgenden Jahrzehnten beginnt in England ein verlässliches Datierungssystem.

Latein ist die erste Sprache der Kirche gewesen, nicht Griechisch (S. 12, Mitte und öfters), und die Kirche entstand nicht im Orient, sondern in Mitteleuropa gegen 1500 (S. 18 und S. 26). So etwa schrieb ich mit bangem Mute in "Die Große Aktion", ohne die guten Beweise nennen zu können, die Johnson als Theologe vorgelegt hat. Man müsste noch genauer definieren, was mit "Anfang der Kirche" gemeint ist. Soweit ich Johnson

verstehe, kann er sich eine katholische Kirche ohne den Besitz eines festen Bibeltextes nicht vorstellen, und das ist wohl eine akzeptable Grenzziehung. Religiöse Organisationen mögen vorher bestanden haben - es waren vor allem die Mönchsorden - aber was dort gelehrt und geglaubt wurde, entzieht sich unserer Kenntnis.

Die literarischen Zweitquellen, die Johnson verwendet, sind leider nur knapp erwähnt, da er hauptsächlich auf Originalschriften des 16. Jahrhunderts zurückgreift. Er kannte allerdings die Schriften von Jean Hardouin (S. 20 Mitte), die ich nur bruchstückweise lesen konnte, und spricht von einer Tafelrunde (S. 19 Mitte) mit Direktor und ausführenden Mönchen, wie sie Kammeier mit dem Begriff "Große Aktion" entworfen hatte, ohne dass letzterer die ausführenden Personen in solcher Schärfe gesehen hätte.

Auch die Hast bei der Herstellung der Bibel – zumindest des Neuen Testaments – hat Johnson zwingend dargestellt und dies als Argument für ihr junges Alter verwendet (S. 33 Mitte), ganz wie ich 1998 schrieb und in "Fälschungen der Geschichte" (2001, S. 240) zitiere, wo ich den Wettlauf zwischen den Spaniern und Erasmus von Rotterdam skizziere: "Dann ist die Fassung des Erasmus beinahe der so heiß gesuchte Urtext der Bibel." Hätte ich Johnson gekannt, hätte ich mir das Wort "beinahe" sparen können und einen Hinweis auf seine Arbeit eingefügt.

Es ist erstaunlich, wie viele Theologen und Gelehrte den Durchblick hatten und in diesem aufgeklärten Zeitalter, der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, ihre Forschungen veröffentlichten. Sie wurden gelesen und bekämpft, keineswegs totgeschwiegen.

Johnson begann nicht als Chronologiekritiker, sondern indem er realistisch die Heilige Schrift in der Nachfolge von Baur und Harnack untersuchte. Sein erstes großes Buch ist *ANTIQUA MATER, A Study of Christian Origins* (Trübner and Co., London 1887). Darin untersucht er die kirchlichen Texte des angeblichen 2. Jahrhunderts und erkennt, dass sie nicht jünger, sondern älter als die Abfassung des Neuen Testaments sein müssen.

In diesem früheren Werk vertritt Edwin Johnson noch den kritischen Standpunkt von bekannten Theologen wie D. F. Strauß, Ferdinand Christian Baur und Adolf Harnack, die die Geschichtlichkeit der biblischen Berichte ablehnten oder zumindest sehr kritisch in Frage stellten. Echte chronologische Zweifel sind noch nicht aufgetaucht. Dennoch können wir einige Passagen für unsere Arbeit verwenden, weil sie auch ohne chronologische Korrekturen wertvoll sind, da sie das relative Vor- und Nachher der Ebioniten, Gnostiker usw. deutlich machen.

In seinem sieben Jahre später erschienenen Buch, "The Pauline Epistles" (zu diesem Zeitpunkt ist der Professor schon emeritiert) ist die Chronologiekritik voll ausgebreitet, und zwar in einer Schärfe, wie sie seinen Zeitgenossen unerträglich sein musste. Nachdem er zahlreiche Schriften mit diesem neuen Tenor veröffentlichte und harsche Kritik ertete, fasst er nun seine Gedanken in einer Besprechung der Paulusbriefe zusammen, die das Ergebnis seiner historisch-kritischen Lebensarbeit ist, und das sieht revolutionär aus:

Die christliche Kirche entstand in den benediktinischen Klöstern Frankreichs (Paris und Lyon) um 1500, die katholischen Kirchenväter wurden von inkompetenten Mönchen geschrieben, das Neue Testament ist als Folge davon entstanden. Es gibt keine älteren Texte, und der Inhalt verrät die Zeit: Beginn des Buchdrucks.

Der wird bekanntlich mit 1460 angegeben, und schon in den nächsten zwanzig Jahren

sollen erste Bibeln gedruckt worden sein. Wenn nicht alle diese Bibeln später zurück datiert wurden, was Johnson zumindest andeutet, müsste ich die chronologische Annahme von Johnson um etwa fünfzig Jahre korrigieren.

Jedenfalls wurde ich an dieser Stelle hellhörig und versuchte, meine Version, dass es im 12. Jh. schon einen ersten Ansatz christlicher Religion gegeben haben könnte, zu retten. Aber das ist nicht leicht gegenüber dem Wissen eines Theologen, der mit Humor und im Bewusstsein seiner Schwächen die Wahrheit darstellte, und die lautet: Die Reformation Martin Luthers war der erste Versuch, die aufstrebende Katholische Kirche Frankreichs niederzuringen. Vorher gab es keine Kirche im eigentlichen Sinne, d.h. als Vertreter der biblischen Lehren. Die Schöpfung der Bibeltex-te, die von den Reformatoren wie den Katholiken mit großem Eifer in wenigen Jahren - teils gemeinsam, teils gegeneinander - durchgeführt wurde, legte erst den Grundstein für christliche Kirchen, gleich welcher Art.

Mein Entwurf, das Papsttum sei in Avignon zweihundert Jahre eher entstanden, leidet laut Johnson an zwei Fehlern: Die zweihundert Jahre sind ausgedacht, und dass die Mönche von Avignon, (der erste war ein Tibeter, wie mir scheint) als erste Päpste der Katholischen Kirche gelten könnten, ist eine Fiktion wie alle früheren.

Auf welche Chronologiekritiker Johnson aufbaute, ob er z.B. Newtons Spätwerk in Betracht zog, wissen wir nur andeutungsweise. Wie auch Johnson selber schreibt: "Vielleicht hat noch niemand diesen Gedanken gehabt, den ich hier mitteile, jedenfalls habe ich ihn nirgendwo gelesen." Aber Hardouin hat er gelesen (S. 20 Mitte) und zitiert ihn (S. 81, ebenso S. 98). Von diesem Jesuiten hatte ich 1998 (S. 14) berichtet, dass er 28 Jahre lang (1687 bis 1715) im Auftrage des französischen Königs und der Kirchenversammlung die Akten sämtlicher Konzilien vom 1. Jahrhundert bis zu seiner eigenen Lebenszeit neu ordnete und herausgab. Zehn Jahre später – also nach weiteren Korrekturen – wurde das Werk freigegeben und gilt seitdem als verbindlich. Er war es hauptsächlich, der diesen Zeitroman erfunden hat und am besten kannte. Und er war auch der einzige, der das damals mit dieser Klarheit gesagt hat.

Die wichtigsten Gedanken Johnsons scheinen mir folgende zu sein:

Vor dem Tridentinischen Konzil (angeblich ab 1545 in Tirol und Norditalien) gab es noch keine Vulgata, zumindest keine vollständige oder anerkannte Version der lateinischen Bibel. In den folgenden zwanzig Jahren entsteht sie erst. Luthers Anteil an der Bibelschöpfung ist unübersehbar, besonders in den Briefen des Paulus, die den Streit zwischen rivalisierenden Benediktinern und Augustinern etc. widerspiegeln und daher so komplex, widersprüchlich und unverständlich sind. Auch einige Augustinus-Texte dürften von Luther oder seiner Umgebung stammen.

Da aber der Text des Tridentinums von Hardouin geschrieben wurde, wissen wir wiederum nicht, was damals wirklich beschlossen wurde. Dennoch – so Johnson – verrät er uns den ganzen Vorgang der Tafelrunde. Das muss wohl daran liegen, dass die Wahrheit ohnehin nicht verschleiert werden konnte, zumindest nicht für Theologen. Und das Volk las die Dekrete des Tridentinums nicht.

Aus Johnson folgt, dass die "Reformierten" eine mönchische Bewegung waren, die man als späte Form des Urchristentums bezeichnen kann, vielleicht zwei Generationen nach Entstehung des Christentums, was für Johnson nicht vor Mitte des "15. Jahrhunderts" gewesen sein kann. Die Katholische Kirche entstand erst als Gegenbewegung dazu, eben

auf dem Tridentinum. Hier stand der "Runde Tisch", den Johnson als Begriff für die "Große Aktion" benützt.

Als frühestes Datum für vertrauenswürdige Nachrichten aus der Zeit des Wiedererwachens der Wissenschaften, der Zeit des Buchdrucks, gibt Johnson mehrmals 1533 an, obgleich er sich vorsichtig ausdrückt, weil er nicht genau weiß, wann dieses Jahr liegt. Er verwendet lieber Begriffe wie "Tudor-Zeit", König Heinrich VIII. von England usw. Etwa damals müssten Beda und Chaucer, die Kirchenväter und das Neue Testament geschrieben worden sein. Er kennt auch die Klöster, wo dergleichen Arbeiten vorgenommen wurden: Monte Cassino und Bobbio, Fulda, St. Irenäus von Lyon und vor allem St. Denis und St. Germain von Paris, kennt sogar einige der Akteure (der berühmte Abt Trithem gehörte natürlich dazu), und spart nicht mit Bewunderung für diese Leistung, wobei er allerdings nicht verhehlt, dass er Lügen von dieser Größenordnung unwürdig für unsere Kultur empfindet, genauso wie er die Fortsetzung dieser Lügen durch heutige Gelehrte scharf verurteilt (S. 91-92).

Wenn Johnsons Schlussfolgerungen stimmen – und ich sehe keine Möglichkeit, sie zu widerlegen – dann beginnt unsere gesamte Literatur und Schriftkultur nicht vor 1460 (wenn das rückberechnete Datum stimmt, sagt er) mit dem Buchdruck. Aber unsere kostbaren Erstdrucke tragen häufig keine Daten oder sind willkürlich datiert, meist deutlich vordatiert. Wir wissen nicht, wie alt sie sind.

Viele Handschriften – besonders die Bibeltexte – sind nachträglich angefertigt, nach Druckvorlagen. Die Arbeit war um 1570 keineswegs abgeschlossen, sondern lief die ganze Zeit weiter, im 17., 18. und 19. Jh. mit unverminderter Kraft. In diesem Zusammenhang fällt auch Tischendorfs Name, den ich gerade als Hersteller des Codex Sinaiticus beschrieben habe (2001, Kap. VIII).

Gegen Schluss des Buches bespricht Johnson das Problem des Judentums, das ja bereits bestanden haben muss. Einer der Autoren, die die Briefe des Paulus verfassten, müsste selbst Jude gewesen sein, wie auch ein jüdisches Altes Testament bereits vorgelegen haben müsste, wenn auch nicht unbedingt in der Gestalt, die es heute hat. Aber viel eher als 1500 kann das ebenso wenig gewesen sein. Die Masoreten lebten in der Renaissance, ihre Heilige Schrift und der Talmud sind genauso eilig und monströs hergestellt, wohl zum gleichen Zeitpunkt wie die ersten christlichen Bücher. Die Parallelen im Herstellungsprozess, die Johnson anführt, sind überzeugend auch für den, der keinen Einblick in diese Literaturgattung hat.

Wie mir Eugen Gabowitsch gerade im Gespräch mitteilte, haben Morosow und Fomenko, die wichtigsten russischen Chronologiekritiker, die Schriften von Edwin Johnson gekannt und teilweise darauf aufgebaut. Deshalb stellt sich die Frage, warum in der englischsprachigen Welt dieses wichtige Werk heute nicht mehr gelesen wird.

Noch unter dem Eindruck des genialen und aufregenden Buches von Johnson möchte ich meine ersten weiterführenden Gedanken hier skizzieren:

Die Naherwartung der Evangelien-schreiber war doch echt, aber schon leicht abgeflaut, als sie ihre Texte verfassten; die Vorstellung von der "Verzögerung" war jedenfalls echt (2. Petrus 3, 15 ; 2. Kor. 7, 15 etc.). Da eine jahrelange Naherwartung nicht vorkatastrophisch sein kann (das gibt es nicht einmal bei Ratten), ist sie das typische Trauma der Überlebenden einer Katastrophe. Sie hatten Angst vor einer Wiederholung des Vorgangs.

Aus der Kenntnis früherer Katastrophen, die stärker waren und tatsächlich einen "neuen Himmel und eine neue Erde" schufen, entstand die Angst, dass das nun bald wieder bevorstünde. Die "echte" Katastrophe müsste also bald folgen, glaubte man. Und das nennt man "Naherwartung".

Solange wir – Christoph Marx und Egon Friedell folgend – 1350 als "letzten großen Ruck" ansehen, muss die Naherwartung gegen 1380 (eine Generation später) begonnen haben und gegen 1410 abgeflaut sein. Ab diesem Zeitpunkt beginnt die Entstehung des Christentums, etwa mit den Konzilien von Konstanz (1414-1418) und Basel (1431-1443). Allerdings dürften die dazu genannten Jahreszahlen falsch sein, vor allem nicht in Relation zueinander gehören, sondern willkürlich festgelegt.

Da die monotheistische Epidemie weltweit stattfand, sind auch Thora und Koran nicht älter. Ich weiß noch, wie schockiert ich war, als ich vor wenigen Jahren im Lexikon las, dass die Schia erst 1502 von einem türkischen Herrscher aus machtpolitischen Gründen erfunden worden war. Normalerweise behauptet man, dass die Schiiten sich schon im 7. Jh. sich von den anderen Moslems (den Sunniten) gelöst haben und die Schia erst im 16. Jh. die Staatsreligion in Iran geworden ist. Auf diesem Gebiet gibt es noch viel zu forschen, aber ohne Einbeziehung von Johnsons Erkenntnissen wird jede Erforschung der Chronologie unsinnige Ergebnisse bringen.

Literaturhinweise

Detering, Hermann (1995): Der gefälschte Paulus. Das Urchristentum im Zwielficht (s. I.)

Gabowitsch, Eugen (2001): Kamen die Mongolen aus dem Westen nach Russland? (EFODON-SYNESIS Nr. 4/2001, Hohenpeißenberg)

Johnson, Edwin (1887): ANTIQUA MATER, A Study of Christian Origins (Trübner a. Co., London)

(1894): "The Pauline Epistles" (Watts und Co., London)

Topper, Uwe (1998): Die Große Aktion (Tübingen)

(2001): Fälschungen der Geschichte (München)

Land der Wunder

Geheimnisvolles Jordanien

© Thomas Ritter; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 6/2001

Man kann nicht behaupten, dass das Haschemiten-Reich zu den beliebten Zielen europäischer Touristenbomber gehört. Dabei kann das Land der Bibel mit zahlreichen touristischen Angeboten aufwarten - vom weitläufigen Badestrand bis zu geheimnisvollen antiken Städten.

Von der Zitadelle aus ist der Blick auf Amman besonders atemberaubend. Im gleißenden Sonnenlicht wirkt die jordanische Hauptstadt friedlich - fast wie ein Symbol für den Ruf des haschemitischen Königreiches als Hort der Stabilität im Nahen Osten. Wie schon sein Vater Hussein versucht auch König Abdullah, einen Kurs des "Friedens durch Tourismus" zu steuern. Touristen können in Jordanien vieles erleben - vor allem aber Historie. Schon auf dem Zitadellenhügel zeigt sich, dass das Land zwischen Jordan und Wüste auf eine lange Geschichte zurückblicken kann. Ausgrabungen unter der Leitung spanischer Archäologen haben die Reste von Jahrtausenden ans Licht geholt - den Tempel des Herkules etwa und den weitläufigen Burgkomplex Al-Qala, der zu Beginn der arabischen Omaiaden-Herrschaft im sechsten Jahrhundert errichtet wurde. Doch sie förderten auch merkwürdige Artefakte zutage, deren Einordnung den Schulwissenschaftlern schwer fällt. So beispielsweise die Statue eines skythischen Händlers - Beleg für die ausgedehnten Handelsbeziehungen des antiken Jordanien. Und dann ist dann noch jene nur 20 cm große Figur aus gediegenem Silber, die ebenfalls bei den Ausgrabungen am Zitadellenhügel gefunden wurde, und die bislang keiner bekannten Kultur zugeordnet werden konnte. Dafür weist jene Figur aber alle Merkmale auf, die in der modernen UFO-Literatur den "kleinen Grauen" zugeordnet werden. Welches Vorbild hatte der unbekannte Silberschmied für sein Werk?

Wie weltläufig das antike Jordanien war, wird in Jerash deutlich, der römischen Ruinenstadt vor den Toren Ammans. Unter Kaiser Trajan erlebte das Gebiet von Gerasa gut 100 Jahre nach Christi Geburt den Beginn einer 200-jährigen Blütezeit. Der Cardo Maximus von Jerash - eine rund einen Kilometer lange, gepflasterte Hauptstraße - lässt noch erahnen, wie wichtig diese Region in der Antike gewesen ist.

Dass Jordanien auch ein Land der Bibel ist, wird an etlichen Stellen deutlich. In Madaba südlich von Amman befand sich während der byzantinischen Herrschaft das Zentrum der Mosaikmaler, was dieser Stadt zu ungeahntem Aufschwung verhalf. Noch heute sind die Mosaiken in Kirchen, Wohnungen und Werkstätten eine der Hauptattraktionen der Stadt. Das berühmteste Werk, das Mosaik in der griechisch-orthodoxen St. Georg-Kirche, stammt aus dem sechsten Jahrhundert und zeigt die Landkarte von Palästina, die von den damaligen Besuchern des Heiligen Landes zur Orientierung genutzt wurde. Eine Besonderheit dieser antiken Karte ist die Tatsache, dass hier bereits die Quellen des Weißen und des Blauen Nil richtig wiedergegeben werden. Diese

Quellen wurden durch europäische Forscher erst im 19. Jahrhundert lokalisiert.

Auch der Berg Nebo westlich von Madaba legt Zeugnis ab von der biblischen Vergangenheit Jordaniens. Von hier aus erblickte Moses der biblischen Überlieferung zufolge das gelobte Land, das er niemals betreten sollte. Vom Berg Nebo aus wurde er in den "Himmel" aufgenommen, nachdem er sein Volk aus der Verbannung heimgeführt hatte. Franziskanermönche betreuen heute die heilige Stätte und die Ausgrabungen. Sie sind stolz darauf, dass Papst Johannes Paul II. in der Bergkapelle niederkniete und diese durch sein Gebet weihte.

Unbestrittener Höhepunkt eines jeden Jordanien-Urlaubs ist die antike Nabatäer-Stadt Petra am Wadi Musa. Der Eintritt von 20 Dinar mag einige abschrecken - die Investition von umgerechnet rund 60 Mark lohnt sich jedoch in jedem Fall. Schon der Weg durch den rund zwei Kilometer langen Bab as-Siq wird zu einer Wanderung durch Zeit und Raum. Die Felswände des früheren Prozessionsweges mit ihrem verwitterten Gestein geben nur noch vereinzelt die Reliefs antiker Meister preis. Von der Religion der Nabatäer künden auch die Weihe-Nischen, die für Zeremonien genutzt wurden.

Ein Tag ist zu wenig, um die Schätze und architektonischen Juwelen dieser einst blühenden Wüstenstadt zu ergründen. Monumente, Schatzhäuser, Mausoleen und Felsenwohnungen zeigen, wie mächtig die Stadt Petra gewesen sein muss. Erst nach einem verheerenden Erdbeben im sechsten Jahrhundert nach Christus wurde sie verlassen.

Das bekannteste Bauwerk Petras ist sicherlich das so genannte Schatzhaus des Pharaos, Al-Khaznah. Welchen Zweck das in den Fels gehauene Denkmal einmal erfüllt hat - Tempel, Grab oder Mausoleum - ist unter Experten umstritten. Von der Größe der einstigen Metropole zeugt auch das antike Amphitheater, das 3.000 Zuschauern Platz bot.

Der aufmerksame Besucher entdeckt jedoch auch in Petra Spuren aus der Vorzeit, die nicht ins schulwissenschaftliche Geschichtsbild passen. So finden sich im Zentrum von Petra merkwürdige Reliefbilder, die an sumerische Darstellungen denken lassen. Diese Reliefs zeigen Mischwesen und Menschen gemeinsam, so als seien in grauer Vorzeit Sphingen und andere mythologische Wesen Haustiere in den damaligen Hochkulturen gewesen. Zur Schaffung eines solchen Mischwesens wie es die Sphinx nun einmal ist, sind jedoch zwingend die Kenntnisse modernster Gentechnik erforderlich, über selbst ein so weit entwickeltes Volk wie die Nabatäer wohl nicht verfügt haben dürfte. Andererseits finden sich auch und gerade im Bereich der nabatäischen Kultur Hinweise auf den Kontakt mit außerirdischen Fremdintelligenzen, den "Göttern" der Vorzeit.

Dazu gehört auch ein weiteres technisch zu interpretierendes Relief in Petra. Diese Darstellung aus der Frühzeit der Stadt zeigt eine Art Turbinenrad. Allerdings könnte es sich bei diesem Gegenstand auch um eine Fräse zur Gesteinsbearbeitung handeln. Der Einsatz solcher Geräte würde ein völlig neues Licht auf die Entstehung der nabatäischen Felsmetropole werfen, die noch zahlreiche weitere Geheimnisse birgt, so auch die bis heute nicht

vollständig erforschten komplizierten Bewässerungs- und Kanalisationssysteme. Ferner konnte bis heute noch nicht geklärt werden, auf welche Weise die Nabatäer ihre in den Felsen geschlagenen Behausungen beleuchteten. Rußspuren, die auf eine Beleuchtung durch Fackeln oder Öllampen hindeuten könnten, wurden bislang noch nicht gefunden. Erzeugten die Nabatäer während der Blüte ihrer Kultur unter Anleitung der außerirdischen Lehrmeister vielleicht sogar mittels Wasserkraft und Turbinen elektrischen Strom zur Beleuchtung der rosaroten Felsenstadt?

Sieht man in der genannten Reliefdarstellung von Petra jedoch den Aufsatz eines Fräsers, so ließen sich die im Wüstengebiet des Wadi Rum in der Nähe steinzeitlicher Felszeichnungen gefundenen Bohrungen recht einfach erklären. Wadi Rum liegt einige Dutzend Kilometer südlich der alten Nabatäermetropole und war seit alters her Heimat nomadisierender Beduinenstämme. Die Bohrungen, welche von den Archäologen auf das gleiche Alter wie die Felszeichnungen datiert werden, müssten vor etwa 10.000 Jahren entstanden sein. Der Durchmesser dieser Bohrungen beträgt 4,9 cm. Ihre jeweilige Tiefe variiert zwischen wenigen Zentimeter bis zu mehr als einem Meter, ganz so, als habe hier jemand Gesteinsproben genommen. Die genaue Tiefe der einzelnen Bohrungen zu bestimmen, ist aufgrund von Sandverwehungen recht schwierig.

Im archäologischen Museum von Petra findet sich noch eine weitere Sensation. Dort sind einige Exponate zu sehen, die im Ausstellungskatalog als Insekten- oder Vogelskulpturen bezeichnet werden. Tatsächlich scheint es sich bei diesen Gegenständen aus Bronze aber um die Modelle von vorzeitlichen Flugmaschinen zu handeln, ganz ähnlich den bereits früher bekannt gewordenen Funden aus Südamerika – den sogenannten "Goldflugzeuge" aus Kolumbien. Diese Darstellungen werden ganz überwiegend der Yotoco-Kultur zugerechnet. Über Kontinente hinweg scheinen antike Künstler in Kolumbien und Jordanien für ihre Darstellungen dieselben Vorbilder benutzt zu haben.

In einem Dorf in der Nähe von Petra haben Archäologen der Freien Universität Berlin die älteste Grabkammer der Welt entdeckt. Die Funde geben Einblick in das Leben der ersten sesshaften Menschen.

Zwei Tage vor der Entdeckung der Grabkammer waren die Wissenschaftler an gleicher Stelle, wo einst ein Haus stand, auf Fragmente von abstrakten Wandmalereien gestoßen: rote Motive, aus denen Strahlen kommen, mit einer Art Leiter dazwischen. Als menschliche Überreste in einer Kammer vor der Wandmalerei auftauchten, war die Sensation perfekt: Es ist das erste Mal, dass eine echte Grabkammer aus dem frühen Neolithikum freigelegt worden ist.

Ba'ja zählt zu den ältesten Dörfern der Welt. Es liegt versteckt in einem zerklüfteten Gebirge in 1.150 Meter Höhe. Der Weg führt durch eine Schlucht, die sich bis auf einen Meter verengt und 70 Meter hoch ragt, und über Geröll, das sich bis zu sieben Meter hoch türmt.

Auf 15.000 Quadratmeter erstreckt sich die Siedlung, 700 davon haben die Archäologen freigelegt: Schon jetzt zeichnet sich eine puebloartige Anlage ab,

die von Felsen umschlossen ist - eine natürliche Festung – vergleichbar mit der weitaus größeren und später entstandenen Felsenstadt Petra. Mindestens 400 bis 600 Menschen haben in Ba'ja gelebt, schätzen die Archäologen. Sie betrieben Ackerbau und Viehzucht, waren aber offenbar auch als Handwerker und Händler tätig: Die Forscher fanden "ungeheure" Mengen von fein geschliffenen Schmuckringen aus Sandstein. Sie vermuten daher, dass Ba'ja ein Produktionszentrum war, und die Einwohner mit den hier hergestellten Luxusgütern bis ins 200 Kilometer entfernte Jericho handelten.

Die Ruinen sind laut Grabungsleiter Gebel fantastisch erhalten. Zwei- bis dreistöckige, eng zusammenstehende Häuser mit bis zu zehn Räumen auf 75 Quadratmeter, bei denen Dach- und Deckenluken als Ein- und Ausgänge dienten. Aber es habe wohl auch kommunale Bereiche gegeben: Die Forscher fanden jetzt erstmals zwei Wege und einen Platz mit einem torähnlichen Zugang.

Warum die Dörfler Ba'ja vor etwa 8.500 Jahren aufgaben, ist unklar. Der Berliner Wissenschaftler vermutet den Grund in der ersten von Menschen gemachten Ökokatastrophe: Die Äcker seien durch Monokulturen ausgelaugt und die Wälder zur Herstellung von Holzkohle und durch Überweidung zerstört worden.

Die Erwartungen der Archäologen sind groß, dass Ba'ja bei der nächsten Expedition im September 2001 weitere Schätze freigeben wird. Es besteht die einmalige Chance, ein Dorf freizulegen, das nicht durch spätere Schichten überdeckt wird - man ist gleich im Neolithikum.

Literatur

Spiegel online, Lichter am Horizont, 15.04.2001

GEO EXPLORER, Archäologie – Fenster zur Steinzeit, Heft 11 / 2000, S. 219 ff.

Der Dom zu Würzburg und das Neumünster

© Gernot L. Geise; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 6/2001

Am Nachmittag des 25. Juni, nach der Begehung des „Marsberges“ bei Würzburg-Randersacker, führen wir zurück nach Würzburg, um den Dom zu begutachten.

Der Dom ist mit seinen rund hundert Metern Länge, schlicht gesagt, gigantisch. Das Innere zeigt eine beeindruckende, reiche Ausschmückung, die nach Uwe Topper überwiegend dem Renaissance-Stil entspricht. Einige moderne Stilelemente passen sich einigermaßen harmonisch in das Gesamtbild ein.

Der Kirchenführer sagt über den Dom aus, dass die schriftlichen Quellen spärlich, von unterschiedlicher Qualität und oft genug widersprüchlich sind, so dass manche Frage zur frühen Geschichte und Baugeschichte der Würzburger Kathedrale rätselhaft bleiben muss. Man hat sich auf eine Gründungszeit um 741 geeinigt, doch Uwe Topper ist davon überzeugt, dass der Bau frühestens ins späte Mittelalter zu datieren sei.



Der Dom zu Würzburg

Die Geschichten um die Gründung des Domes und die daran beteiligten Päpste, Bischöfe und „Heiligen“ sind tatsächlich derart konfus und teilweise widersprüchlich, dass man mit gutem Gewissen sagen kann: es sind alles nur Märchen. Man sagt heute, dass der hl. Bonifatius „in engem Zusammenwirken mit dem Papsttum und mit der fränkischen Staatsgewalt“ das Bistum Würzburg gegründet habe. Der erste Bischof dieses Bistums, Burghard, habe eine „kleine“ Kirche zu seiner ersten, vorläufigen Kathedrale gewählt. Wo genau diese Kirche gestanden haben soll, darüber herrscht widersprüchliche Uneinigkeit. Jedenfalls soll Burghard die Gebeine der Frankenapostel Kolonat und Totnan, die an der Stelle des heutigen Neumünsters ermordet und verscharrt worden sein sollen, in diese Kirche geschafft haben. Merkwürdigerweise geschah das rund zweihundert Jahre nach ihrer Ermordung.

Nachdem Burghard eine „Wundererscheinung“ hatte, schaffte er die Gebeine der beiden Apostel wieder zurück und errichtete an jener Stelle das heutige Neumünster. Demgemäß müsste das Neumünster die ältere der beiden Kathedralen sein, was jedoch von einigen Forschern bestritten wird. Der Würzburger Dom soll dann unter Bischof Berowelf am 8. 7. 787 bzw. 788 geweiht worden sein, „*möglicherweise in Gegenwart Karls des Großen*“. Es ist phantastisch, dass man sogar das Tagesdatum weiß, wenn man sich auch bei der Jahreszahl nicht so ganz sicher ist. Welcher Mittelalter-Fälscher hat sich das wohl ausgedacht? Und Universal-Karl darf natürlich nicht fehlen.

Legt man die Zeitrevision Illigs zugrunde, mit eingefügten 297 Jahren, oder gar die Zeitfälschungsthese von Thomas Riemer (mindestens tausend eingefügte Phantomjahre) und betrachtet die Bauformen der beiden Kathedralen mit Uwe Toppers Augen („Renaissance“), so muss man dem Dom-Küster zustimmen, der uns im Gespräch sagte, dass alles nur nicht ernst zu nehmende Legenden sind.



Das Neumünster zu Würzburg

Im Inneren des Domes finden sich zwar eine ganze Reihe von Grabplatten aus allen möglichen Jahrhunderten, sauber in die Wände und Säulen eingelassen, doch das einzige, was wir fanden, waren hier und dort nachträglich eingesetzte „Datums-Korrekturen“. Die (gerade auf den älteren Platten) recht unübliche Schreibweise der lateinischen Ziffern deuteten wir als Beleg dafür, dass zu diesem Zeitpunkt (etwa 1400 – 1500) die lateinische Schrift noch nicht ausgereift war, weil sie erst im Mittelalter erfunden worden ist. Dieses Thema müsste noch eingehender untersucht werden, ebenso wie die megalithische Nekropole auf dem „Marsberg“ bei Würzburg-Randersacker.



"Spätkarolingisches" Steinkreuz in der Krypta des Domes, angeblich Mitte des 9. Jh.

Die in unmittelbarer Nähe liegende ehemalige Kollegiatstiftskirche Neumünster ist bei weitem nicht so prachtvoll ausgestattet wie der Dom. Auch die Ausmaße sind einige Dimensionen kleiner. Dennoch steht das Neumünster in engem Zusammenhang zum Dom. Umrankt wird die Geschichte beider Bauten von der Sage um den hl. Kilian, der - wie gesagt - an der Stelle, wo heute das Neumünster steht, ermordet und verscharrt worden sein soll. Etwa

zweihundert Jahre später habe man seine Überreste dort ausgegraben und dann eine erste Kirche auf jenem Platz errichtet. Im Zuge des Reliquien-Wahns zerstückelte und verteilte man seine Überreste. Die Zuständigkeitsgrenze zwischen Neumünster und Dom verläuft genau durch die Mitte des Platzes zwischen beiden Gotteshäusern (heute allerdings eine riesige Baustelle). Und zwischen beiden Kirchen scheint es im Laufe der Jahrhunderte eine recht große Rivalität gegeben zu haben, glaubt man dem Dom-Küster. So musste auch Kilian bzw. seine Gebeine unter diesem Rivalitätswahn leiden.

Heute befindet sich sein Schädel in einem Reliquienkasten im Dom, während seine restlichen Gebeine zusammen mit anderen Knochen in einem Sarkophag im „Kiliansschrein“ in der Gruft des Neumünsters liegen. Nach Aussage des Dom-Küsters sind die Knochenreste im Neumünster heute nicht mehr zuzuordnen.



Beispiel einer Grabplatte im Würzburger Dom, bei der die Datumsangabe nachträglich geändert worden ist (oberste Zeile, Bildmitte).

In der Krypta des Neumünsters steht unter anderem ein Sarkophag mit einem kunstvoll verzierten Deckel, auf dem liegend ein Bischof dargestellt ist. Die Darstellung wirkt in ihrer Ausführung, als ob sie einige hundert Jahre alt ist - Uwe Topper tippte prompt auf Renaissance-Zeit -, wenn nicht die seitliche Erklärungstafel aussagen würde, dass das Bildnis aus den Vierzigerjahren des 20. Jahrhunderts stammt ... Ein typisches Beispiel dafür, wie zu allen Zeiten, wenn vielleicht auch nicht immer zum Zweck der Fälschung, „Altes“ geschaffen wurde.



Sensationelle megalithische Nekropole bei Würzburg gefunden!

**Bericht von Gernot L. Geise
(veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 5/2001)**

Am Montag, dem 25. Juni, trafen wir uns zu einer internen Begehung bei Würzburg. Walter Haug - den Lesern bekannt durch seine megalithischen Entdeckungen im Kraichgau - hatte auf Landkarten einige Gelände entdeckt, die allem Augenschein nach in seine Theorie einer frühen Hochzivilisation passten und wollte vor Ort die Gegebenheiten überprüfen.

Teilnehmer der Exkursion waren neben Walter Haug und mir die EFODON-Mitglieder Liese Knorr aus Westhausen und der Sachbuch-Autor Uwe Topper aus Berlin, sowie Andreas Ferch aus Bruchköbel. Wir trafen uns mit einer halbstündigen Verspätung auf einem Parkplatz in Würzburg, der wegen der typisch bayerischen irreführenden Beschilderung zunächst von keinem Teilnehmer gefunden wurde.

Haug's Programm sah vor, die im Süden von Würzburg bei der kleinen Ortschaft Randersacker gelegenen Geländeformationen "Sonnenstuhl" und "Marsberg" zu begehen, und als zweiten Teil nach der Begehung zurück nach Würzburg zu fahren, um im Würzburger Dom nach alten Grabplatten Ausschau zu halten, auf denen eventuell die Jahreszahlen falsch angegeben waren.



Der Zugang zu dem gefundenen "Ganggrab" auf dem "Marsberg" (Foto: (c) Geise)

Der "Sonnenstuhl" bei Gerbrunn

In brütender Hitze machten wir uns auf den Weg, zunächst zum "Sonnenstuhl", zu dem man von der nördlich von Randersacker gelegenen Ortschaft Gerbrunn gelangte. Doch er entpuppte sich als Flop. Das Gelände war weiträumig einsehbar und bestand aus einem größeren Hügel, der auf seiner Oberseite mit großem Baugerät planiert wurde. Die Baumaßnahmen waren noch im Gange. Sollten hier wirklich Spuren einer Vorzivilisation gewesen sein, waren sie inzwischen gründlich zerstört worden. Uwe Topper fand zwar recht große rechteckige Steinblöcke, die jedoch durch die Baumaschinen zusammengeschoben worden waren und aus denen sich kaum noch etwas rekonstruieren lassen würde.



Reste einer ehemaligen Grabanlage? Andreas Ferch neben bearbeiteten Steinblöcken auf dem "Marsberg" bei Würzburg-Randersacker (Foto: (c) Geise)



Zum Vergleich: Dolmen bei Deymanns Mühle (Wildeshausen). Der Unterschied ist augenscheinlich: hier wurden Natursteine verwendet, die nicht bearbeitet worden sind (Foto: (c) Geise)

Auf zum "Marsberg"

Also fuhren wir zurück nach Randersacker, da es (auf der 25.000er Karte von Walter Haug) nur wenige Kilometer von Gerbrunn entfernt liegt. Die kleine Ortschaft Randersacker liegt in einem Taleinschnitt entlang der Straße zur Ortschaft Gerbrunn. Die östliche Seite war für uns relevant, denn in dieser Richtung sollten - nach der Karte - ehemalige Steinbrüche vorhanden sein. Dies ist der "Marsberg", und der Name allein sagt bereits aus, dass eine Verbindung zu dem Kriegsgott Mars besteht. Diese Bezeichnung wurde jedoch möglicherweise erst später gewählt, als man nicht mehr wusste, wer die dortigen "heidnischen" Megalithanlagen errichtet hat und so auf den Kriegsgott Mars verfallen ist.

An den Berghängen beiderseits von Randersacker wird Wein angebaut. Und durch diese Weinberge kletterten wir den steilen Berg hinauf. Auf der östlichen Seite des Berges wollten wir den oder die (ehemaligen) Steinbrüche in Augenschein nehmen, und nach der Karte sollten sie nur etwa einen Kilometer von der Straße entfernt liegen.



Luftbildaufnahme von Randersacker (unterer Rand, Bildmitte). Der Stadtrand

von Würzburg ist links oben zu sehen. Der "Marsberg" befindet sich am rechten Bildrand im unteren Viertel (Google Earth)



Schon das Luftbild des "Marsberges" zeigt merkwürdige Bodenstrukturen (Google Earth)

Ich möchte zunächst darauf hinweisen, dass ich, wenn ich hier von "Gräbern" rede, nur nach dem Augenschein beschreibe. Solange nichts definitiv ergraben und nachgewiesen ist, handelt es sich dabei um eine Hypothese. Auf der Kuppe des Berges, oberhalb des Weinanbaugebietes, beginnt ein Naturschutzgebiet. Hier waren tatsächlich deutliche Hinterlassenschaften von Abbautätigkeiten zu sehen: verrostete Stahlseile und Eisenstangen, eine einzelne verbogene Schiene einer Lorenbahn usw. lagen verstreut in den Gebüschchen. Allerdings fanden wir keine typischen Steinbruch-Abraumhalden, und auch einen typischen Steinbruch fanden wir nicht, was mit der Unübersichtlichkeit des Geländes zusammenhängen mag, denn innerhalb von ein paar Stunden kann man unmöglich das ganze Areal untersuchen. Es wurde zur Steingewinnung also anscheinend nur herumliegendes Gestein fort geschafft. Erkennbar fanden wir auch in einigen der herumliegenden Steinblöcke Bohrlöcher, mit denen diese auseinander gesprengt worden sind. Der "Marsberg" selbst ist heute - wie schon gesagt - ein Naturschutzgebiet, und das ist gut so, denn sonst wären die steinernen Relikte, die wir fanden, wahrscheinlich schon alle zerstört worden, wie es auf dem "Sonnenstuhl" gerade geschieht.

Schon am Rande des Weges, den wir in der Mittagshitze keuchend auf der Kuppe des Berges erreichten, fielen uns große, rechteckig zugehauene Steinblöcke auf, die bis zu zwei Meter lang, einen Meter breit und einen halben Meter dick waren, und die scheinbar wahllos in der Landschaft lagen. Auf gut Glück kämpften wir uns dann durch das zum Teil recht dichte Unterholz in Richtung auf den angenommenen Steinbruch. Dann standen wir plötzlich vor der ersten Steinansammlung, bei der man sehen konnte, dass es sich hierbei um einen ehemals mit Steinblöcken überdachten niedrigen Gang gehandelt haben musste, der inzwischen zusammengestürzt war (wurde?). Der Rest eines Hohlraumes war gerade noch erkennbar. Eine solche Steinansammlung konnte selbstverständlich zufällig dort liegen, deshalb gingen wir einen schmalen Trampelpfad weiter in Richtung des angenommenen Steinbruchs. Eine Senke zwischen den Hügeln tat sich vor uns auf, die Talsohle lag etwa zehn Meter unter der Hügelkuppe, über die wir kamen, und auf der anderen Seite am Hang stand, halb von großen Büschen verborgen – ein Dolmen! Er war recht gut erhalten und bestand aus den seitlichen Tragsteinen und dem dazu gehörigen Deckstein. Dolmen (frz. "Steintisch") sind die vorgeschichtlichen Grabformen der Jungsteinzeit und der frühen Bronzezeit. Jetzt wurde es interessant, denn das war ein eindeutiger Hinweis darauf, dass hier mehr zu finden ist als nur "zufällig" herum liegende große Steine. Steinaufhäufungen waren jetzt mehrfach zu sehen, wobei es natürlich nicht sicher ist, in wieweit die hier vormals bestandenen Anlagen durch den Steinabbau zerstört worden sind.



Ein Dolmen am Hang: die seitlichen Stützsteine stehen noch, die Deckplatte ist halb weggerutscht (Foto: (c) Geise)

Die Steine hatten jeweils Ausmaße bis zu drei Metern und Dicken bis zu einem

halben Meter. Sie waren grob bearbeitet und in rechteckige Formen gebracht worden, was anhand der Bearbeitungsspuren erkennbar war.

Ein megalithisches Ganggrab

Ich ging den Taleinschnitt entlang und stand dann unvermittelt vor einem Eingang in einen der Hügel. Zunächst dachte ich, dass es sich hier um eine Art Unterstand der ehemaligen Abbau-Arbeiter oder um eine Art Vorratsraum handelte, denn die türartige Öffnung war sauber rechteckig und mit bearbeiteten Steinen eingefasst. Sie ähnelte einem Bergwerksstollen-Eingang. Im vorderen Teil des Ganges lagen alte Plastikfolien und Müll. Auf der rechten Seite des Zugangs war noch in halber Höhe ein verrostetes Scharnier eingelassen, was davon zeugt, dass dieser Eingang einmal verschlossen war, warum auch immer.



Blick durch den Gang zum Eingang (Foto: (c) Geise)



Zum Vergleich: Der (heute aufgeräumte) Gang des Ganggrabes von Newgrange (GLG-Archiv)

Neugierig ging ich hinein und befand mich in einem schmalen Gang (etwa einen Meter breit, 1,90 Meter hoch), der sich im Dunkel verlor. Da ich immer noch annahm, dass es sich hierbei um eine Art Unterstand handelte, tastete ich mich in den stockdunklen Gang hinein, durch das gelegentliche Aufflammen meines Feuerzeuges unterstützt. Jetzt rächte es sich, dass wir wegen der sommerlichen Hitze jeder nur einen Fotoapparat mitgenommen hatten. Wir hatten ja auch nur einen alten Steinbruch erwartet, den wir fotografieren wollten. Taschenlampen und andere Geräte befanden sich zwar im Kofferraum, doch unsere Autos standen kilometerweit entfernt.

Die Seitenwände des Ganges bestanden aus sauber verarbeiteten Steinen. Die Decke aus nebeneinander verlegten Decksteinen zeigte zwischen den einzelnen Querriegeln kaum einen Zentimeter Zwischenraum. Das ist ein Zeichen dafür, dass dieser Gang nicht etwa in einen Hügel hinein gebaut worden ist, sondern dass zuerst der Gang angelegt wurde, dieser dann mit den Decksteinen belegt und anschließend alles mit Erdreich aufgeschüttet worden ist, so dass der Hügel entstand. Der Boden war teilweise mit Geröll bedeckt und nur annähernd eben. Nach etwa dreizehn Metern beschrieb der Gang einen rechtwinkligen Knick und setzte sich dann fort, wobei sich nach etwa drei Metern eine etwa zwanzig Zentimeter tiefe Stufe befand, in die ich in der Dunkelheit stolperte. Gleichzeitig nahm die Deckenhöhe ab. Die Wände und der mit Geröll bedeckte Boden waren ab hier nass und glitschig.

Ich tastete mich zunächst wieder hinaus, um den anderen Bescheid zu sagen, zumal ich mit der kleinen Feuerzeugflamme nicht viel sehen konnte. Gemeinsam drangen wir erneut in den Gang ein. Eine Kerze, die irgend jemand am Eingang vergessen hatte, half uns, wenigstens etwas zu erkennen (ich hatte sie nicht benutzt, weil ich immer noch an einen Unterstand glaubte). Der abknickende Gang konnte etwa weitere zehn Meter begangen werden, verengte sich dann jedoch zu einer Höhe von vielleicht vierzig Zentimetern, wobei auch die Gangbreite abnahm. Dort war ein Deckstein herunter

gebrochen, der ein Weiterkommen verhinderte. Für wen oder was dieser Gang angelegt worden ist und wohin er führt, kann natürlich nur angenommen werden, solange keine weitergehenden Untersuchungen stattgefunden haben. Walter Haug meinte, er müsste zu einer Grabkammer führen, die wohl noch verschlossen sei.



Die Knickecke. Der Gang dieser Anlage beschreibt hier einen rechtwinkligen Knick (Foto: (c) Geise)

Soweit wir feststellen konnten, war der Gang in bester Megalithart angelegt. Vergleiche mit dem englischen Ganggrab in Newgrange drängten sich uns auf. Augenscheinlich gehört der gefundene Gang zu einem Hügel mit den geschätzten Abmessungen von etwa dreißig Metern Länge und zwanzig Metern Breite, der sich etwa fünf Meter hoch über den Eingang erhebt. Es könnte sich also durchaus um einen alten Grabhügel bzw. ein Ganggrab (Cairn) handeln. Als Cairns bezeichnet man in Frankreich und auf den Britischen Inseln Megalithgräber, die von einem künstlich aufgeschichteten Hügel aus Steinen umgeben sind. Diese Beschreibung traf hier zu. Irgendwelche Inschriften oder Zeichen fanden wir leider nicht. Wie wir erst im Nachhinein auf den Fotos sehen konnten, befinden sich überwiegend im Deckenbereich des abgknickten hinteren Gangteiles merkwürdige längliche Objekte, die schätzungsweise um die fünf Zentimeter

lang sein dürften. Ob es sich hierbei um eine Insektenart oder um Mini-Stalaktiten handelt - die Gangdecke war in diesem Bereich recht feucht -, bleibt noch zu klären.



Etwa drei Meter hinter dem Gangknick eine weitere Stufe in der Decke, parallel dazu setzt sich der Boden etwa zwanzig Zentimeter tiefer fort (Foto: Geise)

Die ganze Anlage auf dem "Marsberg" scheint wesentlich größer zu sein als zunächst angenommen. Im Gegensatz zu der noch sichtbaren planierten Bergkuppe des "Sonnenstuhls" liegt hier Hügel an Hügel, wobei das ganze Gelände mehr oder weniger dicht bewachsen ist.

Wir bewegten uns dann quer durch das unwirtliche Gelände in Richtung Randersacker und stießen auf weitere megalithische Hinterlassenschaften, die meist zusammengebrochen waren. Bei einigen konnte man zwischen den Steinblöcken noch Hohlräume erkennen, wobei allerdings keine Zugangsmöglichkeiten bestanden.



Das Ende des Querganges wird durch einen herabgebrochenen Deckenstein verursacht (Foto: (c) Geise)

Nach dem, was wir hier gesehen haben, schätze ich vorsichtig, dass mindestens zwanzig Großsteinansammlungen vorhanden sind, mit großer Wahrscheinlichkeit mehr. Hinzu kommen die zahllosen Hügel, bei denen es sich eventuell um Grabhügel handeln könnte. Einen weiteren Zugang zu einem anderen Hügel fanden wir in der kurzen Zeit nicht.

Im Vergleich zu dem, was ich bisher in Norddeutschland und in Frankreich an megalithischen Anlagen gesehen habe, scheint es sich hier um eine größere Megalith-Nekropole von Steingräbern und Grabhügeln zu handeln, obwohl es mir widerstrebt, solche Steinkonstruktionen gleich in die "Schublade Gräber" zu schieben.

Die Fläche mit den Megalithanlagen erstreckt sich, nach dem Luftbild berechnet, über ein Gelände von etwa 0,2 Quadratkilometern. Im Unterschied zu den bekannten Megalithanlagen Norddeutschlands oder Frankreichs, bei denen meines Wissens nach ausnahmslos unbearbeitete oder nur grob bearbeitete Steinblöcke verwendet wurden, sind die hier verwendeten Blöcke zwar ebenfalls irgendwo herausgebrochen worden, jedoch hat man sie durch nachträgliche Bearbeitung in rechtwinklige Formen gebracht. Eine zeitliche Einordnung lässt sich natürlich nicht machen.

Geklärt müsste zunächst die Herkunft der Steinblöcke werden, denn wir sahen keinen Steinbruch, aus dem die Blöcke gebrochen sein könnten. Und irgendwie müssen diese tonnenschweren Felsblöcke ja auch transportiert worden sein. Sollten sie an Ort und Stelle gebrochen worden sein - die Abbruchstellen sind heute vielleicht überwachsen - dann besteht immer noch das Problem, diese Blöcke kunstvoll aufeinander zu schichten. Heute könnte

man das in dieser Größe nur noch mit Hilfe von Krananlagen bewerkstelligen, doch die "Megalithiker" beherrschten nachweislich die Kunst, auch schwerste Felsblöcke wie Kinderspielzeug zu bewegen.

Weiterhin wäre zu erforschen, zu welcher Kultur Megalithanlagen mit rechteckig behauenen Steinen gehören, und letztendlich besteht die eigentliche Sensation darin, so weit südlich solche Anlagen zu finden, denn nach schulwissenschaftlicher Lehrmeinung gilt Süddeutschland als "megalithfrei".

(c) 2001 Gernot L. Geise



Gegen Ende des Querganges. Wie man erkennen kann, sind hier massive Steinblöcke verarbeitet worden. Am rechten Steinblock erkennt man merkwürdige längliche Objekte (Foto: Knorr).

Sensationelle megalithische Nekropole bei Würzburg gefunden!



Berichte von einer Exkursion

Megalithische Nekropole bei Würzburg

Bericht

von Gernot L. Geise:

Am Montag, dem 25. Juni, trafen wir uns zu einer internen Begehung bei Würzburg. Walter Haug - den Lesern bekannt durch seine megalithischen Entdeckungen im Kraichgau - hatte auf Landkarten einige Gelände entdeckt, die allem Augenschein nach in seine Theorie einer frühen Hochzivilisation passten und wollte vor Ort die Gegebenheiten überprüfen.

Teilnehmer der Exkursion waren neben Walter Haug und mir die EFO-DON-Mitglieder Liese Knorr aus Westhausen und der Sachbuch-Autor Uwe Topper aus Berlin, sowie Andreas Ferch aus Bruchköbel. Wir trafen uns mit einer halbstündigen Verspätung auf einem Parkplatz in Würzburg, der wegen der typisch bayerischen irreführenden Beschilderung zunächst von keinem Teilnehmer gefunden wurde.

Haug's Programm sah vor, die im Süden von Würzburg bei der kleinen Ortschaft Randersacker gelegenen Geländeformationen „Sonnenstuhl“ und „Marsberg“ zu begehen, und als zweiten Teil nach der Begehung zurück nach Würzburg zu fahren, um im Würzburger Dom nach alten Grabplatten Ausschau zu halten, auf denen



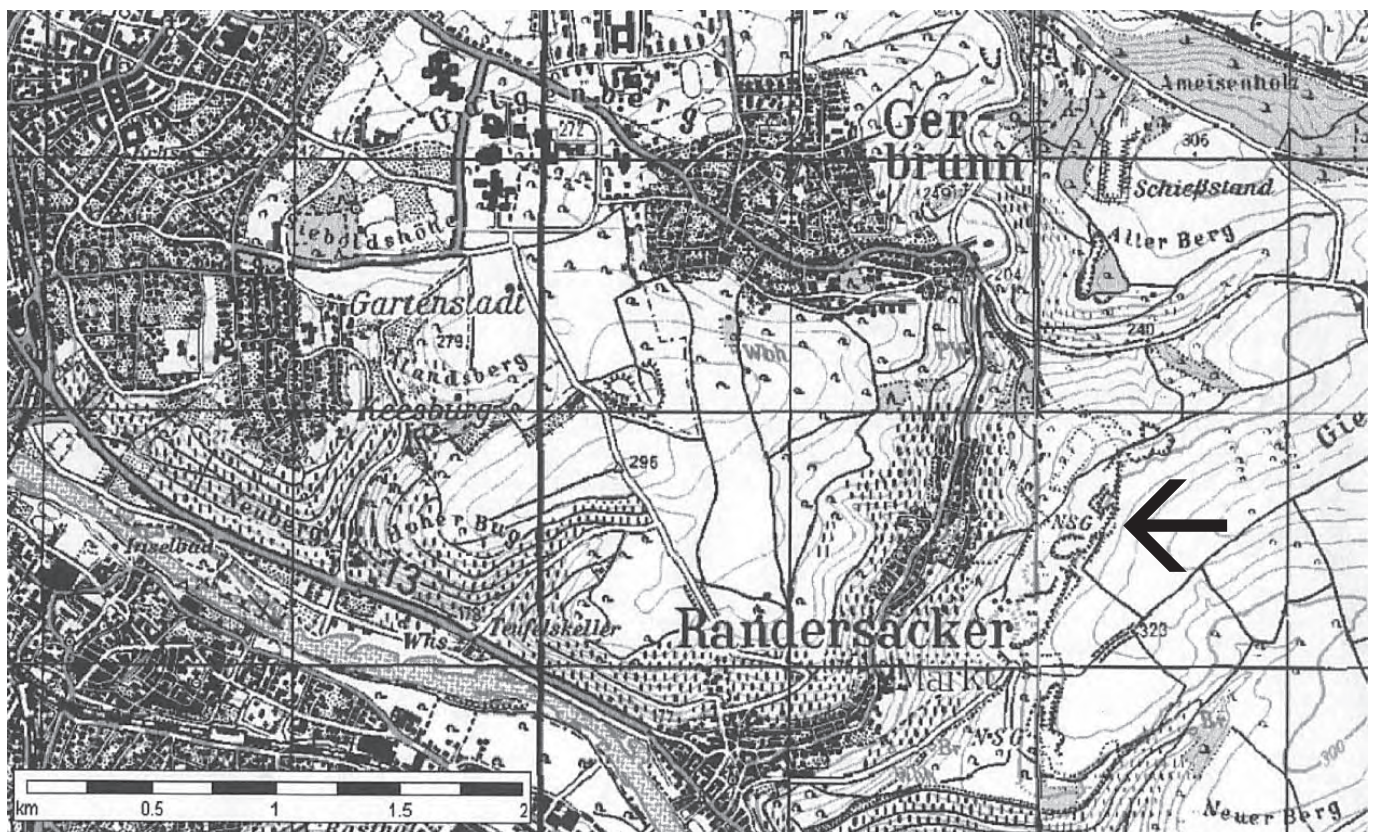
Reste einer ehemaligen Grabanlage? Andreas Ferch neben bearbeiteten Steinblöcken auf dem „Marsberg“ bei Würzburg-Randersacker (Foto: Geise)

eventuell die Jahreszahlen falsch angegeben waren.

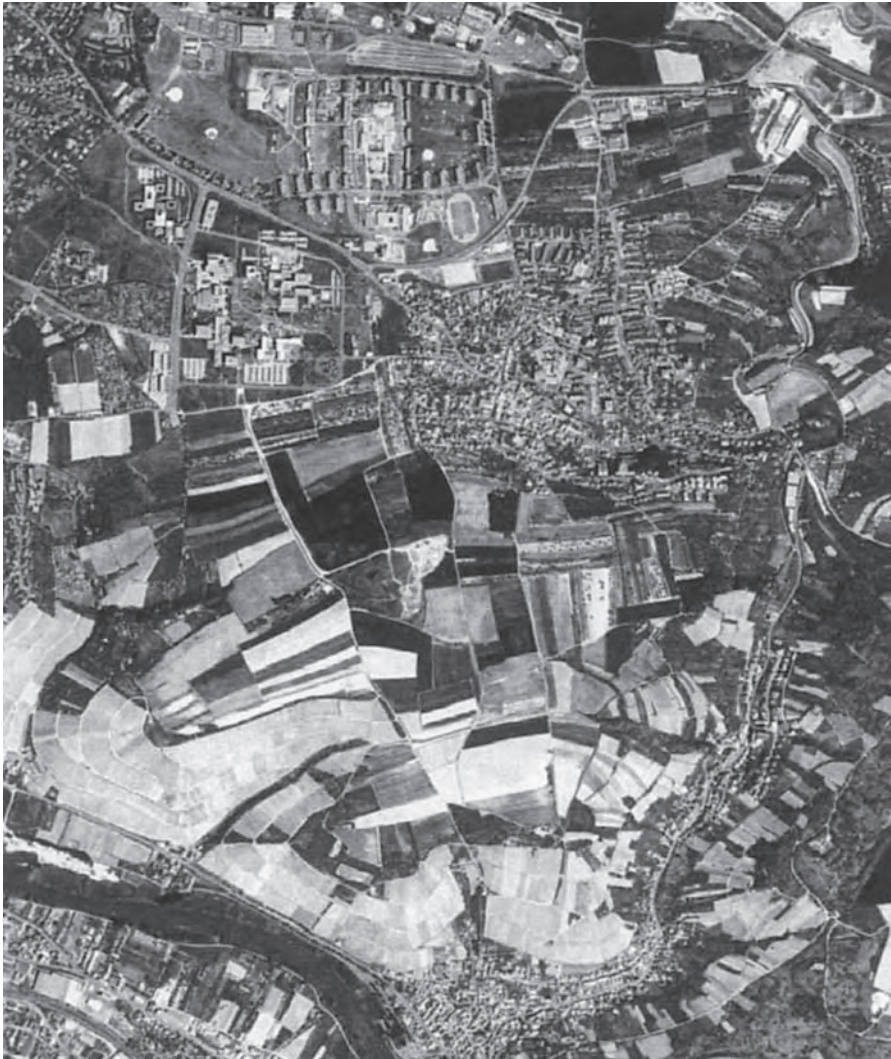
Der „Sonnenstuhl“ bei Gerbrunn

In brütender Hitze machten wir uns auf den Weg, zunächst zum „Sonnenstuhl“, zu dem man von der nördlich von Randersacker gelegenen Ortschaft Gerbrunn gelangte. Doch er entpuppte sich als Flop. Das Gelände

war weiträumig einsehbar und bestand aus einem größeren Hügel, der auf seiner Oberseite mit großem Baugerät planiert wurde. Die Baumaßnahmen waren noch im Gange. Sollten hier wirklich Spuren einer Vorzivilisation gewesen sein, waren sie inzwischen gründlich zerstört worden. Uwe Topper fand zwar recht große rechteckige Steinblöcke, die jedoch durch die Baumaschinen zusammengescho-



Megalithische Nekropole bei Würzburg



Schon das Luftbild des „Marsberges“ zeigt merkwürdige Bodenstrukturen (GLG-Archiv)

An den Berghängen beiderseits von Randersacker wird Wein angebaut. Und durch diese Weinberge kletterten wir den steilen Berg hinauf. Auf der östlichen Seite des Berges wollten wir den oder die (ehemaligen) Steinbrüche in Augenschein nehmen, und nach der Karte sollten sie nur etwa einen Kilometer von der Straße entfernt liegen.

Ich möchte zunächst darauf hinweisen, dass ich, wenn ich hier von „Gräbern“ rede, nur nach dem Augenschein beschreibe. Solange nichts definitiv ergraben und nachgewiesen ist, handelt es sich dabei um eine Hypothese.

Luftbildaufnahme von Randersacker (unterer Rand, Bildmitte). Der Stadtrand von Würzburg ist links oben zu sehen. Der „Marsberg“ befindet sich am rechten Bildrand im unteren Viertel (GLG-Archiv)

ben worden waren und aus denen sich kaum noch etwas rekonstruieren lassen würde.

Auf zum „Marsberg“

Also fuhren wir zurück nach Randersacker, da es (auf der 25.000er Karte von Walter Haug) nur wenige Kilometer von Gerbrunn entfernt liegt. Die kleine Ortschaft Randersacker liegt in einem Taleinschnitt entlang der Straße zur Ortschaft Gerbrunn. Die östliche Seite war für uns relevant, denn in dieser Richtung sollten - nach der Karte - ehemalige Steinbrüche vorhanden sein. Dies ist der „Marsberg“, und der Name allein sagt bereits aus, dass eine Verbindung zu dem Kriegsgott Mars besteht. Diese Bezeichnung wurde jedoch möglicherweise erst später gewählt, als man nicht mehr wusste, wer die dortigen „heidnischen“ Megalithanlagen errichtet hat und so auf den Kriegsgott Mars verfallen ist.



Ein Dolmen am Hang: die seitlichen Stützsteine stehen noch, die Deckplatte ist halb weggerutscht (Foto: Geise)

Megalithische Nekropole bei Würzburg



Ein weiteres Steingrab, bei dem ein Hohlraum noch erkennbar ist (Foto: Geise)

Auf der Kuppe des Berges, oberhalb des Weinanbaugebietes, beginnt ein Naturschutzgebiet. Hier waren tatsächlich deutliche Hinterlassenschaften von Abbautätigkeiten zu sehen: verrostete Stahlseile und Eisenstangen, eine einzelne verbogene Schiene einer Lorenbahn usw. lagen verstreut in den Gebüsch. Allerdings fanden wir keine typischen Steinbruch-Abraumhalden, und auch einen typischen Steinbruch fanden wir nicht, was mit der Unübersichtlichkeit des Geländes zusammenhängen mag, denn inner-

halb von ein paar Stunden kann man unmöglich das ganze Areal untersuchen. Es wurde zur Steingewinnung also anscheinend nur herumliegendes Gestein fort geschafft. Erkennbar fanden wir auch in einigen der herumliegenden Steinblöcke Bohrlöcher, mit denen diese auseinander gesprengt worden sind. Der „Marsberg“ selbst ist heute - wie schon gesagt - ein Naturschutzgebiet, und das ist gut so, denn sonst wären die steinernen Relikte, die wir fanden, wahrscheinlich schon alle zerstört worden, wie es auf

dem „Sonnenstuhl“ gerade geschieht.

Schon am Rande des Weges, den wir in der Mittagshitze keuchend auf der Kuppe des Berges erreichten, fielen uns große, rechteckig zugehaue- ne Steinblöcke auf, die bis zu zwei Meter lang, einen Meter breit und einen halben Meter dick waren, und die scheinbar wahllos in der Landschaft lagen. Auf gut Glück kämpften wir uns dann durch das zum Teil recht dichte Unterholz in Richtung auf den angenommenen Steinbruch. Dann standen wir plötzlich vor der ersten Steinansammlung, bei der man sehen konnte, dass es sich hierbei um einen ehemals mit Steinblöcken überdachten niedri-



Ein Dolmen-ähnliches Steingrab, allerdings zusammengefallen (Foto: Geise)



Uwe Topper bei einer weiteren Steinansammlung, die ein Steingrab sein könnte (Foto: Geise)

gen Gang gehandelt haben musste, der inzwischen zusammengestürzt war (wurde?). Der Rest eines Hohlräumes war gerade noch erkennbar. Eine solche Steinansammlung konnte selbstverständlich zufällig dort liegen, deshalb gingen wir einen schmalen Trampelpfad weiter in Richtung des angenommenen Steinbruchs. Eine Senke zwischen den Hügeln tat sich vor uns auf, die Talsohle lag etwa zehn Meter unter der Hügelkuppe, über die wir kamen, und auf der anderen Seite am Hang stand, halb von großen Büschen verborgen – ein Dolmen! Er war recht gut erhalten und bestand aus den seitlichen Tragsteinen und dem dazu gehörigen Deckstein. Dolmen (frz. „Steintisch“) sind die vorgeschichtlichen Grabformen der Jungsteinzeit und der frühen Bronzezeit. Jetzt wurde es interessant, denn das war ein EFODON-SYNESIS Nr. 5/2001

Megalithische Nekropole bei Würzburg



Der Zugang zu dem gefundenen „Ganggrab“ auf dem „Marsberg“ (Foto: Geise)

eindeutiger Hinweis darauf, dass hier mehr zu finden ist als nur „zufällig“ herum liegende große Steine. Steinaufhäufungen waren jetzt mehrfach zu sehen, wobei es natürlich nicht sicher ist, in wieweit die hier vormals bestehenden Anlagen durch den Steinabbau zerstört worden sind.

Die Steine hatten jeweils Ausmaße bis zu drei Metern und Dicken bis zu einem halben Meter. Sie waren grob bearbeitet und in rechteckige Formen gebracht worden, was anhand der Bearbeitungsspuren erkennbar war.

Ein megalithisches Ganggrab

Ich ging den Taleinschnitt entlang und stand dann unvermittelt vor einem Eingang in einen der Hügel. Zunächst dachte ich, dass es sich hier um eine Art Unterstand der ehemaligen Abbau-Arbeiter oder um eine Art Vorratsraum handelte, denn die türartige Öffnung war sauber rechteckig und mit bearbeiteten Steinen eingefasst. Sie ähnelte einem Bergwerksstollen-Eingang. Im vorderen Teil des Ganges lagen alte Plastikfolien und Müll. Auf der rechten Seite des Zugangs war noch in halber Höhe ein verrostetes Scharnier eingelassen, was davon zeugt, dass dieser Eingang einmal verschlossen war, warum auch immer.

Neugierig ging ich hinein und befand mich in einem schmalen Gang (etwa einen Meter breit, 1,90 Meter hoch), der sich im Dunkel verlor. Da

ich immer noch annahm, dass es sich hierbei um eine Art Unterstand handelte, tastete ich mich in den stockdunklen Gang hinein, durch das gelegentliche Aufflammen meines Feuerzeuges unterstützt. Jetzt rächte es sich, dass wir wegen der sommerlichen Hitze jeder nur einen Fotoapparat mitgenommen hatten. Wir hatten ja auch nur einen alten Steinbruch erwartet, den wir fotografieren wollten. Taschenlampen und andere Geräte befanden sich zwar im Kofferraum, doch unsere Autos standen kilometerweit entfernt.

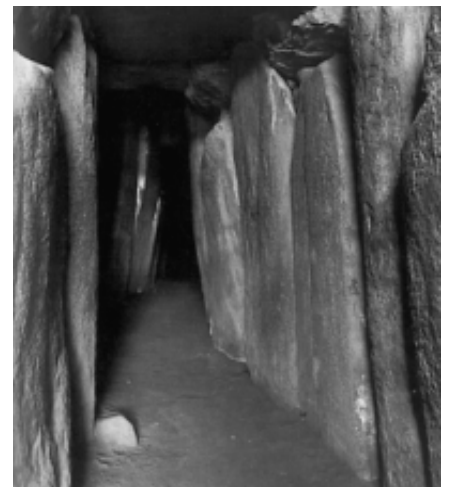
Die Seitenwände des Ganges bestanden aus sauber verarbeiteten Steinen. Die Decke aus nebeneinander



verlegten Decksteinen zeigte zwischen den einzelnen Querriegeln kaum einen Zentimeter Zwischenraum. Das ist ein Zeichen dafür, dass dieser Gang nicht etwa in einen Hügel hinein gebaut worden ist, sondern dass zuerst der Gang angelegt wurde, dieser dann mit den Decksteinen belegt und anschließend alles mit Erdrich aufgeschüttet worden ist, so dass der Hügel entstand. Der Boden war teilweise mit Geröll bedeckt und nur annähernd eben. Nach etwa dreizehn Metern beschrieb der Gang einen rechtwinkligen Knick und setzte sich dann fort, wobei sich nach etwa drei Metern eine etwa zwanzig Zentimeter tiefe Stufe befand, in die ich in der Dunkelheit stolperte. Gleichzeitig



Im Gang des Megalithgrabes: gut erkennbar sind die Bauweise und die Tragsteine der Deckenkonstruktion (Foto: Geise)



Links: Blick durch den Gang zum Eingang (Foto: Geise). Zum Vergleich oben: Der (heute aufgeräumte) Gang des Ganggrabes von Newgrange (GLG-Archiv)

Megalithische Nekropole bei Würzburg



Die Knickecke. Der Gang dieser Anlage beschreibt hier einen rechtwinkligen Knick (Foto: Geise)

nahm die Deckenhöhe ab. Die Wände und der mit Geröll bedeckte Boden waren ab hier nass und glitschig.

Ich tastete mich zunächst wieder hinaus, um den anderen Bescheid zu sagen, zumal ich mit der kleinen Feuerzeugflamme nicht viel sehen konnte. Gemeinsam drangen wir erneut in den Gang ein. Eine Kerze, die irgend jemand am Eingang vergessen hatte, half uns, wenigstens etwas zu erkennen (ich hatte sie nicht benutzt, weil ich immer noch an einen Unterstand glaubte). Der abknickende Gang konnte etwa weitere zehn Meter begangen werden, verengte sich dann jedoch zu einer Höhe von vielleicht vierzig Zentimetern, wobei auch die Gangbreite abnahm. Dort war ein Deckstein herunter gebrochen, der ein Weiterkommen verhinderte. Für wen oder was dieser Gang angelegt worden ist und wohin er führt, kann natürlich nur angenommen werden, solange keine weitergehenden Untersuchungen stattgefunden haben. Walter Haug meinte, er müsste zu einer Grabkammer führen, die wohl noch verschlossen sei.

Soweit wir feststellen konnten, war der Gang in bester Megalithart angelegt. Vergleiche mit dem englischen Ganggrab in Newgrange drängten sich uns auf. Augenscheinlich gehört der gefundene Gang zu einem Hügel mit den geschätzten Abmessungen von etwa dreißig Metern Länge und zwanzig Metern Breite, der sich etwa fünf Meter hoch über



Etwa drei Meter hinter dem Gangknick eine weitere Stufe in der Decke, parallel dazu setzt sich der Boden etwa zwanzig Zentimeter tiefer fort (Foto: Geise)

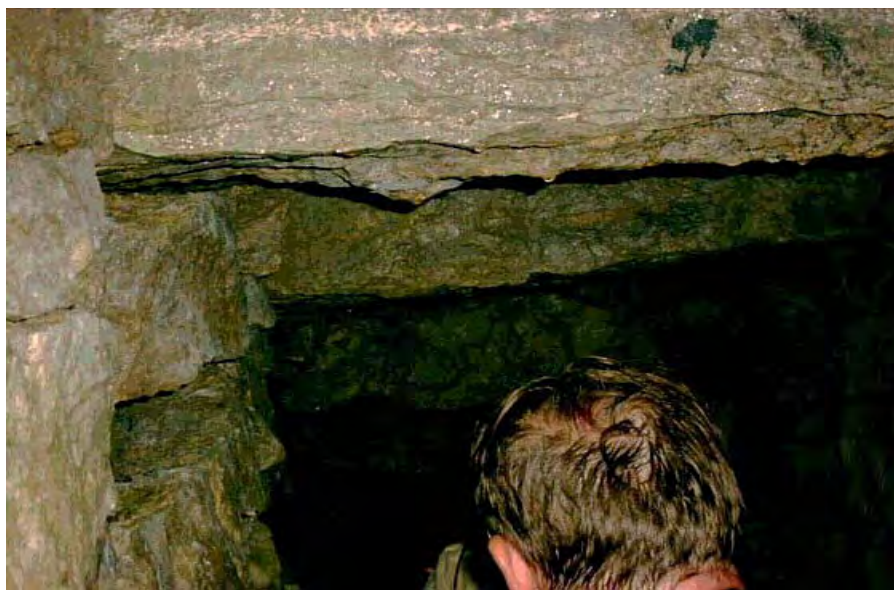
den Eingang erhebt. Es könnte sich also durchaus um einen alten Grabhügel bzw. ein Ganggrab (Cairn) handeln. Als Cairns bezeichnet man in Frankreich und auf den Britischen Inseln Megalithgräber, die von einem künstlich aufgeschichteten Hügel aus Steinen umgeben sind. Diese Beschreibung traf hier zu. Irgendwelche Inschriften oder Zeichen fanden wir leider nicht.

Wie wir erst im Nachhinein auf den Fotos sehen konnten, befinden sich überwiegend im Deckenbereich des abgeknickten hinteren Gangteiles merkwürdige längliche Objekte, die

schätzungsweise um die fünf Zentimeter lang sein dürften. Ob es sich hierbei um eine Insektenart oder um Mini-Stalaktiten handelt - die Gangdecke war in diesem Bereich recht feucht -, bleibt noch zu klären.

Die ganze Anlage auf dem „Marsberg“ scheint wesentlich größer zu sein als zunächst angenommen. Im Gegensatz zu der noch sichtbaren geplanten Bergkuppe des „Sonnenstuhls“ liegt hier Hügel an Hügel, wobei das ganze Gelände mehr oder weniger dicht bewachsen ist.

Wir bewegten uns dann quer durch das unwirtliche Gelände in Richtung



Die Deckenkonstruktion besteht aus behauenen Tragsteinen, die sauber aneinandergefügt sind, dass kaum ein Zentimeter Luft zwischen ihnen ist. Hier: etwa in Höhe der Deckenstufe (Foto: Geise)

Megalithische Nekropole bei Würzburg



Bilder links:

oben: Das Ende des Querganges wird durch einen herabgebrochenen Deckenstein verursacht (Foto: Geise)

Mitte: Das Ende des Querganges (Foto: Knorr)

Unten: Die Decke am Ende des Querganges. Man beachte die merkwürdigen länglichen Objekte an der Decke, die wir erst auf den Fotos entdeckten (Foto: Knorr)



Randersacker und stießen auf weitere megalithische Hinterlassenschaften, die meist zusammengebrochen waren. Bei einigen konnte man zwischen den Steinblöcken noch Hohlräume erkennen, wobei allerdings keine Zugangsmöglichkeiten bestanden.

Nach dem, was wir hier gesehen haben, schätze ich vorsichtig, dass mindestens zwanzig Großsteinsammlungen vorhanden sind, mit großer Wahrscheinlichkeit mehr. Hinzu kommen die zahllosen Hügel, bei denen es sich eventuell um Grabhügel handeln könnte. Einen weiteren Zugang zu einem anderen Hügel fanden wir in der kurzen Zeit nicht.

Im Vergleich zu dem, was ich bisher in Norddeutschland und in Frankreich an megalithischen Anlagen gesehen habe, scheint es sich hier um eine größere Megalith-Nekropole von Steingräbern und Grabhügeln zu handeln, obwohl es mir widerstrebt, solche Steinkonstruktionen gleich in die „Schublade Gräber“ zu schieben.

Die Fläche mit den Megalithanlagen erstreckt sich, nach dem Luftbild berechnet, über ein Gelände von etwa 0,2 Quadratkilometern. Im Unterschied zu den bekannten Megalithanlagen Norddeutschlands oder Frankreichs, bei denen meines Wissens nach ausnahmslos unbearbeitete oder nur grob bearbeitete Steinblöcke verwendet wurden, sind die hier verwendeten Blöcke zwar ebenfalls irgendwo herausgebrochen worden, jedoch hat man sie durch nachträgliche Bearbeitung in rechtwinklige Formen gebracht. Eine zeitliche Einordnung lässt sich natürlich nicht machen.

Geklärt müsste zunächst die Herkunft der Steinblöcke werden, denn wir sahen keinen Steinbruch, aus dem die Blöcke gebrochen sein könnten. Und irgendwie müssen diese tonnenschweren Felsblöcke ja auch transportiert worden sein. Sollten sie an Ort

Megalithische Nekropole bei Würzburg

Bilder rechts:

Oben: Gegen Ende des Querganges. Wie man erkennen kann, sind hier massive Steinblöcke verarbeitet worden. Auch hier am rechten Steinblock die merkwürdigen länglichen Objekte (Foto: Knorr).

Mitte: Ein weiteres Steingrab mit durch einen gigantischen Deckstein überdachten Hohlraum (Foto: Geise)

Unten: Blick in den Hohlraum eines weiteren Steingrabes (Foto: Geise)

und Stelle gebrochen worden sein - die Abbruchstellen sind heute vielleicht überwachsen - dann besteht immer noch das Problem, diese Blöcke kunstvoll aufeinander zu schichten. Heute könnte man das in dieser Größe nur noch mit Hilfe von Krananlagen bewerkstelligen, doch die „Megalithiker“ beherrschten nachweislich die Kunst, auch schwerste Felsblöcke wie Kinderspielzeug zu bewegen.

Weiterhin wäre zu erforschen, zu welcher Kultur Megalithanlagen mit rechteckig behauenen Steinen gehören, und letztendlich besteht die eigentliche Sensation darin, so weit südlich solche Anlagen zu finden, denn nach schulwissenschaftlicher Lehrmeinung gilt Süddeutschland als „megalithfrei“.

(c) 2001 Gernot L. Geise

Bericht von Walter Haug:

Eine völlig neue prähistorische Grabform wurde in Süddeutschland entdeckt, Monumente, die sich mühelos mit den Kolossalbauten anderer Hochkulturen, den Tumuli der Etrusker, den Stufenpyramiden der Ägypter, Sumerer und Maya in eine Reihe stellen lassen. Es sind die ersten nachweisbaren gemauerten Stein-Monumente unserer vorgeschichtlichen Ahnen, und anscheinend sind sie bis heute keinem aufgefallen. Als Forscher ist man erschüttert, mit welcher konsequenter Ignoranz man von höchster Stelle die gänzlich unübersehbaren, im höchsten Maße überwältigenden Ruinen unserer versunkenen Hochkultur behandelt.

Der „Marsberg“ bei Würzburg

Da diese Grabpyramiden hoch oben am Rand landschaftsbeherrschender Berge auf Felsstufen errichtet wurden, halten sie alle ahnungslo-



Megalithische Nekropole bei Würzburg



Ein Hohlraum unterhalb eines Steingrabes (Foto: Geise)



Zum Vergleich: Dolmen bei Deymanns Mühle (Wildeshausen). Der Unterschied ist augenscheinlich: hier wurden Natursteine verwendet, die nicht bearbeitet worden sind (Foto: Geise)

sen Betrachter schon seit Urzeiten für Steinbrüche mit enorm großen, alles ausfüllenden Abraumhalden. Wenn da nur nicht diese Portale, Gänge und Kammern wären, für die jeder schulwissenschaftliche Archäologe überhaupt nur eine Erklärung liefern kann: Es handelt sich um megalithische Grabdolmen. In Frankreich datiert man diese bis zu 8000 Jahre zurück!

Bisher hielt man die Megalithkultur auf die Randzonen Europas beschränkt und glaubte, sie wären von seefahrenden Völkern geschaffen worden. Nun finden wir immer mehr Hinweise, dass diese Monumente im Zentrum über den ganzen Kontinent verbreitet sein müssen. Die großen Vorkommen im Kraich- und Zabergau, die ich in meinem Buch („Unsere Dorfsteinbrüche - Die größten Megalith-Monumente der Welt? Reiseführer zu einer übersehenen Hochkultur“) beschreibe, fanden schon einen erstaunlichen Höhepunkt durch die Entdeckung des Bärensteins bei den Externsteinen von Horn, ein 250 Meter langer, etwa zwanzig Meter hoher Koloss. In Heidelberg, gegenüber dem Schloss, beherrscht das „Heidenknörzel“, eine gewaltige Nekropole unüberschaubar vieler Steingrabhügel das ganze Neckartal. Gleich auf dem Heiligenberg nebenan finden wir das dazugehörige keltische Oppidum mit einem alten galloromanischen Merkurtempel. Sogar mitten im Schwarzwald, unweit des Kinzigtals bei Haslach, fanden Freunde eine imposante Anlage, die „Heidburg“, die aus zwei großen und steilen Cairns besteht. Das dazugehörige Heiligtum wird von einem



Andreas Ferch bei einem der zusammengebrochenen Steingräber (Fotos: Haug)



Megalithische Nekropole bei Würzburg

weiten aus dem Fels gehauenen Raum samt Brunnschacht gebildet, der durch einen tiefen und steilen Hohlweg zwischen diesen Cairns erreicht werden kann.

Nun entdeckte ich wiederum per Zufall einen noch größeren und imposanteren Felsfriedhof, der mit seinen zyklischen Mauern alles in den Schatten stellt, was bislang an beeindruckender Architektur hierzulande zu Tage kam. Auf den Spuren der mittelalterlichen Geschichtsfälschung, der wir auch das völlige Verdrängen der Zeugnisse unserer vorgeschichtlichen Zivilisation zu verdanken haben, stieß ich auf die Datierungen der Würzburger Grabplatten im Dom und Kloster Himmelpforten. Hier ist jedoch nicht der Platz, dieses Thema in aller notwendigen Ausführlichkeit zu behandeln.

Beim Studium des mittelalterlichen Stadtplans jedenfalls stieß ich ganz nebenbei auf den Kürnach, der damals und heute durch den Ort fließt. Der Begriff Kürn ist entlehnt von dem alten keltischen Wort Cairn, mit dem in französisch- und englischsprachigen Ländern die prähistorischen Steingrabhügel bezeichnet werden. In Würzburg müssen also Vorkommen dieser Monumente zu finden sein. Ich besorgte mir die topographische Karte 1 : 25000 und stieß schon nach kurzer Zeit auf die penibel vermessenen „Steinbrüche“ mit ihren absurd großen „Abraumhalden“.

Ich hatte schon immer angenommen, dass nicht nur Baden-Württemberg, sondern auch Bayern solche gewaltigen Felsfriedhöfe besitzt. Auf dem „Marsberg“ und dem „Sonnenstuhl“ südlich von Würzburg fanden wir nun die Ruinen unserer vorgeschichtlichen Baumeister. Hier schufen sie den Königen einer völlig vergessenen Zeit hochherrschaftliche Residenzen für die Anderswelt. Und diese unterscheiden sich kaum von den Felsfriedhöfen der Etrusker.

Süddeutschland war ja bis heute megalithisch ein „weißer Fleck“. Während die Kelten in Irland und Schottland, in der Bretagne und Spanien oder die germanischen Kelten in Norddeutschland gewaltige Großsteingräber ihr eigen nennen konnten, sollen ausgerechnet im Zentrum des Keltenreichs keine derartigen Monumente errichtet worden sein. Unglaublich!

Chronologisch interessant ist, dass in Irland, im Gegensatz zum Kontinent,



Gernot L. Geise vor einem Dolmen (Fotos: Haug)

Megalithische Nekropole bei Würzburg



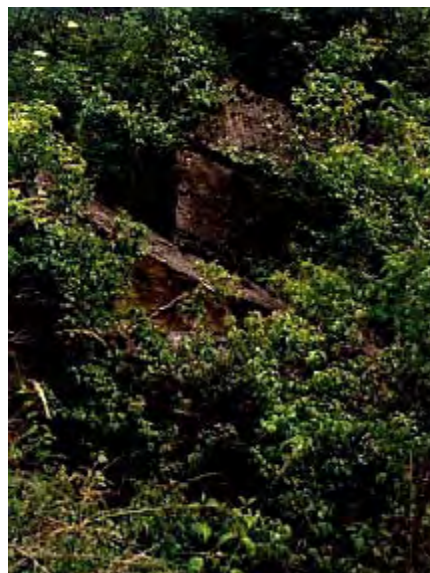
Die Megalithanlage Newgrange im Tal des River Boyne in Irland (Archiv Haug)



Ein Cairn auf dem Marsberg (Foto: Haug)



Ein weiterer Cairn auf dem Marsberg mit seiner zyklischen Umfassungsmauer (Foto: Haug)



Eine zusammengebrochene Umfassungsmauer, die aus gewaltigen Steinblöcken besteht (Foto: Haug)

wo mehr als tausend Jahre die Epochen trennen, die Keltenezeit bis nah an das Mittelalter heranreicht. Ganz ähnlich von der kontinentalen Chronologie

abweichend ist Geoffrey von Montmouths Geschichte Englands. Auch die Kultur der heidnischen Wikingerskandinaviens, die man von der

keltischen kaum unterscheiden kann, ist noch im 13. Jahrhundert aktiv. Es wird immer klarer, dass unsere Weltgeschichte fast gänzlich auf der katholischen Kirchengeschichte aufbaut, und diese besteht zu großen Teilen aus Legenden und unbeweisbaren Behauptungen. Kriminelle Päpste des Mittelalters (Colonna, Borgia, etc.) erfanden aus Prestige Gründen lange Familiendynastien, die nie existierten. Dadurch wurde die Chronologie um Jahrhunderte angereichert, die restlos gestrichen werden müssen. Dadurch fallen solche unbegreiflichen Zeiträume wie das „Dunkle Mittelalter“ einfach weg. Die angebliche römische Besatzungsmacht in Südwestdeutschland gab es nie. Was wir archäologisch finden, ist die Kultur der einheimischen Galloromanen, also Kelten, mit Zeugnissen ihrer eigenen keltischen Religion.

Wir kennen z.B. ein bedeutendes Königsgrab der Kelten in Irland, Brugh na Boinne, wie man auf gälisch sagt, das allgemein als Newgrange bekannt ist, der gewaltige Steintumulus im Tal des River Boyne (s. Abb.). Die Sage berichtet, dass hier die Könige von Tara, der legendären irischen Königsstadt, bestattet seien. Andere Quellen erzählen, das Grab wäre für den Stammesgott des geheimnisvollen Volkes der Tuatha Dé Danann namens Dagda Mór und seine drei Söhne errichtet worden. Nach einem dieser Söhne wird der Grabhügel auch *Haus des Aonghus* genannt. Auch die Höhle des *Achadh Aldai*, die schon in den frühen Annalen von Ulster auftaucht, wird mit Newgrange identifiziert. Die Archäologie aber legt, völlig die schriftlichen Überlieferungen ignorierend, den Zeitpunkt der Erbauung um Jahrtausende zurück (ca. -3250) und will die Megalithkultur als nicht eisenzeitlich-keltisch betrachten.

Die Exkursion

Am 25. Juni 2001 jedenfalls verabredeten wir uns zum Forschungseinsatz : Uwe Topper, Gernot L. Geise und Liese Knorr vom EFODON e.V., Andreas Ferch und ich von der Cairn-Forschungsgesellschaft. Als wir den Marsberg mühsam über einen steilen Weinberg bestiegen hatten, erwarteten wir gar nicht, in den dort alsbald massenhaft auftauchenden „Abraumhalden“ und Steingrabhügeln auf ein megalithisches Gangsystem zu stoßen. Was uns aber bald auffiel, waren diese gewaltigen Felsquader, die

Megalithische Nekropole bei Würzburg



Gernot L. Geise vor dem Zugang zu dem Ganggrab (Foto: Haug)



Ein wunderschönes Dolmenportal. Der Gang führt zunächst einmal rund zehn Meter ins Dunkle (Foto: Haug)

völlig durcheinander lagen und z.T. noch Mauerzüge bilden. Während wir hastig die Steingrabhügel hinauf und herunter stolpernd den weit voraus-eilenden Schritten Gernots folgten, der alsbald aus unserem Gesichtskreis verschwand, hörten wir seine Stimme plötzlich wie aus dumpfer Grabes-tiefe dröhnen. Wo war er nur abgeblieben? Ich konnte nicht fassen, woher die aus dem Nirgendwo erschalende Stimme Gernots kam: „Wo bist du?“ - „Hier, im Grabgang!“ Erst da sahen wir die dunkle Öffnung in einem hoch aufragenden Steinhügel, ein wunderschönes Portal in einer gewal-

tigen Umfassungsmauer aus zyklopi-schen Quadern.

Mächtige Architraven aus Muschelkalkstein bilden die stabile Decke des ungewöhnlich hohen und tiefen Ganges, den wir mühelos aufrecht begehen konnten. Gernot war schon weit in die unheimliche Dunkelheit eingedrungen, und wir tasteten uns fasziniert und vorsichtig zugleich in die beklemmende Tiefe vor. Gernots Stimme berichtete uns jeweils aus dem Schattenreich, was ihm auf seiner unheimlichen Expedition begegnete. „Vorsicht, hier knickt der Gang ab!“ Und tatsächlich, nach etwa zehn Metern schwenkte der Gang nach links. Die linke Seite ist nach der Mythologie der Kelten mit dem Totenreich assoziiert. Und solche abgelenkten Gänge kennt man auch aus der Bretagne. Dort werden sie Grabgänge in Ellbogenform genannt.

Dann: „Passt auf, hier kommt bald eine etwa zwanzig Zentimeter tiefe Stufe“. Nun war überhaupt nichts mehr zu sehen. Eine kleine Kerze, die wir in einer Nische am Eingang gefunden hatten, wurde zu mir durchgereicht. Ich tastete mich nun fast blind nach vorne. Das spärliche Lichtlein ließ nur erkennen, dass die Decke immer niedriger wurde. Und von dort tropfte mir nun kaltes Wasser hinten in den Hemdkragen. Das geduckte Gehen hatte auch bald ein Ende, denn nun erzwang die Ganghöhe alsbald kriechende Fortbewegung. Wir ließen die Kleinste unter uns, Liese, nach vorne. Ihr Feuerzeug erhellte den



Zum Vergleich: Cairn von Goerem mit „Ellbogengang“ (Archiv Haug)



Einer von vielen exakt rechteckig behauenen Quadern (Foto: Haug)



Zum Vergleich: Ganginneres im Megalithgrab Newgrange (Archiv Haug)

Megalithische Nekropole bei Würzburg



Gernot L. Geise (vorn) und Uwe Topper (rechts oben, auf dem Fels) entdeckten immer neue Ruinen.



Wie sahen die Bauwerke einst aus, deren gewaltigen Trümmern wir auf Schritt und Tritt begegnen?



Uwe Topper bei den Trümmern einer Zyklopenmauer. Er suchte in Spanien die „Spuren der Giganten“ und findet sie zu Hause.

Gang. Nun erkannten wir, dass etwa zehn Meter nach der Abbiegung ein Ende des immer niedrigeren Stollens erreicht war. Liese fotografierte und meinte, dass der Gang eventuell noch einmal abknicken würde. Aber das konnten wir nicht mehr weiter verfolgen.

Logischerweise müsste der Gang nun auf die Grabkammer stoßen. Von anderen Megalith-Monumenten kennt man auch diese Verengung kurz vor der Kammer. Aber hier versperrte eine Mauer die gerade Fortsetzung des Weges. Haben wir hier eine un-



Die Steinanhäufungen wirken wie von Riesen gestapelt. Hier: Walter Haug.

gestörte, noch verschlossene Kammer vor uns?

Wer schon einmal das beeindruckende Monument von Newgrange besucht hat, weiß, wie großzügig die Megalithiker ihre Monumente, die Grabgänge und -kammern gebaut haben. Andreas, ein Kenner des irischen Königsgrabes, war sehr angetan von dem Gang und meinte, dass er ihn stark an Newgrange erinnern würde (s. Abb.). Wir können also nun den Lesern mitteilen, dass niemand mehr in eine Flugangst erzeugende Maschine steigen muss, um eines der beeindruckendsten Monumente der Vorzeit besichtigen zu können. Die Hochkultur liegt vor unserer Haustür!

Die Worte reichen nicht aus, um den gewaltigen Eindruck zu beschreiben, den die tonnenschweren, wie von Riesen gestapelten und oft wild durcheinander gestürzten Quader auf uns machten. Deutlich zu sehen ist, wie diese Quader- und Steinsetzungen die Umfassungsmauern und -fassaden

Megalithische Nekropole bei Würzburg

Bilder rechts:

Oben: Monolithen, so weit das Auge reicht, und jeder mit weit über einer Tonne Gewicht (Foto: Haug)

Mitte: Liese Knorr und Andreas Ferch neben einem der riesigen Blöcke (Foto: Haug)

Unten: Wie hoch war dieser Koloss ursprünglich? Hier: Uwe Topper (Foto: Haug)

der recht hohen und steilen Grabhügel bilden. Auf Schritt und Tritt begegneten uns diese am Rand und auf den Steingrabhügeln und erinnerten uns an antike Ruinenlandschaften des Südens. Nirgendwo war die blanke Felswand zu erkennen, überall hatte die Erosion vermutlich über Jahrtausende hinweg Schuttmassen bis nahe an die Felskante abgelagert. Also kein Abbau der Felswände. Hier hatten Steinbrucharbeiter massiv Hand an die Monumente gelegt, diese zum Einsturz gebracht und große Teile der Bausubstanz davongetragen, das zeigten uns umherliegende Stahlseile und in die



Liese Knorr neben einem der Rechteckblöcke (Foto: Geise)

Quader gebohrte Haken zum nicht mehr erfolgten Abtransport.

Eine gewaltige und immer noch hohe Zyklopenmauer liegt nach innen gestürzt vor einer Felswand. Welche unbekannte Art von Bauwerk verbirgt sich in diesen Ruinen? Wie viele Portale liegen noch unter den riesigen Trümmern verborgen? Verblüffend ist, wie gleichmäßig rechteckig alle Stein-



Megalithische Nekropole bei Würzburg



Sauber bearbeitete rechteckige Steinquader auf dem Marsberg (Foto: Haug)



Weitere aufeinandergeschichtete zyklopische Steinblöcke (Foto: Geise)

quader bearbeitet sind. Wunderbar exakt bearbeitete Teile begegneten uns, die mehrere Meter breit und lang und weit über einen Meter dick dort herumliegen. Welcher Steinbruchbetreiber hätte sich die Mühe gemacht, diese massenhaft in dieser Präzision herzustellen und dann einfach liegenzulassen? Uns stellt sich die Frage, wie Archäologen hier überhaupt sinnvoll arbeiten wollen, wenn jeder einzelne Quader, der bewegt werden müsste, nur mit Einsatz von Kran und Hebevorrichtungen in seine angenommene ursprüngliche Position zu hieven ist? Mit welchen technischen Vorrichtungen wurden ursprünglich diese an karthagische Kolossal-Mauern erinnernden

Quader bewegt, aufgerichtet und aufeinander geschichtet?

Würzburg liegt weit außerhalb des Limes. Hier kamen die Römer nie hin. Diese Architektur erinnert sehr stark an die der Etrusker, z.B. an die Nekropole Crocifisso del Tufo bei Orvieto (s. Abb.), deren Grabhäuser aus ebenso rechteckigen aber kleineren Felsblöcken errichtet wurden. Auch dort umgibt eine hohe Steinbruchwand die ganze weitläufige Anlage.

Eines ist klar: nach diesem und allen schon vorgetragenen Funden muss die Vorgeschichte völlig neu geschrieben werden. Wohl deshalb will sich keiner der Schulwissenschaftler mit diesem heißen Eisen befassen. Ist das

zu akzeptieren? Will und kann man diese archäologische Sensation auf ewig unterdrücken? Es muss doch aufgeschlossene schulwissenschaftlich ausgebildete Archäologen geben, die sich unvoreingenommen an die Sache heranwagen und völlig objektiv die Architekturen beurteilen und mit bekannten megalithischen vergleichen, wie ich das als ausgebildeter Kunstgeschichtler mit Interesse für



Zum Vergleich: Die etruskische Felsnekropole Crocifisso del Tufo bei Orvieto (Archiv Haug)

Architekturgeschichte ebenso mache. Eine gewissenhaft durchgeführte Schichtengrabung in einem der jetzt schon zahlreich entdeckten Gänge müsste Material zutage bringen, das (vorgeschichtlich) datierbar wäre, und damit hätte unsere prähistorische Hochkultur endlich ihre Anerkennung gefunden.

(c) 2001 Walter Haug



Beim Zusammensein am Ende der Exkursion

Oben: (v. l. n. r.): Gernot L. Geise, Andreas Ferch, Walter Haug (Foto: Geise)
Unten: Uwe Topper, Gernot L. Geise (Foto: Topper)





Peter Krassa

Chinas schweigende Zeugen

Im östlichen Teil Asiens befindet sich wohl eines der unergründlichsten Länder dieser Erde. Einwohnermäßig mit seinen rund 1,3 Milliarden Menschen sicherlich der am stärksten besiedelte Staat auf dieser Welt: Die Volksrepublik China.

Seit Jahrzehnten wird es kommunistisch regiert – einstmals war es unter monarchischer Herrschaft: das legendäre „Reich der Mitte“.

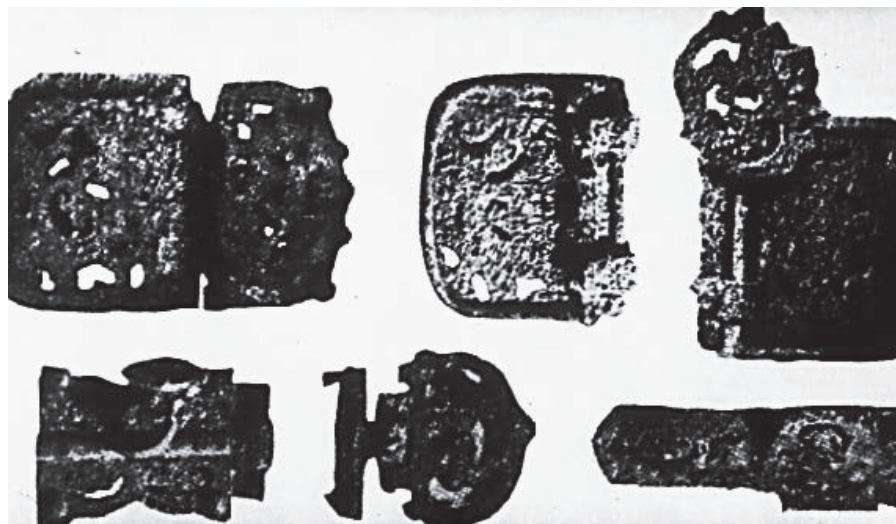
Doch unabhängig von allen sich im Verlauf der Geschichte sich verändernden politischen Gegebenheiten ist China vor allem durch seine wegweisende kulturelle Entwicklung beispielgebend hervorgetreten; durch seine genialen Erfinder und durch die in diesem Land immer wieder in die Praxis umgesetzten technologischen Großtaten, die im späteren Verlauf vielfach weltweite Nachahmung fanden.

Schon vor mehr als zweitausend Jahren dominierte Chinas Kultur zumindest im asiatischen Raum. Spätestens mit der Errichtung der sich über rund 2.500 Kilometer erstreckenden „Chinesischen Mauer“ – auch „Große Mauer“ genannt – verschaffte sich dieses Riesenreich Geltung und auch Bewunderung anderswo. Zwischen vier und sechzehn Meter hoch sowie sechs bis acht Meter dick, ist Chinas seinerzeit erbauter Schutzwall, der den Einfall fremder, erobersüchtiger Armeen verhindern sollte, gewissermaßen ein „Markenzeichen“ unseres Planeten. Die „Große Mauer“ ist nämlich das voluminöseste Merkmal der Erde, das – laut Aussage unserer Astronauten – bereits aus dem Weltraum sichtbar ist und somit deutliche Auskunft zu geben vermag, dass dieser Planet von intelligenten Geschöpfen bewohnt ist.

Chinas immer noch in geheimnisvollem Dunkel liegende Vergangenheit, seine oftmals rätselhaft anmutende Vorgeschichte, hat mich seit jeher fasziniert. Dreimal habe ich bisher die Volksrepublik bereist: 1972, 1982 sowie 1994.

1982 hatte ich die Möglichkeit, mit dem damaligen Leiter der Archäologischen Akademie der Wissenschaften in Beijing, Professor Xia Nai, zu sprechen. Das war übrigens jener Gelehrte, welcher den ungewöhnlichen Gürtel aus Silber und Aluminium untersuchte, der im März 1953 in einem Feldherrngrab nahe Shanghai entdeckt worden war.

Chinesische Archäologen waren



Der geheimnisvolle Aluminium-Silber-Gürtel des chinesischen Feldherrn Chou Chu.

bereits im Dezember 1952 auf diese Grabstätte gestoßen. Hier hatte der chinesische General Chou Ch'u seine letzte Ruhe gefunden. Chou Ch'u lebte von 240 bis 299 nC und war, erst 59-jährig, auf dem sogenannten Feld der Ehre gefallen. Schon vor der Entdeckung seiner Gruft hatten sich Grabräuber dort gewaltsam Zutritt verschafft und dabei wohl manche Kostbarkeit, die man Chou Ch'u auf seine letzte Reise mitgegeben hatte, erbeutet. Dass ihnen allerdings jenes ungewöhnliche, 1.700 Jahre alte Artefakt – ein Gürtel mit 17 Metallornamenten aus Silber und Aluminium – entgangen sein soll, ist kaum zu glauben.

Die Herstellung von Aluminium war auch in China (soviel wir wissen) damals unbekannt. Das Verfahren, Aluminium herzustellen, glückte den Europäern erst im Jahre 1825. Dieses Leichtmetall kann nämlich nur mit Hilfe eines Elektrolyseverfahrens aus Bauxit gewonnen werden, wobei extrem hohe Temperaturen erforderlich sind. Auch Professor Xia Nai zeigte sich mir gegenüber einigermaßen ratlos, als ich ihn darüber befragte, welches Wissen seine chinesischen Vorfahren befähigt haben könnte, Aluminium bereits vor mehr als anderthalb Jahrtausenden herzustellen.

Der Professor verblüffte mich mit einer mehr als skurrilen Überlegung. Er versuchte mir weiszumachen, dass

die Aluminiumteile des Gürtels unter Umständen erst viel später in das Feldherrngrab hineingelegt worden seien. „Vielleicht sogar durch einen Grabräuber“, wie Xia Nai realitätsfern spekulierte. Eine Annahme, wie sie unwahrscheinlicher kaum denkbar scheint. Weshalb sollten Grabschänder, die doch stets darauf aus sind, kostbare Beute in Herrschaftsgräbern an sich zu bringen, ausgerechnet die Gruft des Generals Chou Ch'u um einen wertvollen Gegenstand bereichert haben?

Professor Xia Nai informierte mich 1982 auch darüber, dass der von ihm untersuchte Aluminiumgürtel in zwei Einzelteile zerlegt worden sei und danach sowohl im Historischen Museum von Nanking wie auch in dem von Beijing besichtigt werden könnte. Nach letzten Informationen, die ich vor nicht allzu langer Zeit erhalten habe, ist die Gürtelhälfte, die man Beijing zur Verfügung stellte, aus der Vitrine des dortigen Museums verschwunden. Wurde da wieder einmal ein wichtiger Zeuge aus unserer noch unenträselten Vergangenheit aus bestimmten Gründen „unter den Teppich“ gekehrt?

Einer der genialsten Erfinder im einstigen „Reich der Mitte“ war der Mathematiker, Astronom und Dichter Chang Heng. Er lebte zwischen 78 und 139 nC, während der späteren Han-Dynastie. Chang Heng entwi-

Chinas schweigende Zeugen



Chang Hengs Rekonstruktion seines bemerkenswerten Seismographen in Alt-China.

ckelte u. a. einen Seismographen, der zu den Prunkstücken des kaiserlichen Observatoriums zählte, dem dieses Allroundgenie auch als Hofastronom vorstand.

Unser nunmehriges Wissen über diesen Mann haben wir dem englischen Prähistoriker Joseph Needham † zu verdanken, der zu Lebzeiten das alte China zu seinem bevorzugten Forschungsgebiet erwählte.

Der eigentliche Mechanismus der Apparatur wurde durch einen kupfernen Kessel verborgen und geschützt. An seiner Außenseite waren Drachenköpfe angebracht, die je eine Bronzekugel im Maul trugen. Darunter befanden sich Nachbildungen von Kröten. Traf beispielsweise eine Erdbebenwelle den Standort des Kessels, dann öffnete derjenige Drache, dessen Antlitz der Richtung der Druckwelle am nächsten stand, den Rachen, die Kugel fiel heraus – direkt in das geöffnete Maul der darunter befindlichen Kröte. Zugleich ertönte ein Glockensignal, worauf sich der Kiefer des Drachen wieder schloss.

Auf diese Weise war es den altchinesischen Seismologen möglich, mit Lineal und Kompass das Epizentrum des Bebens festzustellen bzw. zu errechnen. Wobei bei dieser Gelegenheit nicht vergessen werden darf, darauf hinzuweisen, dass auch Lineal und Kompass ein Geniestreich altchinesischer Erfinder gewesen sind.

Mit Chang Hengs „Erdbeben-Wetterhahn“, wie sein Messgerät auch genannt wurde, war es zwar nicht mög-

lich, seismische Vorgänge zu erklären, doch die vorzüglich funktionierende Maschine informierte den kaiserlichen „Himmelssohn“ immer sofort über jedes Erdbeben in seinem Reich.

Chang Hengs Seismograph war ohne Zweifel ein technisches Prunkstück und wurde offensichtlich von einem hochempfindlichen Mechanismus gesteuert. Was den genialen Erfinder dazu angeregt haben könnte, wissen wir nicht, aber sein Wissen war jedenfalls bemerkenswert. In Chang Hengs Weltbild gab es keinen Platz für „kristallene Sphären“, an die damals in Europa des frühen Mittelalters geglaubt wurde. Er wusste ebenso Bescheid über die Sonnen- und Mondfinsternis, und er beschrieb die einzelnen Mondphasen mit folgenden Worten:

„Die Sonne gleicht dem Feuer und der Mond dem Wasser. Das Feuer strahlt Licht aus, das Wasser reflektiert es. Also wird die Helligkeit des Mondes durch die Sonnenstrahlen hervorgerufen, er ist dort dunkel, wo sie ihn nicht treffen.

Die der Sonne abgewandte Seite ist dunkel. Das von der Sonne ausgestrahlte Licht erreicht nicht immer den Mond, da die Erde dazwischentreten kann – das wird dann Mondfinsternis genannt. Wenn das gleiche mit einem Planeten geschieht, nennen wir es eine Bedeckung. Bewegt sich der Mond durch die Sonnenstrahlen, dann entsteht eine Sonnenfinsternis.“

Zu den inzwischen weltweit aner-

kannten Heilmethoden aus Chinas Vorzeit gehört heute auch die Akupunktur. Sie soll vor ungefähr 5000 Jahren entwickelt worden sein. Mit Hilfe von Nadeln kann hierbei eine reflektorische Einflussnahme auf Organkrankheiten bewirkt werden. Ich weiß aus eigener Erfahrung, welche organische Hilfe diese Jahrtausende alte Therapie herbeizuführen vermag. Aber selbst chinesische Ärzte, die ich während meiner ersten Chinareise, im Jahre 1972, über die Herkunft dieses Wissens befragte, vermochten mir darüber keine zielführenden Angaben zu vermitteln.

Schon frühzeitig beschäftigten sich chinesische Astronomen mit den Gestirnen am Firmament. Fast alle Angaben über Sternexplosionen der vergangenen 3000 Jahre, wie sie uns heute geläufig sind, stammen aus chinesischen Quellen. Ein überlieferter Kupferstich aus dem 18. Jahrhundert zeigt eine alte Sternwarte in Beijing. Dabei muss erneut das bereits mehrfach zitierte chinesische Universalgenie Chang Heng erwähnt werden: Sein „Planetarium“, das der im Jahre 115 zum kaiserlichen Hofastronom ernannte Erfinder damals zu konstruieren vermochte – im Jahre 133 hatte ihn der kaiserliche „Himmelssohn“ zu seinem persönlichen Berater erhoben –, muss selbst aus heutiger Sicht als ein technisches Meisterwerk bezeichnet werden. Zeitgenössische Kommentare priesen die Funktionstüchtigkeit der Anlage, hoben gesondert hervor, wie wunderbar der künstliche Himmel der Apparatur mit der Wirklichkeit übereinstimmte. So soll der Sternenglobus mit Hilfe von Wasserkraft um eine Achse getrieben worden sein, wobei ein offenbar verborgener Mechanismus verschiedene Rotationsgeschwindigkeiten möglich gemacht habe.

Der Begriff des Fliegens tauchte in China bereits in ältesten Überlieferungen auf. Da gibt es etwa die Erzählung über eine Frau mit Namen Chang E. Sie ist in China jedem Einheimischen geläufig, der sich etwas intensiver mit den Sagen und Legenden seines Landes befasst. Chang E wird darin als die Gattin des Wissenschaftlers Hou Yi bezeichnet. Mehr darüber kann in zwei Schriftwerken der westlichen Han-Dynastie aus der Zeit zwischen 206 vor und 9 nC – im Shanghaijing, dem Buch der Berge und Flüsse, sowie im Huainanzi, einer Sammlung philosophischer, historischer und wissenschaftlicher Artikel, nachgelesen wer-

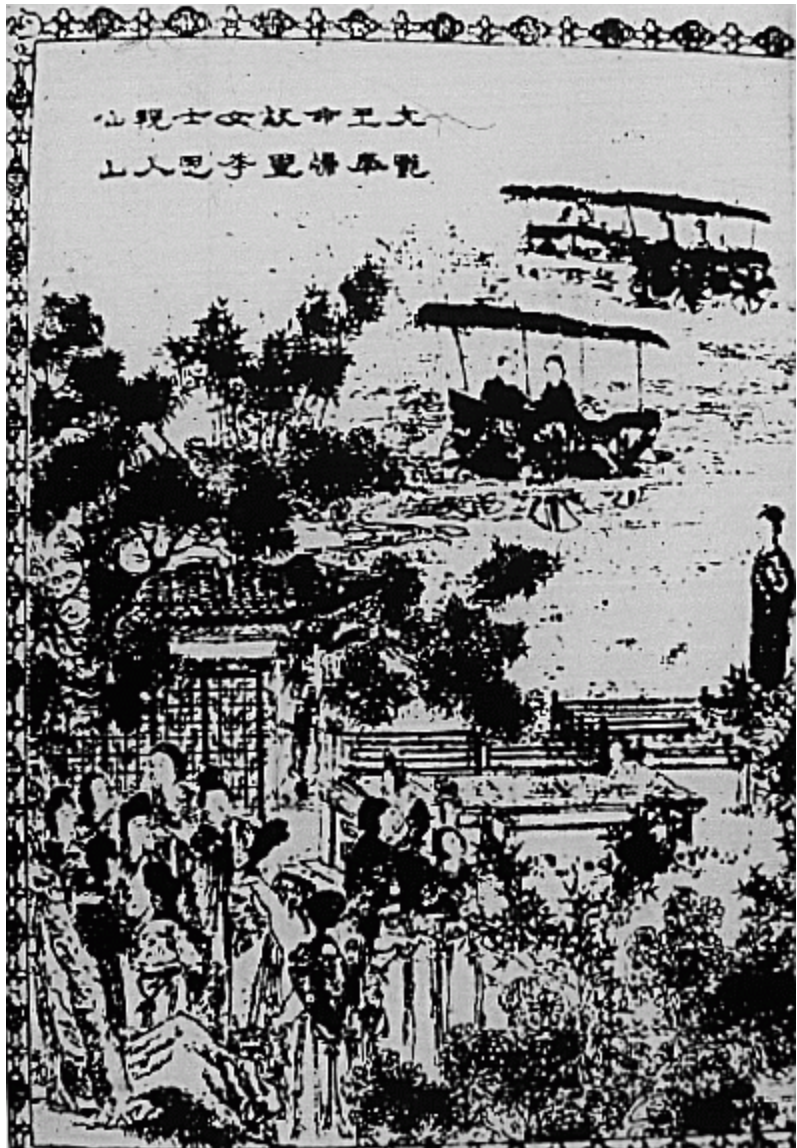
Chinas schweigende Zeugen

den. Chang E soll, so erfährt man, damals ebenso wie ihr Mann die Gunst des Himmelskaisers verloren haben. Hou Yi, der sich deshalb von dieser Welt empfahl und auf einem „*Strom aus leuchtender Luft*“ zum Mond geflogen sein soll, blieb dort offenbar nicht allzu lange allein. Nachdem er zunächst auf dem Erdtrabant (laut Legendentext) „den wie zu Eis erstarrten Horizont“ bestaunt hatte, um danach hierorts einen „Palast Große Kälte“ zu errichten, beschloss auch Chang E ihrem Mann nachzufolgen. Sie schluckte eine Art „Zaubertrank“, um dann mit einem sogenannten „Himmelsvogel“ in Richtung Mond zu starten. Dort soll sie sich fortan in ihre Forschungen vergraben haben.

Für uns interessant erscheint die Beschreibung, die Chang E vom Aussehen dieses Himmelskörpers ihrer Nachwelt überlieferte. Sie bezeichnete den Mond als „*leuchtende, wie Glas schimmernde Kugel von gewaltiger Größe und beträchtlicher Kälte*“. Andere Quellen aus dem 4. Jahrhundert, die aber auf weit älteren Erzählungen basieren, behaupten ferner, dass das Ehepaar Hou Yi und Chang E mehrmals die Route Erde-Mond-Erde zurückgelegt habe. Ein Gemälde, das ich bei einem meiner Chinareisen erwarb, zeigt den Mondflug der altchinesischen „Astronautin“ - jedoch in rein symbolischer Deutung.

Verschiedene Tuschnalereien aus älterer Zeit machen immer wieder den frühchinesischen Wunschtraum deutlich, sich auf irgendeine Weise in die Lüfte erheben zu können. Das wurde manchmal in sehr naiver Form dargestellt, in dem man ein menschliches Geschöpf, Mann oder Frau, auf einem Vogel reiten ließ. Aber manchmal auch mit durchaus wissenschaftlich fundiertem Hintergrund.

Der inzwischen verstorbene englische Prähistoriker und Chinaexperte Joseph Needham, mit dem ich 1981 korrespondierte, fand in alten chinesischen Schriften den interessanten Hinweis, wonach der hier bereits mehrfach genannte geniale chinesische Erfinder Chang Heng auch einen Flugapparat konstruiert haben soll, mit dem es ihm angeblich möglich war, sich selbst in die Luft zu erheben. Needham zitiert in seiner „*Monumentalen Geschichte der Wissenschaft in China*“ auch eine Passage aus dem Werk des Gelehrten Ko Hung, in dem es heißt, Chang Heng, der „kaiserliche Astronom und Meister der mechanischen



Die Flugwagen des erfindungsreichen Volkes der Chi-Kung im „Reich der Mitte“.

schon Künste“ habe selbst berichtet, er sei mit einem Gerät mit drehenden Rotoren und eingebautem Antriebsmechanismus durch „die Lüfte“ geschwebt. Eine alte Tuschnalerei scheint auf diese Erfindung hinzuweisen. Demnach dürfte Chang Hengs Flugkörper einem vorgeschichtlichen Helikopter geähnelt haben. Auch der moderne Fallschirm besitzt einen historischen Vorgänger. Zeichnerische Darstellungen solcher Gebilde aus den frühesten Epochen Chinas beweisen deren enge Verbindung zum Fliegen. Ein ganz wesentliches Indiz für chinesische Hinweise, Fluggeräte bereits in ältester Zeit besessen zu haben, sind jene Legenden aus dem einstigen „Reich der Mitte“, die von „feurigen Drachen“ zu erzählen wissen. Der Drache ist auch in der heutigen Volksrepublik sowie in Taiwan ein nach wie vor gültiges Nationalemblem. Wobei jedoch streng unterschieden werden

muss: Die Chinesen sehen in diesen Monstern keineswegs – wie etwa unsere Historiker – ein prähistorisches Urtier, einen Flugsaurier oder ähnliches. Für sie ist in diesem Zusammenhang vielmehr davon die Rede (wobei man sich vorwiegend auf mythologische Überlieferungen stützt), dass die legendären Vorfahren der Gelben Rasse – die sogenannten „Himmelsöhne“ – am Anfang der Zeiten auf „feurigen Drachen“ auf die Erde kamen und dort das heute chinesische Terrain besiedelten.

Zwar ist in diesen Sagen natürlich nicht von Raketen oder Raumfahrzeugen die Rede, doch finden sich beispielsweise in dem altchinesischen Schriftstück „*Huai-nan-tsu*“ auffallende Andeutungen in dieser Richtung. „*Geister stiegen oft zu den Menschen herab, um sie die göttliche Weisheit zu lehren*“, heißt es darin, und in seinem 108. Kapitel beschreibt

Chinas schweigende Zeugen



Zhu Fu-zheng, Chefredakteur einer chinesischen UFO-Zeitschrift, mit dem Verfasser.

dieser Text ein geradezu idyllisches Zeitalter: „*Damals lebten die Menschen und Tiere in einem Paradies und waren in kosmischem Verstehen miteinander verbunden...*“.

Weiter erfahren wir aus dieser prähistorischen Quelle, dass die „*Drachenkönige*“ gleichzeitig auch die Väter der 1. Dynastie Chinas gewesen seien. Dass man heute Drachendarstellungen auch mitten im Stadtbild von Beijing und anderen Städten des Landes ansichtig wird, beweist die Wertigkeit, die Chinas Symbol immer noch zugemessen wird. Wobei die Vermutung, bei den chinesischen Ur-Drachen könnte es sich in Wirklichkeit um mechanisch angetriebene Luftfahrzeuge gehandelt haben, keineswegs zu weit hergeholt erscheint.

Aus Beschreibungen in alten Texten über die bemerkenswerten Fähigkeiten dieser angeblichen Fabeltiere erfährt man, jene Ungeheuer seien auf Winden „*gen Himmel geröhrt*“ – eine zweifellos *akustische* Wahrnehmung also -, und sie seien auch imstande gewesen, bis in die Tiefen des Meeres hinab zu stoßen. Ab und zu, so ist überliefert, hätten die Drachen auch Mädchen entführt und danach zu ihren Herren, die in den Wolken gewohnt haben sollen, gebracht.

Die Möglichkeit zu fliegen nimmt in Chinas Annalen breiten Raum ein. Eine Tuschmalerei aus dem frühen Mittelalter (siehe Bild) zeigt eine erstaunt zum Himmel blickende Ansammlung von Chinesen und über den Leuten zwei mit Passagieren besetzte Flugwagen. Sogar etwas wie eine Luftschraube ist auf einem dieser Luftfahrzeuge andeutungsweise zu sehen.

Intensive Nachforschungen des englischen Sinologen Herbert A. Giles ergaben für diesen Gelehrten die Gewissheit, dass der Begriff des Fliegens im alten China nicht nur ein Wunschtraum gewesen ist, sondern anscheinend auf Erfahrungswerten basierte, die uns Chronisten zugänglich machten. So besitzt dieses fernöstliche Kulturvolk von alters her die Vokabel „*Fei-chi*“. „*Fei*“ bedeutet „*fliegen*“, „*chi*“ hingegen wird mit „*Kraft*“ beziehungsweise „*Energie*“ übersetzt. Was aber wurde mit „*Kraft*“ oder „*Energie*“ betrieben? Wohl ein *fester Körper*. Professor Giles entdeckte Anfang des 20. Jahrhunderts in dem Buch „*Po wy chih*“, das im 3. Jahrhundert verfasst worden war, Berichte über das kunstfertige Volk der Chi-Kung. Es besaß, der Überlieferung nach, mehrere fliegende Wagen. Davon existieren sogar Tuschmalereien, die im frühen Mittelalter angefertigt wurden, jedoch auf weit ältere Quellen zurückgeführt werden müssen. Berichte über die rätselhaften „*Fei-chis*“ der Chi-Kung reichen jedenfalls in Epochen zurück, von denen uns heute rund 3800 Jahre trennen. Eine Legende über die Konstrukteure jener fliegenden Wagen erzählt:

„*Die Chi-Kung sind ein kunstreiches Volk. Sie kennen viele Dinge, die anderen Völkern verborgen bleiben. Auf großen Wagen reisen sie mit Windeseile durch die Lüfte. Als der Kaiser T'ang die Welt regierte, trug ein westlicher Wind die fliegenden Wagen bis nach Yüchow (dem heutigen Hunan; d. Verf.), wo sie landeten. T'ang ließ die Wagen auseinander nehmen und verbergen. Zu leicht glaubte das Volk an*

übernatürliche Dinge; der Kaiser aber wollte seine Untertanen nicht in Unruhe versetzen.

Die Besucher blieben zehn Jahre, dann bauten sie ihre Wagen wieder zusammen, luden die Ehrengeschenke des Kaisers ein und flogen auf einem starken östlichen Wind davon. Sie erreichten wohlbehalten das Land der Chi-Kung, 40.000 Li jenseits des Jadetores. Mehr ist über sie nicht bekannt.“

Wir müssen uns also auf den spärlichen Rest beschränken, der aus prähistorischen und dichterischen Quellen erhalten geblieben ist. In einem von dem chinesischen Poeten Kuo P'o (er lebte von 270 bis 324 nC) verfassten Gedicht heißt es dazu:

„*Bewundernswert sind die geschickten Arbeiten des Chi-Kung-Volkes. In Verbindung mit dem Winde strengte es sein Hirn an und erfand einen fliegenden Wagen, genannt ‚Fei-lun‘, der, steigend und sinkend, je nach seinem Wege, es zum Kaiser T'ang brachte.“*

Aber auch in T'ao Hung Chings Werk „*Chen kao*“, in Jen Fangs Buch „*Schu itschi*“ sowie in einer Schrift des Kaisers Yüan-Ti (alle diese Werke entstanden im fünften Jahrhundert nC; d. Verf.) werden „*fliegende Wagen*“ bzw. „*fliegende Räder*“ als Transportmittel genannt.

Das im 14. Jahrhundert veröffentlichte Werk „*I yü kuo chih*“ enthält im übrigen jene bereits erwähnten Tuschmalereien, die später der englische Sinologe Professor Giles in seinem Buch wiedergab. Inwieweit die Datierungen bezüglich der Existenz dieser Flugapparate zutreffen, ist nicht hundertprozentig nachzuweisen. So findet sich beispielsweise im 47. Kapitel des im Jahr 1341 veröffentlichten Werkes „*Ku yü t'u*“ inhaltsmäßig fast die gleiche Geschichte über das Volk der Chi-Kung, jedoch wurde dort diese Legende in einem anderen, weit früheren Zeitalter angesiedelt. Da lesen wir:

„*Vor alter Zeit unter Kaiser Cheng von der Chou-Dynastie (1122 bis 249 vor Christus) schickte das Land der Einarmigen Gesandte mit Tributgeschenken. Sie saßen auf einem Wagen aus Federn, der vom Wind getrieben wurde. So kamen sie herangeflogen zum Hofe der Chou. Der Herzog von Chou fürchtete, dass das seltsame Kunstwerk die Bevölkerung aufregen könne und ließ daher die Wagen zerstören. Da die Gesandten*

Chinas schweigende Zeugen

infolgedessen nicht mehr in ihre Heimat zurückkehren konnten, ließ der Herzog von Chou einen gen Süd zeigenden Wagen herstellen.“

Dabei dürfte es sich mit großer Wahrscheinlichkeit um jenen „Südanzeiger-Wagen“, von dem bereits in chinesischen Schriften aus dem Jahr 121 nach Christus die Rede ist, gehandelt haben. Offensichtlich wurde hier uraltes Wissensgut einschließlich jenem, das dem erfindungsreichen Volk der Chi-Kung zugeschrieben werden muss, in spätere Zeiten transferiert, was in der Folge zu gewissen Missverständnissen führte.

Inmitten von Wulipai, einem östlichen Randbezirk von Changsha, der Hauptstadt von Hunan, entdeckte man bei Ausgrabungen eine Begräbnisstätte aus der unruhigen Zeit der „fünf Dynastien“ (907 bis 960 nC), in welcher das „Reich der Mitte“ wieder einmal in einzelne, sich bekriegende Teilstaaten gespalten war. Heute trägt der Fundort jener archäologischen Entdeckung den Namen „Ma Wang Dui“, was soviel bedeutet wie „Begräbnishügel des Königs Ma Yin“.

Insgesamt wurden damals, im Januar 1972, im Erdreich drei Gräber aufgefunden. In der zentralen Kammer des ersten Grabes wurde eine Konstruktion von vier ineinander verschachtelten Sarkophagen entdeckt. Im innersten Bereich davon ein Schrein, in welchem eine weibliche Mumie in etwa achtzig Litern einer gelblichen Flüssigkeit schwamm. Diese Flüssigkeit, deren Zusammensetzung bis heute nicht restlos analysiert werden konnte, diente zweifellos zur Konservierung des Leichnams.

Bei der etwa 1,54 Meter großen Verstorbenen, deren Körper zum Zeitpunkt der Entdeckung 34,3 Kilogramm wog, handelt es sich zweifelsfrei um Xin Zhui, die Gattin von Li Chang, einem hohen Adeligen aus dem Volk der Dai (Thai). Dieser bekleidete während der Periode der westlichen Han-Dynastie das Amt des Premierministers im Hofstaat des Prinzen von Changsha.

Die mumifizierte Frau starb nachweislich 168 vC, also vor bald 2.170 Jahren. Da Xin Zhui damals auch selbst als hochrangige Persönlichkeit angesehen wurde, ist es nicht verwunderlich, dass man ihr, als sie ungefähr fünfzigjährig verstarb, reichhaltige Grabbeigaben mit auf den letzten Weg gab.

Was man dabei an Kostbarkeiten im Jahr 1972 sicher zu stellen vermochte, sprengt allerdings den Rah-



Zwei jener Steinscheiben, die Hobby-Forscher Dr. Ing. Wegerer 1974 fotografierte.

men unserer landläufigen Vorstellungen. So wurden in Xin Zhuis Grabstätte beispielsweise zehn Bücher über Medizin gefunden, die den ungemein hohen Stand der Heilkunst im alten China dokumentieren. Ferner entdeckte man in Ma Wang Dui das Manuskript „Umläufe von fünf Planeten“ – eine auf Seide verewigte Beschreibung der Umlaufzeiten von Merkur, Mars, Venus, Jupiter und Saturn um die Sonne. Diese Aufzeichnungen verraten uns geradezu ungeahnte Erkenntnisse der alten chinesischen Astronomen auf dem Gebiet der Himmelskunde. Selbst aus heutiger Sicht eine beeindruckende Bilanz.

Der sensationellste Fund war jedoch die Auffindung einer topographischen Landkarte, 96 mal 96 Zentimeter im Quadrat und auf feiner Seide dargestellt. Darauf sind die Regionen der aneinander grenzenden Provinzen Guangxi, Guangdong und Hunan abgebildet.

Insgesamt erstreckt sich das auf dieser Karte dargestellte Gebiet vom Distrikt Daoxian in der Provinz Hunan über das Tal des Xiao-Flusses bis zur Gegend um die Stadt Nanhai in der Provinz Guangdong. Zudem ist das im Maßstab 1:180.000 angefertigte Kartenwerk von einer geradezu unglaublichen Präzision. Chinesische Wissenschaftler, die auf diesen Grabfund ausdrücklich aufmerksam gemacht wurden, waren dermaßen verblüfft, dass sie sich, wie im Fall des Professors

Wang Shiping, dem Leiter der Forschungsabteilung des Historischen Museums der Provinz Shaanxi in Xi'an, dazu zu der Bemerkung hinreißen ließen, bei der Herstellung der Karte müssten die Aufnahmen für deren topographische Erfassung wohl aus großer Höhe vorgenommen worden sein. Wörtlich erklärte er: „Wenn es nicht so phantastisch klingen würde, müsste man sagen, das Vorbild für diese Karte ist eine Satellitenaufnahme, die vor Jahrtausenden von einem fremden Satelliten aus dem Erdorbit gemacht worden ist.“

Und tatsächlich: Vergleicht man die mindestens zweitausend Jahre alte Karte mit einer zum Vergleich vorliegenden modernen Aufnahme – beispielsweise vom NASA-LANDSAT –, dann werden unglaubliche Parallelen sichtbar: Da wie dort schlängeln sich Flüsse, und selbst ausgetrocknete Wasserläufe sind noch erkennbar. Im Fall von NASA-LANDSAT wissen wir, dass die jeweiligen Kartographien aus dem Weltraum vorgenommen werden – wie aber erfolgte die Anfertigung jener sensationellen Seidenkarte aus der Grabstätte von Ma Wang Dui? Gab es in jenen Zeiten ähnliche Möglichkeiten? Eine „heimliche Kultur“, wie Professor Wang Shiping spekulativ vermutet?

Bereits während meiner zweiten Chinareise, 1982, hatte ich in Beijing Kontakt mit zwei damals überaus aktiven jungen UFO-Forschern. Einer von

Chinas schweigende Zeugen



So soll es im Innern der noch ungeöffneten kaiserlichen Pyramide bei Xian aussehen.

ihnen, Zhu Fu Zheng, verfasste für mein 1984 veröffentlichtes Sachbuch „...und kamen auf feurigen Drachen“ sogar ein überaus geglücktes Vorwort. Aber auch mein zweiter Gesprächspartner, Shi Bo, hat sich inzwischen als Autor einen Namen gemacht. Von ihm erschien vor einigen Jahren ein auch ins Deutsche übersetztes Sachbuch über verschiedene in China beobachtete UFO-Phänomene.

Optisches Sprachrohr der beiden war in den achtziger Jahren eine damals in der Volksrepublik oft gelesene UFO-Zeitschrift – „The Journal of UFO-Research“. Stolz berichteten mir Zhu Fu Zheng sowie Shi Bo, die beide als Chefredakteure fungierten und dieses Magazin gemeinsam herausgaben, dass ihr Blatt, bei einer Gesamtauflage von 300.000 monatlich erscheinenden Exemplaren innerhalb von nur drei Tagen ausverkauft gewesen sei. Ich hatte in zwei danach veröffentlichten Ausgaben die Ehre und das Vergnügen, nicht nur porträtmäßig als österreichischer Autor grenzwissenschaftlicher Themen vorgestellt zu werden, sondern in dem UFO-Journal sogar einen Teilabdruck eines meiner früheren Sachbücher vorzufinden.

Meine beiden chinesischen Freunde in Beijing berichteten mir während meines damaligen Aufenthaltes in ihrem Land auch über eine der ungewöhnlichsten UFO-Sichtungen, die sich dort ereigneten:

Am frühen Morgen des 24. August 1980 fotografierten zwei Studenten nahe der Großen Mauer, wo sie während der Nachtstunden campiert hatten, einen hell strahlenden, ovalen Körper, bei dem es sich zweifelsfrei

um ein offensichtlich intelligent gesteuertes Flugobjekt handelte. Zahlreiche weitere UFO-Beobachtungen wurden in der Folge aus den verschiedensten chinesischen Provinzen gemeldet. Nach wie vor ist innerhalb der Grenzen der Volksrepublik China die Diskussion über die mögliche Identität derartiger UFO-Erscheinungen im Gange.

Was mich an China sowie an seiner bewegten Geschichte von Anfang an zu faszinieren vermochte, sind dessen legendäre Erinnerungen an eine weit zurückliegende Vergangenheit. Und wenn man die aus dieser Zeit stammenden Überlieferungen nicht von vornherein als bloße Hirngespinnste verwirft, dann kommt man zu dem überraschenden Ergebnis, dass in dem einstigen „Reich der Mitte“ offensichtlich bereits eine Hochkultur existiert haben muss, die auch mit technologischen Überraschungen aufwarten wusste. Archäologische Entdeckungen in dieser Richtung scheinen diese These vollinhaltlich zu bestätigen.

So etwa der Höhlenfund in der Gebirgsgegend von Baian-Kara-Ula im Jahre 1938, als chinesische Anthropologen die Skelette von kleinwüchsigen, menschenähnlichen Lebewesen entdeckten, deren Leichname jeweils eine Scheibe aus Granit von der ungefähren Größe einer Langspielschallplatte beigegeben worden war.

Insgesamt 716 Stück dieser merkwürdigen Artefakte wurden damals geborgen. Jede dieser Scheiben war etwa zwei Zentimeter dick, besaß einen Durchmesser von rund 30 Zentimetern und wies in der Mitte jeweils

ein kreisförmiges Loch auf. Sämtliche dieser Relikte waren mit unbekanntem Zeichen bedeckt, wobei sich diese Zeichen, laut der Beschreibung, spiralförmig von der Mitte aus zum Scheibenrand hinzogen. Was die aufgefundenen Zwergskelette betraf, so erinnerte man sich bei den Anthropologen an verschiedene Sagen aus diesem Gebiet, die von kleinen, gelben Männern zu erzählen wissen, die vor rund 12.000 Jahren mit ihren „Himmelsgleitern“ aus dem Weltall gekommen sein sollen und nach einer unfreiwilligen Landung auf unserem Planeten nicht mehr in der Lage waren, ihre Flugapparate wieder zu starten. Sie siedelten sich deshalb in jener Gebirgsgegend Chinas an und wurden von den umwohnenden Bewohnern „Dropa“ genannt. Keines dieser Wesen soll größer gewesen sein als höchstens 1,30 Meter, wobei den Nachbarstämmen vor allem der unverhältnismäßig große Schädel der Fremdlinge aufgefallen sein soll.

Die Meinung über die wirkliche Identität der in den Höhlen aufgefundenen Toten war unter den Wissenschaftlern geteilt. Manche hielten sie lediglich für eine ausgestorbene Gebirgsaffenart. Allerdings vermochten auch sie nicht die Frage zu beantworten, weswegen man einer Tiergattung beschriftete Steinscheiben mit in die Gräber gelegt hatte.

Erst 1962 machten sich, dem Vernehmen nach, fünf Gelehrte der Universität Beijing daran, die seltsamen Schriftzeichen auf den Granitplatten zu entschlüsseln. Einer von ihnen, sein Name Tsum Um Nui wurde auch in der westlichen Welt genannt, ging schließlich – nachdem ihm und seinen Kollegen ein Teilerfolg geglückt zu sein schien – an die Öffentlichkeit. Er publizierte das Ergebnis im Rahmen eines Fachartikels, wurde aber im Anschluss daran von anderen Wissenschaftlern seiner Fakultät heftig kritisiert. Nicht verwunderlich, hatte doch Tsum Um Nui – im Einverständnis mit seinen vier Mitarbeitern – nichts weniger behauptet, als dass es sich bei den geheimnisvollen „Dropa“ um Ankömmlinge aus dem Kosmos, also um Besucher von einem fremden Planeten gehandelt habe, die sich später in China angesiedelt hätten.

Die „Baian-Kara-Ula-Story“, wie ich die Ereignisse rund um diese Vorfälle nennen möchte, fand auch in Europa großes Interesse. Zahlreiche Autoren grenzwissenschaftlicher Themen nahmen sich der Sache an. Auch

Chinas schweigende Zeugen

ich berichtete 1973 darüber in meinem ersten China-Sachbuch „Als die gelben Götter kamen“.

Einer aber wollte es genauer wissen: Der am Rande Wiens lebende Hobby-Forscher Dr. Ing. Ernst Wegerer. Gemeinsam mit seiner Gattin sowie zwei chinesischen Dolmetschern reiste er 1974 durch die Volksrepublik, um irgendeine Spur dieser mysteriösen Steinscheiben zu finden. Zu seiner eigenen Überraschung wurde Wegerer fündig. Im Banpo-Museum von Xian, wo eigentlich nur Artefakte aus Ton ausgestellt sind, entdeckte der Hobby-Forscher in einer sonst unbeschrifteten Vitrine eine dieser mit „Runen“ übersäten granitene Scheiben. Später zeigte man ihm dort noch ein zweites, allerdings beschädigtes Artefakt, vermochte Wegerer aber von Seiten der Museumsleitung weder Sinn noch Herkunft der beiden Exponate zu erklären.

Für mich war es ein Glücksfall, Wegerer im Rahmen einer Vortragsveranstaltung ein paar Jahre danach persönlich kennen zu lernen. Er lud mich zu sich nach Hause ein und zeigte mir dort verschiedene Fotos, die er 1974 mit seiner Polaroidkamera im Banpo-Museum gemacht hatte.

So wurde ich der erste Berichterstatter, dem es vergönnt war, optische Beweise für die wirkliche Existenz dieser umstrittenen chinesischen Relikte in meinem zweiten China-Sachbuch „...und kamen auf feurigen Drachen“, 1984 erschienen, erstmals zu präsentieren.

1994 bereiste ich die Volksrepublik China gemeinsam mit dem befreundeten Autor Hartwig Hausdorf zum drittenmal. Leider – was die Steinscheiben betraf – vergeblich. In den 20 Jahren, die seit Wegerers Besuch des Banpo-Museums vergangen waren, hatte sich in China sehr viel verändert. Seit dem Ende der unseligen Kulturrevolution war dort das gesamte Museumspersonal ausgewechselt worden – und anscheinend waren mit ihm auch die beiden so interessanten Artefakte verschwunden. Niemand vermochte uns erschöpfende Auskunft zu geben, was mit den für uns so wichtigen Exponaten aus Chinas frühester Vergangenheit geschehen war. Dennoch bin ich nach wie vor bemüht, meiner „Fata Morgana“ (wie ich meine Spurensuche einmal bezeichnet habe) weiter zu folgen. Ich habe die Hoffnung noch immer nicht ganz aufgegeben...

Dass es sich bei diesen ominösen Artefakten aus dem Baian-Kara-Ge-



Diese chinesische Pyramide bei Xian ähnelt stark der Sonnenpyramide von Mexiko.

birgsmassiv nicht bloß um eine Mär oder eine phantastisch ausgeschmückte Münchhausiade handelt, bewies uns eine skizzenhafte Darstellung in einem archäologischen Sachbuch aus China, die uns im Banpo-Museum gezeigt wurde. Zweifellos handelt es sich dabei um eine jener geheimnisumwitterten Steinscheiben, denen ich nunmehr seit bald dreißig Jahren auf der Fährte bin.

Neuen Auftrieb, solchen mysteriösen Dingen weiter zu folgen, gaben mir vor sechs Jahren kurze, fast gleichlautende Agenturmeldungen in zwei Boulevardblättern in Wien und Hamburg. „Täglich Alles“ (eine inzwischen eingestellte österreichische Tageszeitung) sowie „Bild“ berichteten damals übereinstimmend, dass chinesische Anthropologen in der Provinz Sichuan auf zwei kleine Ansiedlungen gestoßen seien, in denen etwa 180 Abkömmlinge eines Volksstammes leben, von denen keiner größer sei als höchstens 1,15 Meter. Der kleinste Dorfbewohner messe überhaupt nur 63,5 Zentimeter. Zizhong, eine der beiden Ansiedlungen, befindet sich, den Angaben nach im Süden der Stadt Chengdu, zweihundert Kilometer südlich von Huilong – dem anderen Dorf mit außergewöhnlich klein gewachsenen Einwohnern. Es soll nicht allzu weit von der Stadt Jianyang entfernt sein. In Zizhong leben, dem Vernehmen nach, rund 120, in Huilong ungefähr achtzig Einwohner.

In den beiden Agenturmeldungen wurde auch berichtet, dass die beiden Dörfer im Puppenhaus-Stil errichtet worden seien: mit kleinen Türen, extrem niederen Stufen und kurzen Bet-

ten.

Einige chinesische Forscher kamen zu der etwas übereilten Auffassung, wonach Umweltgifte den Zwerghenwuchs dieser Leute verursacht hätte und ein besonderes Gen deren Wachstum beeinträchtigt haben könnte. Konkret wurde dabei auf eine ungewöhnlich hohe Konzentration von Quecksilber im Trinkwasser der betroffenen Gebiete hingewiesen, die man als Ursache für das geringe Wachstum bezeichnete.

Dem widersprach inzwischen jedoch der deutsche in München tätige Toxikologe Dr. Norbert Felgenhauer. Quecksilbervergiftungen seien zwar in der Lage, so replizierte er, Störungen des Zentralnervensystems herbeizuführen, sowie Magen, Darm und Nieren zu schädigen, jedoch keinesfalls imstande, die Chromosomen auf derartige Weise – das Wachstum betreffend – zu beeinflussen.

Für mich stellt sich hierbei die Frage, ob es einen eventuellen Zusammenhang zwischen diesen 180 Nachkommen eines offensichtlich kleinwüchsigen Volksstammes und jenen legendären Dropa aus dem Gebiet von Baian-Kara-Ula geben könnte? Ob womöglich deren Überlebende vor Jahrhunderten in die nunmehrige Wohngegend gezogen sein könnten, um dem damals rund um das Gebirgsmassiv florierenden Sklavenhandel zu entgehen? Was mir bei der Sache inzwischen einiges Kopfzerbrechen bereitet hat, ist die Weigerung der chinesischen Behörden, mir eine Aufenthaltsbewilligung in dem betreffenden Gebiet von Sichuan zu gewähren, sowie das völlige Stillschweigen in Bei-

Chinas schweigende Zeugen



War in New Yorks Metropolitan Museum of Art ausgestellt: Rätselhafte Statuette.

jing (auch gegenüber der eigenen Botschaft in Wien), Näheres über die Identität des kleinwüchsigen Volksstammes bekannt zu geben. Gibt es hierfür triftige, für mich nicht einsichtige Gründe?

Ähnlich wie bei den Steinscheiben will ich auch diese „Fata Morgana“ weiter im Auge behalten...

Seit Ende März 1974 bei Grabungsarbeiten auf einem Feld fünf Kilometer östlich der Bezirkshauptstadt Lintong überlebensgroße Tonfiguren im Erdreich entdeckt und geborgen werden konnten, ist die sogenannte Terrakotta-Armee zu einer Attraktion der chinesischen Stadt Xian geworden. Heute weiß man, dass wir diesen Jahrhundertfund in der Provinz Shaanxi dem sich seinerzeit selbst ernannten „Ersten Kaisers von China“, Qin Shi Huangdi, zu verdanken haben. Ihm war es bereits zu Lebzeiten darum zu tun gewesen, sich auch nach seinem Tod von entsprechendem Personal (aus Krieger, Dienern, Pferden und sogar Streitwagen) in der Unterwelt beschützen zu lassen. Alle Figuren wurden übrigens, wenn auch überlebensgroß, damals tatsächlich existierenden Menschen bzw. Tieren aus Ton nachgebildet. Insgesamt wurden bisher an die 8.000 Tonfiguren ausgegraben.

Qin Shi Huangdi war im übrigen auch jener Herrscher, der den Bau der berühmten „Chinesischen Mauer“ veranlasste, um fremde, nichtchinesische Eindringlinge daran zu hindern, kriegerisch in sein Reich einzufallen.

Er selbst ließ sich, wie aus einem überlieferten Bericht des chinesischen Historikers Sima Ch'ian hervorgeht, nicht allzu weit vom Fundort seiner Terrakotta-Armee, in einer von rund 700.000 Arbeitern errichteten, etwa 47 Meter hohen sowie ungefähr 350 Meter Seitenlänge messenden fünfterrassigen Erdpyramide aufbahnen.

Damit nicht genug. Wenn die Aufzeichnungen des Historikers Sima Ch'ian zutreffend sein sollten (viele heutige Archäologen zweifeln allerdings am Wahrheitsgehalt dieses Berichts), dann würde die Öffnung der kaiserlichen Pyramide einer Weltsensation gleichkommen. Laut Sima Ch'ian sei die Decke des Saales, in welchem sich der Prunksarg von Qin Shi Huangdi befindet, auf kunstvolle Weise dem Sternenhimmel, wie er sich damals zu Lebzeiten des Kaisers dargeboten hatte (im verkleinerten Maßstab), nachgebildet worden. Auf diese Weise ruht der Herrscher, wie es sich für einen „Himmelsohn“ des Reiches der Mitte geziemt, umgeben von Sonne, Mond und Gestirnen, gewissermaßen inmitten des Weltalls.

Zu ebener Erde wurde angeblich jene Landschaft des alten China (maßstabverkleinert) nachgebildet, die sich rings um die Erdpyramide von Qin Shi Huangdi erstreckt. Mit kunstvoll errichteten Bergen, Tälern, Ebenen sowie Flüssen aus Quecksilber. Das beigefügte Bild stellt den Versuch dar, getreu der Beschreibung des Historikers Sima Ch'ian, das mögliche Aussehen der Grabstätte im Inneren der Pyramide zu rekonstruieren.

Um die kostbaren Besitztümer des Kaisers vor Grabräubern zu schützen, soll Qin Shi Huangdi zusätzlich eine auf mechanische Weise funktionierende künstliche Armee von Bogenschützen rund um seinen Sarkophag installiert haben. Eventuell eindringende Grabschänder mussten also damit rechnen, mit einem tödlichen Pfeilhagel empfangen zu werden.

Trotz aller bisher geäußerten wissenschaftlichen Zweifel an der Authentizität der Texte des Sima Ch'ian könnte aber an seinen Angaben doch etwas Wahres anhaften: Jedenfalls stießen chinesische Archäologen bei Grabungen rund um die Pyramide – auf überraschende Quecksilber-

spuren. Sollte es sich dabei um im Erdreich versickerte Flüsse aus dem Inneren der kaiserlichen Grabanlage handeln?

Was wohl kaum jemand ausgerechnet in China erwartet haben dürfte, hat sich (siehe auch die Begräbnisstätte von Qin Shi Huangdi) inzwischen als absolut authentisch erwiesen: Denn auch in der heutigen Volksrepublik gibt es – so wie in Ägypten, Mexiko, Kolumbien und anderwärts auf der Welt – beeindruckende Pyramiden!

Nicht wenige von ihnen überragen das Bauwerk des „Ersten Kaisers von China“ beträchtlich. Eine dieser „schweigenden Zeugen“ aus dem einstigen „Reich der Mitte“ genießt inzwischen bereits legendären Ruf. Der Standort der betreffenden Pyramide ist allerdings umstritten. Ihre „schattenhafte“ Existenz beruht vorläufig lediglich auf den Aussagen zweier amerikanischer Piloten, sowie auf einem einzigen Foto – einer Luftaufnahme.

Sie stammt aus einem der zahlreichen Aufklärungsflüge, welche die US-Air-Force während des Zweiten Weltkrieges bzw. kurz danach auch über der Volksrepublik China vornahm. Damals machte der Pilot James Gaussmann über dem Qin Ling-Shan-Gebirge südwestlich von Xian eine aufregende Entdeckung. Seine Schilderung klang so:

„Ich flog um einen Berg, und dann kamen wir über ein ebenes Tal. Direkt unter uns lag eine gigantische, weiße Pyramide. Es sah aus wie im Märchen. Die Pyramide war von schimmerndem Weiß umhüllt. Es hätte auch Metall sein können oder irgendeine Art von Stein. Sie war an all ihren Seiten völlig weiß. Das Bemerkenswerteste daran aber war die Spitze: Ein großes Stück edelsteinähnliches Material. Es war für uns unmöglich zu landen, obwohl wir das gerne getan hätten. Wir waren von der gewaltigen Größe dieses Bauwerkes beeindruckt.“

Gaussmann blieb nicht der einzige Beobachter. 1947 veröffentlichte die renommierte Tageszeitung „New York Times“ nämlich auch den Bericht eines anderen US-Piloten. Er war nach dem Weltkrieg für die Fluggesellschaft „Trans World Airlines“ unterwegs gewesen. Oberst Maurice Cheahan schilderte darin, eine bislang unbekannte Pyramide am Fuß des Qin-ling-Gebirges, und zwar in der

Chinas schweigende Zeugen

Ebene von Chenis, entdeckt und fotografiert zu haben. Ihre Höhe schätzte er auf dreihundert Meter, die Seitenlänge des Bauwerkes auf über vierhundert Meter. Hatte er sich dabei maßlos verschätzt? Beruht die Identität jener Pyramide bloß auf einer Verwechslung? Oder existiert irgendwo in China tatsächlich ein Bauwerk, dessen Höhe und Länge jene der weltberühmten Cheops-Pyramide in Ägypten bei weitem übertrifft?

Im März 1994 bereiste ich gemeinsam mit meinem Freund und Autorenkollegen Hartwig Hausdorf abermals die Volksrepublik China. Nunmehr bereits zum drittenmal. Man hatte uns von zuständiger Seite ausdrücklich die Erlaubnis erteilt – abseits jedes Touristenrummels -, auch die gewissermaßen noch „verbotenen Zonen“ des Landes zu betreten. Inbegriffen die Besichtigung der sich dort befindlichen Pyramiden. Es wurde für uns beide ein unvergessliches Erlebnis. In der endlos scheinenden Weite der Provinz Shaanxi überblickten wir -zig solcher Bauwerke. Es gibt hier hunderte davon.

Erst 1991 waren nahe der Stadt Xian drei Pyramiden entdeckt worden, als man gerade dabei war, die Schnellstraße zum neuen Flughafen Xianyang fertig zu stellen. Im Gegensatz zu den Bauwerken in Ägypten, Mexiko oder Kolumbien sind Chinas „schweigende Zeugen“ nicht aus Stein sondern zumeist aus lehmiger Erde errichtet worden. Zudem sind diese Bauten sogar bepflanzt. Manche Bauern haben es sich nicht entgehen lassen, den schräg ansteigenden Lehm Boden für ihren Getreideanbau zu benutzen.

Diese Pyramide (eine von jenen dreien, die beim Bau der Schnellstraße bekannt wurde – die hinterste davon) erinnert ein wenig an die Stufenpyramide von Sakkara in Ägypten. Jene hingegen, sie befindet sich ebenfalls nahe von Xian, lässt uns eher an die berühmte Sonnenpyramide von Teotihuacan in Mexiko denken. Sie erreicht eine Höhe von etwa sechzig Metern.

Keines dieser vielen Bauwerke wurde bisher von Wissenschaftlern geöffnet und erforscht. Weshalb das so ist, vermag ich nicht zu sagen. Scheuen Chinas Wissenschaftler davor zurück, auch ausländische Experten an derartigen Vorhaben teilnehmen zu lassen? Oder mangelt es lediglich an der Möglichkeit, solche Unternehmen auch zu finanzieren? Mich erinnert diese offenkundige Säumigkeit der chine-

sischen Pyramidenforscher jedenfalls an einen Ausspruch, den ich 1982 bei meinem Besuch der Archäologischen Akademie in Beijing zu hören bekam, als ich den damals leitenden Wissenschaftler dort befragte, weshalb man sich denn bisher nicht bemüht habe, die 47 Meter hohe Pyramide des selbsternannten „Ersten Kaisers von China“, Qin Shi Huangdin, endlich zu öffnen, um die sensationellen Angaben des chinesischen Historikers Sima Ch'ian auf ihre Stichhaltigkeit zu überprüfen? Professor Xia Nai meinte dazu nur lakonisch: „Damit soll die nächste Generation beginnen...“

Ebenfalls um ein geheimnisvolles Bauwerk – eine sogenannte Rundpyramide – geht es in der Provinz Guangzhou (früher Kanton). Wir besuchten 1994 die Stadt Yueyang. Sie liegt am Ufer eines riesigen Binnenmeeres – am sagenumwobenen Dongting-See. Nach einem Erdbeben, das sich 1959 in dieser Region ereignete, sollen auf der in diesem See befindlichen Insel „Jutuo“ die Fragmente von einigen Rundpyramiden sichtbar geworden sein.

Der chinesische Archäologe Professor Chi Pen-lao habe daraufhin im Juli 1961 an der Ruinenstätte Vermessungen vornehmen lassen. Dabei sei er auf unterirdische Gewölbe gestoßen, welche vor langer Zeit anscheinend künstlich angelegt worden waren. An den wie glasiert wirkenden Wänden der unter der Wasseroberfläche liegenden Höhlengänge seien – so wird jedenfalls berichtet – Reliefabbildungen erkennbar gewesen. Sie zeigten angeblich Wesen (wie hier zeichnerisch, getreu den Angaben, rekonstruiert), die aus einem schwebenden Flugobjekt mit modern anmutenden Waffen auf flüchtendes Wild zielten. Chi Pen-lao und seine Mitarbeiter beschrieben die dargestellten Wesen als modern gekleidet – mit Jacken und langen Hosen. Auch zur ebenen Erde seien auf den Reliefs menschliche Gestalten – möglicherweise Eingeborene – zu erkennen gewesen, die mit Blasrohren bewaffnet die flüchtenden Tiere jagten.

Während unseres Aufenthaltes am Dongting-See standen wir allerdings vor dem damals unlösbaren Problem, bei den nahezu unzählbaren Inseln ausgerechnet jenes Eiland in der uns zur Verfügung stehenden knapp bemessenen Zeit aufzufindig zu machen, das in den uns bekannten Texten als Insel „Jutuo“ bezeichnet wird. Keinem, den wir befragten, war dieser Name geläufig. Und die chinesische Bezeichnung

für jene Insel vermochten wir leider ebenfalls nicht zu eruieren...

Professor Chi Pen-lao schätzte das Alter der nur noch als Fragmente erhalten gebliebenen Rundpyramiden auf Jahrzehntausende. Gab es in jener Zeit bereits intelligentes Leben in China? Ein nach wie vor ungelöstes Rätsel.

Andererseits will eine chinesisch-russische Expedition im Jahre 1959 in der Wüste Gobi einen Millionen Jahre alten Schuhabdruck gefunden haben. Irdische Spuren – oder womöglich solche von außerirdischen Besuchern?

Wesen mit mongoloiden Gesichtszügen und seltsamen Kopfbedeckungen finden wir weltweit. Handelt es sich hierbei um Nachbildungen von Chinas legendären Vorfahren, den geheimnisvollen „Himmelssöhnen“?

Chinas „schweigende Zeugen“ sind vielfältiger Natur. Ob es sich dabei nun um Bauwerke handelt – die hier offerierten Pyramiden -, deren ursprüngliche Bedeutung wir vorläufig noch nicht kennen, um rätselhafte Funde, wie jene mysteriösen Steinscheiben aus den Baian-Kara-Ula-Höhlen, oder um an die dreitausend Jahre alten Statuetten aus dem mexikanischen Hochland (mit deutlich mongoloiden bzw. negroiden Merkmalen), wie die hier bildlich gezeigte, die vor einigen Jahrzehnten von mexikanischen Privatforschern ausgegraben werden konnte - wir wissen für alle diese Funde keine plausible Erklärung abzugeben. Die hier dargestellte, nur etwa siebzehn Zentimeter große (besser gesagt: kleine) Figur besteht aus rötlichem Sandstein und scheint eine Art Raumfahrer- oder Taucherhelm zu tragen. Sie wurde als interessant genug angesehen, um mehrere Jahre im weltberühmten Metropolitan Museum of Art in New York ausgestellt zu werden.

Aber werden Chinas „schweigende Zeugen“ jemals zu uns sprechen? Werden sie ihr Geheimnis preisgeben? Im Interesse unserer bereits Millionen Jahre währenden Geschichte und jener, die bemüht sind, sie zu erforschen, wäre es zu wünschen...

(c) 2001 Peter Krassa

Abbildungen

(c) 2001 Peter Krassa

Peter Krassa ist Sachbuchautor und Journalist. Neben vielen Zeitschriftenartikeln hat er unter anderem folgende Bücher veröffentlicht:

„Als die gelben Götter kamen“ (1973)
„...und kamen auf feurigen Drachen“ (1984)

Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei http://www.efodon.de/html/archiv/vorgeschichte/topper/2001-SY1_topper_messung_der_erdgroesse.pdf ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.



Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei

http://www.efodon.de/html/archiv/vorgeschichte/andere/2001_boekemeier_konstante_entwicklung.pdf
ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.



Erstmals Messergebnisse Begehung zweier Schanzen südlich von München

© 2001 Gernot L. Geise; veröffentlicht in EFODON-SYNESES Nr. 5/2001

Am 14. Juli 2001 gegen 11 Uhr trafen wir uns an einem markanten Punkt an der Straße etwa drei Kilometer südlich von Deisenhofen (Oberhaching) nach Oberbiberg, südlich von München, um uns nach längerer Zeit wie der einmal einigen Schanzen zu widmen.



Neben den EFODON-Mitgliedern Gerhild Schaber, Gernot L. Geise, Liese Knorr und Siegfried Sachenbacher war der Rutengänger Helmut Heilmaier und Robert Mayr von der Firma ROM-Elektronik in Nattenhausen eingetroffen. Herr Mayr hat mit dem von ihm entwickelten Messgerät „medCONT“ schon „heilige“ und Kultstätten rund um die Welt untersucht, jedoch bisher keine Keltenschanze. Mit seinem Gerät können Radioaktivitäts- und Kontaminierungsmessungen durchgeführt werden. In der Praxis sieht das so aus, dass Herr Mayr das zu untersuchende Gelände langsam abgeht, wobei das Gerät die Messdaten speichert. Die Auswertung der Daten geschieht dann mithilfe eines Computerprogrammes.

Entwickelt wurde das Gerät zur Umweltanalytik und für die Baubiologie. Wer weitere Informationen wünscht, wende sich bitte an die unten angegebene Adresse. Nun galt es, festzustellen, ob die auf der Schanze radiästhetisch gemuteten Details auch messtechnisch nachzuweisen sind.



Linkes Bild: Der Zugang zur Schanze. Rechtes Bild: (v. l. n. r.) Robert Mayr mit Messgerät, Helmut Heilmaier, Siegfried Sachenbacher auf der Schanze nordöstlich von Kreuzpullach (Fotos: Geise)

Schanze nordöstlich von Kreuzpullach

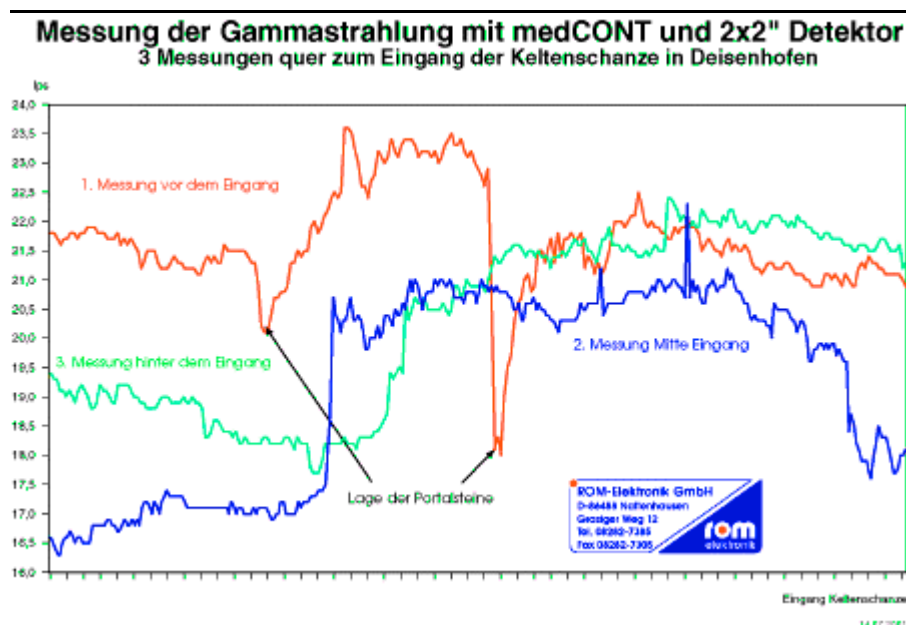
Die erste zu untersuchende Schanze lag fast gegenüber des Treffpunktes linkerhand der Straße nach Oberbiberg, etwa hundert Meter von der Straße im Waldgebiet, nordöstlich von Kreuzpullach.

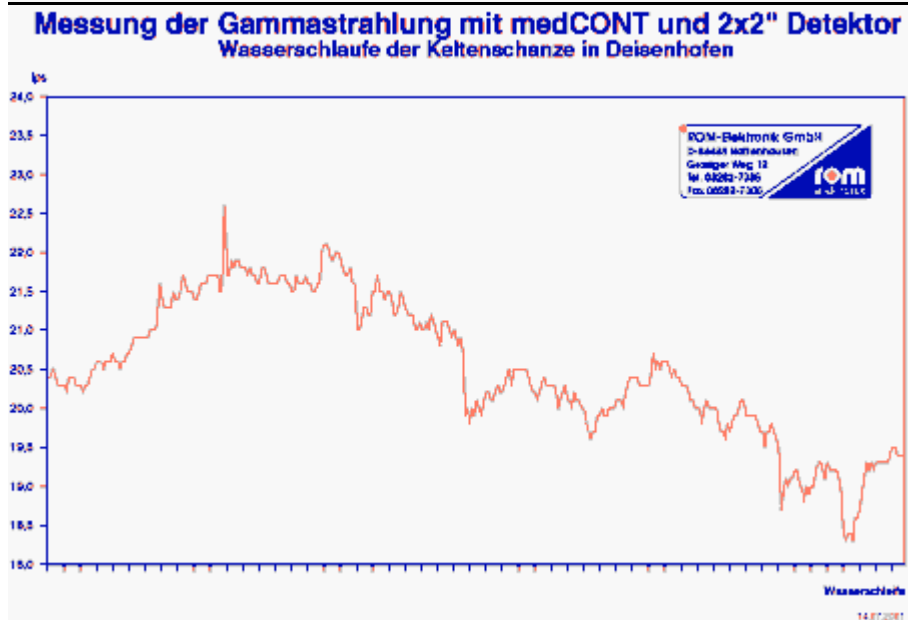
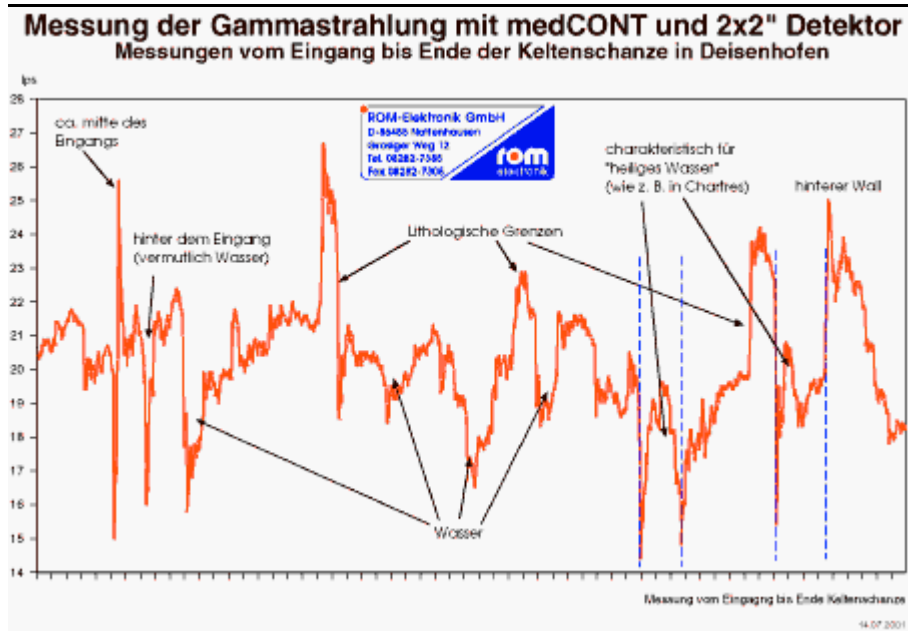
Die Schanze belegt eine Fläche von etwa 75 mal 90 Meter, ist nord-südlich ausgerichtet und besitzt auf allen vier Seiten noch gut erhaltene Wälle und Gäben. Die Wälle mit einer durchschnittlichen Höhe von etwa zwei Metern und einer Breite von vier bis fünf Metern zeigen die schanzentypischen Erhöhungen (etwa einen halben Meter) in den Eckbereichen. Die Gräben besitzen eine Tiefe von rund zwei Metern bei einer Breite von drei bis vier Metern. Das Bodenniveau der Schanzen-Innenfläche liegt etwa einen halben Meter erhöht über dem Bodenniveau der äußeren Umgebung, ein deutliches Zeichen für die hier zusätzlich eingebrachten Erdschichten. Der Zugang der Schanze liegt in der Mitte des Ostwalles.

Wir stellten durch radiästhetische Mutungen fest, dass links und rechts des Zuganges je ein positiv und negativ schwingender Resonanzkörper vergraben liegt, genauso, wie wir es schon bei anderen Schanzen festgestellt haben. Herr Mayr konnte diese Mutungen mit seinem Messgerät bestätigen.



Linkes Bild: Am austrassierten Korrekturschacht 2; Rechtes Bild: Die Lage der Wasserschleife, die durch die Messungen bestätigt wurde (Foto: Knorr)





Die Messdiagramme mit dem „medCONT“-Messgerät bestätigen unsere Mutungen (© Robert Mayr)



Korrekturschacht 1 (mit Fähnchen ausgesteckt) (Foto: Geise)

Auf der Schanze muteten wir je eine positiv und eine negativ polarisierte Blind Spring (unterirdische Wassersäule), davon die negativ polarisierte mit der obligatorischen Wasserschlaufe (Breite ein Meter, Durchmesser neun Meter, Tiefe 1,60 Meter). Zwei Korrekturschächte konnten wir feststellen, davon einer mit einer gemuteten Tiefe von 25 Metern bei einem Schachtdurchmesser von etwa zwei Metern. Dieser Schacht ist auch oberirdisch optisch am fehlenden Bewuchs erkennbar. Ein Kreuzungspunkt des irdischen Nord-Süd-Gitternetzes liegt genau darauf und regt einen Resonanzkörper am Schachtboden zu Schwingungen an.

Der zweite Schacht ist oberirdisch nicht so deutlich erkennbar, er besitzt einen Durchmesser von rund 1,20 Metern bei einer gemuteten Tiefe von 32 Metern. Er liegt auf einem Kreuzungspunkt des Nord-Süd-Gitters und des Diagonalgitters.

Eine Vierermanipulation findet sich etwa in der Schanzenmitte, in der Nähe der positiv polarisierten Blind Spring.

In der näheren Umgebung befinden sich - ebenfalls für Schanzen obligatorisch - einige Hügelgräbergruppen, die der späten Bronzezeit (um 1300 vC) zugeordnet werden.

Dazu gehörige „Holzorte“ (wir hatten zu Beginn unserer Keltenschanzenforschung einen Zusammenhang zwischen Orten bzw. Gemarkungsnamen mit dem Zusatz „Holz“ und dem Schanzenvorkommen festgestellt): Die Schanze liegt inmitten des „Hachinger Holz“. Südöstlich etwa einen Kilometer entfernt: „Sauerlacher Holz“.

Da es für Herrn Mayr die erste Keltenschanzen-Untersuchung war, beschränkte er sich auf eine Quermessung der Schanze, die Eingangs-Resonanzkörper sowie die Wasserschlaufe. Uns interessierte besonders, ob die Resonanzkörper links und rechts eines Schanzenzugangs wirklich vorhanden oder nur radiästhetische „Einbildung“ sind, da bisher keiner dieser Körper ausgegraben wurde. Ebenso verhält es sich mit den Wasserschlaufen.



Linkes Bild: Schanze Kreuzpullach, Wall und Graben in Blickrichtung Westen. Rechtes Bild: Die Teilnehmer der Exkursion (v.l.n.r.): Liese Knorr, Sigfried Sachenbacher, Helmut Heilmaier, Gernot L. Geise, Gerhild Schaber (Fotos: Geise)

Zur zweiten Schanze fuhr Herr Mayr leider nicht mehr mit. Er wollte zu Hause die Auswertung der Messergebnisse vornehmen.

Schanze bei Großeichenhausen

Die Begehung der vorgesehenen Schanze südlich von Endlhausen mussten wir wegen des starken Bewuchses durch Brombeeren unterlassen. Dafür fuhren wir ein paar Kilometer weiter zu einer Schanze zwischen Großeichenhausen und Gumpertsham, südöstlich von Endlhausen.

Auch diese Schanze liegt in einem Waldgebiet und ist sehr gut erhalten. Auf einer Fläche von etwa hundert auf 85 Metern liegt sie nordöstlich ausgerichtet. Das Innenflächen-Bodenniveau liegt auch hier etwa einen halben Meter über dem Außenniveau. Wälle von bis zu vier Metern Höhe und einer Breite von vier bis fünf Metern mit den schanzentypischen Eckerhöhen (etwa einen halben Meter) umgeben die Anlage. Der Zugang liegt auch hier in der Mitte des Ostwalles, und auch hier konnten wir die beiden Resonanzkörper auf der linken und rechten Seite muten. Die Anlage ist von einem etwa zwei Meter tiefen und vier bis fünf Meter breiten Spitzgraben umgeben.

An schanzentypischen Attributen konnten wir je eine positiv und negativ polarisierte Blind Spring muren, die negative mit der Wasserschlaufe (etwa acht Meter Durchmesser, ein Meter Breite, 1,60 Meter Tiefe).



Linkes Bild: Schanze Großeichenhausen, der Wallverlauf von links in den Hintergrund (Foto: Geise). Rechtes Bild: Der Wall der Schanze bei Großeichenhausen (Foto: Knorr)

Zwei Korrekturschächte (etwa drei Meter Durchmesser bei 17 Metern Tiefe mit Nord-Süd- sowie Diagonalgitter-Kreuzungen und 2,50 Meter Durchmesser bei elf Metern Tiefe mit Nord-Süd-Gitterkreuzung) sind vorhanden, beide am schüttereren Pflanzenbewuchs auch optisch erkennbar. Zwei Vierermanipulationen fanden wir, sowie eine parallel der Südseite verlaufenden Wachstumslinie. Der zugehörige „Holzort“: „Maltheser-Holz“, etwa 500 Meter südlich der Schanze.

Nähere Infos zu dem verwendeten Messgerät erhalten Sie bei

ROM-Elektronik GmbH
Grasiger Weg 12
D-86488 Nattenhausen
Tel. 08282-7385
www.rom-elektronik.de

Kamen die Mongolen aus dem Westen nach Russland?

Wirkliche Ausmaße des Drangs nach Osten

(c) Eugen Gabowitsch; veröffentlicht in EFODON SYNESIS Nr. 4/2001

Zwei fremde Völker sollen die Geschichte des alten Russlands geprägt haben: die skandinavischen Normannen aus dem Norden (genauer gesagt, aus dem Nordwesten) und die asiatischen Mongolen aus dem Osten, aus dem entfernten Ostasien. Erstere sollen im 9.-10. Jh. das erste Reich der Russen gegründet haben, die zweiten das riesige Land im 13. Jh. unterjocht und bis ca. 1480 beherrscht haben. So behauptet es die phantasievolle schulische "Geschichtswissenschaft".

Lassen wir in diesem Artikel die Normannen in Ruhe: Die Märchen der Geschichtler für das Ende des ersten Jahrtausends u. Z. gehören sowieso nach unseren Vorstellungen zum total frei erfundenen Teil der schulischen "Geschichte". Stellen wir lieber die folgende Frage: Was behaupten die russischen Geschichtskritiker zu den fast ganz Sibirien durchmarschierten oder besser zu sagen durchrittenen und in das europäische Russland eingefallenen Mongolen?



Trauen wir dem friedlichen Mongolen zu, auf diesem Pferd bis nach Liegnitz vordringen zu können? Sogar nach einem ausführlichem Befehl des legendären Dschingis-Khan? (Bild aus [3], S. 26).

Zweifel an den Mongolen der asiatischen Steppen

Alle russischen Geschichtskritiker sind sich einig: die Mongolen, die das alte Russland mehr als 200 Jahre beherrscht haben sollen, konnten in keinem Fall aus der heutigen

Mongolei stammen. Die entsprechenden Argumente, die wir hier nur teilweise nennen, sind zahlreich und m. E. überzeugend:

1) Das Volk der heutigen Mongolen benutzte nie diesen Namen als Eigenbezeichnung. Es war im Mittelalter kein Stamm der Mongolen bekannt. Erst im 17. Jh. wurde dieser Name in die heutige Mongolei durch die Europäer "transplantiert" oder "verbannt".

2) Die "mongolischen" Stämme hatten nie die erforderliche Volksmasse, um irgendeinen Staat mit befestigten Städten und zahlreicher Bevölkerung zu erobern. Die unzählbaren Horden der (Tataro-) Mongolen – so die Geschichtler – konnten keinesfalls aus der Mongolei stammen.

3) Die "Mongolen", also die Nomadenstämme der heutigen Mongolei, hatten keine Industrie, die es erlaubt hätte, die notwendige militärische Ausrüstung massenhaft zu produzieren.

4) Überhaupt, die ganze verifizierbare Geschichte lehrt uns, dass niemals die Nomaden die zivilisierten Staaten, sondern immer die letzteren die Nomaden versklavt und unterjocht haben. Die Geschichtler haben Märchen von der Eroberung von fast ganz Asien durch wenige hunderttausende von "Mongolen" erfunden. Die verifizierbare Geschichte liefert uns einen gegenteiligen Hinweis: im 17. Jh. haben die chinesischen Kaiser die Westmongolen fast ausgerottet. Nur ein kleiner Teil konnte sich nach Russland retten und lebt seitdem unter dem Namen "Kalmücken" westlich der Wolgamündung und nördlich des Kaukasus in Europa.

5) Der Charakter des "mongolischen" Heeres (mehr Pferde als Krieger) hätte den "Mongolen" nie ermöglicht, über die dünn besiedelten Regionen Sibiriens oder Mittelasiens, wo man kein Pferdefutter in großen Mengen bei der Bevölkerung finden kann, nach Europa zu kommen: die Pferde wären unterwegs aus Mangel an Futter gestorben. Steppe ist nicht gleich Steppe: eine kann mehr, die andere viel weniger Haustiere ernähren. Und jede Steppe hat schon so viele Herden, wie sie ernähren kann. Zusätzliche hunderttausende Pferde haben dort nichts zu finden.



Diese Mongolen sollen 1945 bis zur Elbe vorgedrungen sein. Aber durch ganz Sibirien fuhren sie bequem in einem Zug. (Bild aus [3], S. 114).

6) Ausgebaute Festungen eine nach der anderen erobern kann man nur auf dem Historikerpapier schnell lernen. In Wirklichkeit kann die entsprechende militärische Kunst nur auf einer jahrzehntelangen Erfahrung aufgebaut werden. Und auch dann ist die Sache nicht so einfach, wie es sich die "Historiker" vorstellen: eine sich mehrere Jahre wehrende Festung hätte sämtliche ausgedachte Ansturmdynamik ad absurdum geführt.

7) Komischerweise führten die "Mongolen" ihre Belagerungen der russischen Festungen hauptsächlich im Winter durch: eine kaum passende Zeit für eine berittene Armee, die es gewohnt ist, Futter für die Pferde in der Steppenweide zu suchen.

8) Die heidnischen "Mongolen" und ihre Schamanen sollen religiös so tolerant gewesen sein, dass sie nach der Eroberung der altrussischen Hauptstadt Kiew als erstes befohlen hätten, die orthodoxe Domkirche neu zu bestellen und dem Patriarchen zu übergeben. Auch weitere zahlreiche Berichte über die Christen unter den Mongolen passen schlecht in das Bild der aus der wilden Steppe herziehenden Nomaden.



Dschingis-Khan-Denkmal in der Mongolei (Bild aus [3], S. 122).

Wer waren die Mongolen des Mittelalters wirklich? Und wer waren die Tartaren?

Die Liste solcher Ungereimtheiten kann weiter fortgesetzt werden. Sie haben dazu geführt, dass die russischen Geschichtskritiker neue Erklärungen des Phänomens "Mongolen" (auch Tataro-Mongolen oder Tartaro-Mongolen genannt) gesucht und formuliert haben.

Die wichtigste These stammt von N. A. Morosov und lautet: das Wort Mongole stammt aus dem Griechischen und bedeutet groß, die Großen (gr. megalion). MGLN oder MNGL

sind die Konsonanten, die auch in den Worten, Menge (aber auch Mangel, mogeln, mehr), russ. mnogo (= viel) vorkommen. Noch auf den geographischen Karten aus dem 17.-18. Jh. wurde Russland als die Große Tartarei bezeichnet, was auch auf die Gleichsetzung des Wortes Mongole mit Groß hindeutet.

Das Wort Mongolen wird fast immer in der Kombination mit dem Wort Tartaren (Tataren) verwendet. Wer waren diese Tartaren oder Tataren? Die meisten Menschen sind überzeugt, dass die Tataren auch heute noch in Russland leben und sogar ihre eigene autonome Republik mit der Hauptstadt Kazan dort besitzen. Immerhin zählte man 1989 in Russland ca. 5,5 Mio. Tataren, wobei man in den letzten etwa hundert Jahren weitere Millionen von Tataren assimilierte, so dass sie ihre türkische und moslemische Identität verloren haben. Nur kleine Gruppen von Tataren haben sich in anderen Ländern erhalten können: in Litauen, in der Ukraine (Krim), in Bulgarien und Rumänien (Dobrudscha).



Diese kleinen Mongolenpferde sollen mit kräftigen Kriegern auf dem Rücken bis nach Kiew geritten sein und dort im tiefen Schnee Futter gefunden haben. (Bild aus [3], S. 170)

Nun hat das Volk der Kazan-Tataren oder Wolga-Tataren erst seit der zweiten Hälfte des 19. Jh. angefangen, sich Tataren zu nennen. Die Eigenbezeichnung der Kazan-Tataren ist Wolga-Bulgaren oder einfach Bulgaren = Wolgaren, Bewohner der Wolgagegend. Außerdem war das Wort Tartare im 17.-19. Jh. ein Synonym für "türkisch": man hat von Baku-Tartaren (die Azeris oder Aserbaidshaner), von sibirischen Tartaren, von Tartaren Jakutiens (Jakuten oder Sacha) etc. gesprochen.

Noch mehr: wie schon erwähnt, hieß das ganze Land der Russen viele Jahrhunderte lang Tartarei oder die Große Tartarei und nicht Russland. Auch die Eroberung von China durch die Mandschu (1644) wurde "tartarische Eroberung" durch die Europäer genannt.

Die Verwendung des Wortes Tartaren in verschiedenen Kombinationen, wie z.B. die Tartaren des Fürsten soundso, die Tartaren des Zaren, etc. haben A. T. Fomenko und G.

V. Nossovski auf die Idee gebracht, dass die Tartaren keine ethnische, sondern eine militärische Bezeichnung im Spätmittelalter war. So soll eine berittene Arme, eine Gattung der Kavallerie genannt worden sein. Eine ganz andere Frage ist, ob die entsprechenden Kavalleristen überwiegend zu den türkischen und nicht den slawischen Völkern Russlands gehörten. Vermutlich waren die Tartaren dieser Zeit ethnisch heterogen oder, wie wir heute sagen, multikulturell.



"Mongolen" vor den Mauern von Liegnitz. Aber sind das wirklich Mongolen? Sehen sie nicht wie russische oder vielleicht ungarische Reiter aus? (aus [4], S. 78).

Wo kamen die Mongolen des Mittelalters her?

Wenn nicht aus der Mongolei, woher stammen die Mongolen dann? Und wer waren sie überhaupt? Darüber gibt es unter den Geschichtskritikern zwei unterschiedliche Meinungen.

Fomenko und Nossovski (weiter kurz F&N) sind überzeugt, dass die oben erwähnten militärischen Einheiten der Tataren (Tartaren) mit den Kosaken gleichzusetzen sind. Also stellten die Tartaren eine für Russland typische Militärgattung dar. Die russische Bevölkerung war in dieser Zeit zum großen Teil finno-ugrisch und türkischstämmig und durch die damals nur wenigen Slawen noch nicht assimiliert. Auch hießen die Herrscher des Landes in dieser Zeit noch nicht Zaren, sondern Khane. Die Tartarenarmeen haben sich dann im Dienste der Khane verdingt und in ganz Europa sehr berühmt gemacht. Darum hat man angefangen, sie "Die Großen" zu nennen, also die Großen Tartaren oder die Mongolo-Tartaren.



Ein Menschenfresser. Und das soll ein "Mongole" sein? Sieht er nicht wie ein typischer Mitteleuropäer aus? (Bild aus [4], S. 57).

Damit übernehmen F&N die Ableitung des Wortes Mongole vom griechischen megalion und folgen in dieser Frage dem Standpunkt von Morosov. Aber für sie sind die Mongolen keine fremde Macht, sondern die eigenen - teilweise nichtslawischen oder mindestens nicht unbedingt slawischen - Militäreinheiten, die eher aus Russland kommend die anderen europäischen Länder angriffen, als Russland zu besetzen und zu versklaven.

Entsprechend dieser Theorie gab es nie ein tartarisch-mongolisches Joch in Russland. Die auf die militärischen Handlungen spezialisierten Tartaren sorgten als die Armee der Khane oder der Großkhane für Frieden und Ordnung in Russland, auch für die fiskalische Ordnung. Wenn eine Stadt oder ein Fürstentum sich weigerte, Steuern zu zahlen oder anderen Befehlen Folge zu leisten, wurden die Tartaren gegen die rebellischen Untertanen geschickt und die Ordnung blutig wieder hergestellt. Berichte über diese inneren Angelegenheiten des alten russischen Staates hat man später falsch interpretiert und als Handlungen einer fremden Besatzungsmacht in der sowieso nicht besonders genauen Geschichtsschreibung fixiert.

Eine ganz andere Theorie zum Ursprung der Mongolen entwickelte Morosov. Auch er setzte die Mongolen mit den berühmt-berüchtigten Tartaren gleich. Auch er sah in Mongolen keine gesonderte ethnische Gruppe, sondern nur eine hellenisierte Benennung der Tartaren: Mongolen = die Großen, Mongolo-Tartaren = die Großen Tartaren.



Das soll ein Lager der Tartaren sein? Ist das nicht eher ein Lager der christlichen Taboriten? Auch die westlichen Burgbauten lassen eher eine Lokalisierung in Mitteleuropa zu. (Bild aus [4], S. 46).

Leider wurden seine Bücher zur russischen Geschichte zu seiner Lebenszeit nicht veröffentlicht, und die entsprechenden Manuskripte verschwanden. Teilweise landeten sie in Archiven und bei privaten Leuten, teilweise verschwanden die Handschriften in den unendlichen Lagerhallen der sowjetischen Geheimpolizei. Nur mit großer Mühe gelang es Prof. Dr. Sergej Waljanskij, einen Band zur Geschichte Russlands wiederherzustellen (s. [1]). Übrigens wurden auch die Bände 8-10 des Hauptwerks "Christos" von Morosov nie veröffentlicht, und die entsprechenden Manuskripte sind immer noch verschollen.



Die Legende zu diesem Bild in [4], S. 77, lautet: "Aufbruch der Mongolen des Èinggis Khan aus den Bergen, in die sie eingeschlossen waren (2. Hälfte 14. Jahrhundert)". Aber das sind doch ganz eindeutig europäische Ritter und keine asiatischen Mongolen!

Die "westliche" Theorie von Morosov

In einem wichtigen Punkt steht Morosov der schulischen Geschichtsschreibung näher als Fomenko u.a.: er meint, dass die Tartaren Russland erobert haben, also eine für Russland fremde Macht darstellten, die Russland wirklich unterjocht haben. Dabei ist er überzeugt, dass Tartar in Wirklichkeit ursprünglich Tatar hieß und somit Tatra bedeutete, also den Karpathenteil im Norden Pannoniens darstellt. Damit wären die Tartaren in Wirklichkeit aus dem Gebiet des Tatra-Gebirges nach Russland als Eroberer gekommen. Später hat man die Reihenfolge der Buchstaben im Wort Tatarren (die aus der Tatra stammenden) gewechselt oder sogar einen Buchstaben verloren, und so entstanden die Wörter Tartaren und Tataren.

Diese Theorie, vor kurzem veröffentlicht [1], erklärt sofort alle die christlichen Elemente bei Mongolen, die so viele Forscher in Erstaunen versetzt haben. Morosov ist nämlich überzeugt, dass die Tartaren aus der Tatra-Gegend die katholischen Orden repräsentierten, die die christliche Religion in Osteuropa verbreiteten. Und diese Orden sind für ihn ein Bestandteil des deutschen oder germanischen Dranges nach Osten.

Die Theorie steht selbstverständlich im krassen Widerspruch zu den schulwissenschaftlichen Vorstellungen, die besagen, dass die Russen seit 988 u.Z. als Christen nach byzantinischem Ritus getauft wurden. Überhaupt soll man in Russland das Christentum nach dem östlichen, also dem byzantinischen oder griechisch-orthodoxen Ritus von Anfang an eingeführt haben. Russen als Griechisch-Orthodoxe seit mehr als tausend Jahren – das ist eines der Dogmen der Geschichtsschreibung.



Auch die bekannte populärwissenschaftliche Zeitschrift "bild der wissenschaft" reitet auf dem Pferd der Historikermärchen. Titelblatt des Heftes [5].

F&N lehnen die "westliche" Theorie von Morosov ab und schreiben dazu folgendes:

"Morosov hat keine weiteren Bestätigungen seiner Konzeption des westeuropäischen Ursprungs der russischen Kultur (außer des Jahresanfangs, der lateinischen Bezeichnungen für die Monate, einzelner Wörter ‚lateinischer Abstammung‘ im kirchlichen Gebrauch, wie der Pope, das Fasten, der Pressbyter u.a. sowie der erwähnten lautlichen Parallelen) erbracht." (Meine Übersetzung, s. [2], S. 31).

Da stellt sich die Frage nach der Argumentation von Morosov. Das ganze Buch [1] – immerhin hat es 670 Seiten - können wir hier nicht referieren. Und obwohl im Buch auch viele Kapitel eher der Kritik der unterschiedlichen chronologischen und historischen Vorstellungen der Geschichtler gewidmet sind, als der direkten Begründung seiner "westlichen" Theorie, ist die Beweislage doch etwas solider, als die zitierten Zeilen ahnen lassen.



Das Bild soll witzig wirken, scheint mir aber ein Symbolbild für die Arbeitsweise der Geschichtler zu sein. (Bild aus [5], S. 68)

Morosovs Begründung für seine Theorie

1) Die kalendarischen Argumente. Morosov stellte fest, dass in Russland der Monat März, wie früher in den katholischen Ländern, und nicht der Monat September wie in Byzanz als erster Monat des Kalenderjahres benutzt wurde. Für den westlichen Ursprung des alten russischen Kalenders spricht seines Erachtens auch die Verwendung der lateinischen Monatsnamen. Und diese Namen für September (der siebte), Oktober (der achte), November (der neunte) und Dezember (der zehnte Monat) betonen, dass die Nummerierung der Monate mit März begann. F&N schreiben dazu, dass in Byzanz unterschiedliche Kalender im Gebrauch waren, auch der westliche. Trotzdem finde ich, dass die Russen bei der Übernahme der Religion aus Byzanz auch den östlichen Kalender hätten übernehmen müssen.

2) Die linguistischen Argumente. Die folgenden russischen Wörter aus dem kirchlichen

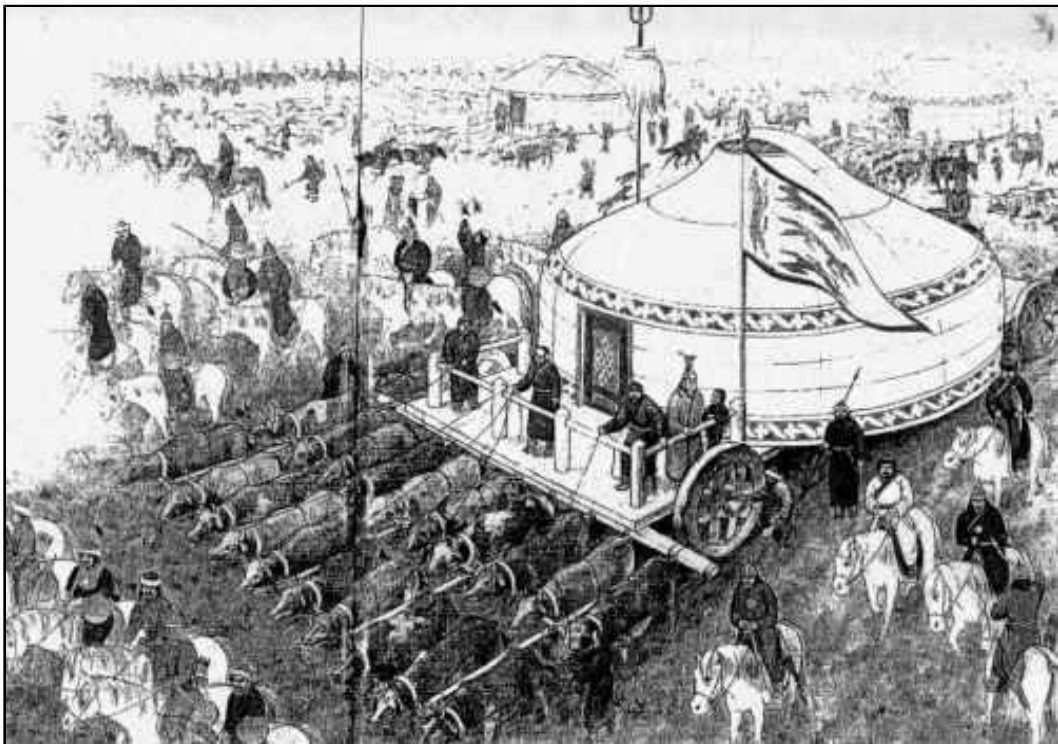
Wortschatz sind lateinischen Ursprungs (russische und griechische Wörter sind in der lateinischen Transkription wiedergegeben):

- Die Kirche, russ. tserkov, vom lat. circus (griech. eklesia, fr. eglise)
- Der Kreuz, russ. krest, lat. crux, poln. krzyzh (griech. stavros)
- Der Pope, russ. pop, lat. papa = Vater, Bischof (gr. ierei)
- Das Fasten, russ. post, lat. fasti = Chronik (gr. nesteja oder asitia)
- Der Altar, russ. altar, fr. altar, lat. altarium (gr. bomos oder tjusiaterion)
- Der Weihrauch, russ. ladan, lat. laudo = lobpreise ich (gr. libanos)
- Der Glaube, russ. vera, lat. vera = richtige (gr. doksa oder pistis)
- Der Wein, russ. vino, lat. vinum (gr. oinos)

Auch viele Worte aus der altrussischen oder kirchlich-slawischen Sprache sind aus dem Lateinischen entliehen worden:

- Der Essig, altruss. otset, lat. acetum (russ. uksus, gr. oksos)
- Der Heide, altruss. poganin oder podanyj, lat. paganus (gr. ethnikos)
- Kommunizieren, altruss. komokati, lat. communicare (gr. koinonia)

All diese Wörter gehören zum harten Kern des christlich-kirchlichen Wortschatzes. Morosov meint, dass man diese Liste noch fortsetzen könnte. Und dass man nur dann griechische Wörter in der russischen kirchlichen Terminologie findet, wenn diese Wörter auch in der lateinischen Sprache gleich klingen. Nicht nur einzelne Wörter, sondern auch viele lateinische Ausdrücke hat er in der russischen Bibel ausgemacht. F&N meinen dazu, dass in ihrer Version der Geschichte, in der Russland Westeuropa dominiert haben soll, alle diese Worte aus der russischen Sprache in die westlichen übergehen konnten.



So einen Unsinn können sich nur Wissenschaftler vorstellen. "Der größte Staat aller Zeiten" und seine wandernde Hauptstadt. Und wo sind die Wasserleitungen geblieben, aus welchen alle diese Tiere getrunken haben? Das Fressen vergessen die Geschichtler des öfteren. Aber trinken wollen wir doch alle, auch die klügsten aller Ochsen. (Bild aus [5], S. 66-67)

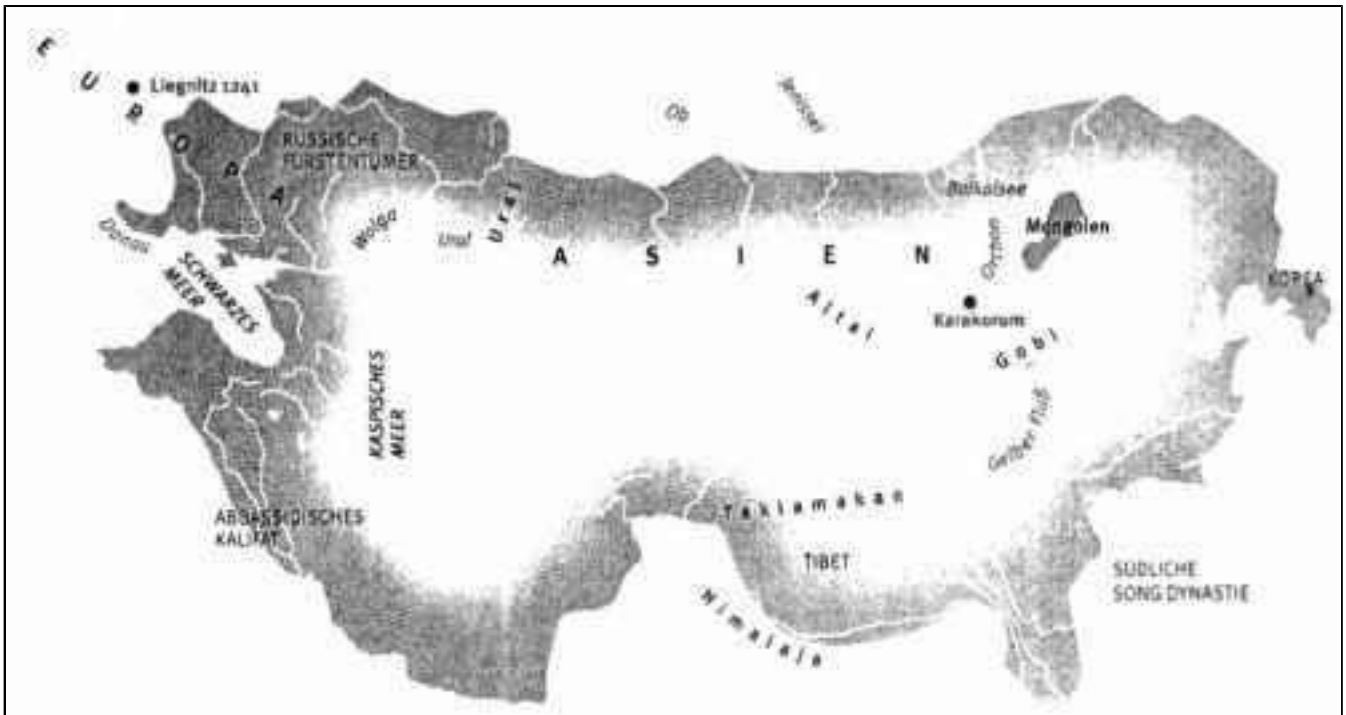
3) Zusammensetzung der russischen Bibel. Diese Bibel beinhaltet das dritte Buch Esra, welche in der griechischen und hebräischen Bibelversion fehlt. Nur in der lateinischen Bibel ist das dritte Buch Esra vorhanden. Auch andere Fakten sprechen dafür, dass die Bibel in die altslawische Sprache aus der lateinischen übersetzt wurde (nur einige wenige Bibelbücher wurden später aus dem Griechischen übersetzt). Schon die kirchlichen Väter Kyrill und Method waren selber römische Katholiken und standen im Dienste der Päpste und nicht in dem des Patriarchen von Konstantinopel. Noch im 16. Jh. hat der Erzbischof Gennadij von Nowgorod, der den ersten russischen Kanon der biblischen Bücher definierte, viele Bibelbücher direkt aus dem Lateinischen übersetzen lassen. Hätte um diese Zeit der griechisch-orthodoxe Ritus schon in Russland seit Jahrhunderten geherrscht, wäre man nie auf einen solchen Gedanken gekommen.



Die Schlacht vor Liegnitz. Kupferstich von Mathäus Merian (1593-1650). Die Mongolen sehen wie Kosaken oder bestenfalls wie Türken aus, keinesfalls wie die asiatischen Mongolen. (Bild aus [5], S. 72).

4) Namensanalyse. Von den Fürsten der Kiewer Rus in der Zeit der Kreuzzüge, die schon vor langer Zeit Christen nach dem byzantinischen Ritus geworden sein sollen, gibt es keinen, der einen griechischen Namen trägt. Die Namen dieser Fürsten sind übrigens auch nicht lateinisch, sondern allesamt slawisch. Einerseits kann das bedeuten, dass in diesem Punkt die Ergebnisse von Fomenko greifen, die zeigen, dass die ganze historische Periode der Kiewer Rus eine Erfindung der Geschichtler ist. Andererseits hätten die späteren "Chronisten" aus dem 17. Jh., die die "altrussischen Chroniken" gefälscht haben, griechische Namen verwendet, falls sie überzeugt gewesen wären, dass Russland in den alten Zeiten orthodox war. Also zeigen die nichtgriechischen Namen der

altrussischen Fürsten, dass die christliche Religion der Anfangszeit der russischen Geschichte vermutlich nicht griechisch-orthodox war.



Das Riesenreich der Mongolen, wie es die Geschichtler sich ausgedacht haben. Die Wahrscheinlichkeit für die Eroberung all dieser Erdteile durch die wenigen hunderttausenden Mongolen ist zu vergleichen mit der Wahrscheinlichkeit, dass das Volk der Albaner morgen die ganze Welt erobern würde. Karte aus [5], S. 74.

Berichterstattung in den altrussischen Chroniken

Die alten russischen Chroniken (angeblich 12.-17. Jh.) beinhalten verdächtig wenig Information über die Kreuzzüge, die immerhin dem befreundeten oder mindestens im religiösen Sinne verwandten Byzanz, der "Mutter" der russischen Orthodoxie, so viel Leid angetan haben. Dabei berichten sie jedoch über viele unbedeutende Ereignisse im Westen, aber nicht über das, was die Russen in jener Zeit wirklich stark berühren sollte (wenn sie schon griechisch-orthodox gewesen wären).

Von der Eroberung von Konstantinopel durch die Kreuzritter im Jahre 1204 wird so wenig emotional ganz am Rande erwähnt, dass Morosov überzeugt ist: das ist ein viel späterer Einschub. Dass dabei der orthodoxe byzantinische Kaiser und der griechisch-orthodoxe Patriarch nach Kleinasien fliehen müssen, ein katholisches (lateinisches) Kaiserreich errichtet wurde, die orthodoxen Tempel ausgeraubt und in katholische Kirchen umgewandelt wurden, sind für die - für orthodox gehaltenen - altrussischen Chronisten keine Erwähnung wert.

Gut, vielleicht gab es in dieser Zeit in Wirklichkeit noch keine Chronisten in Russland, und die Chroniken dieser Zeit wurden erst später erdacht. Aber auch die späteren Chronisten sollen Orthodoxe sein, und als solche sollten sie über ihre religiösen Feinde, die katholischen Kreuzritter, mit viel Hass berichten. Außerdem sollten sie über die unterlegenen religiösen Brüder mit viel Anteilnahme geschrieben haben. Beides trat nicht ein. Auch der große Triumph der Orthodoxie, die Rückeroberung Konstantinopels im Jahre 1261, wird in altrussischen Chroniken mit keinem Wort erwähnt.



Kreuzritter ziehen sich nach dem zweiten Versuch zurück, El-Kuds zu erobern. (Ein Gustave Dorè Bild). Für die legendären "Mongolen" wären die Mauern dieses "Jerusalem" kein Hindernis gewesen.

Und statt über die Aktivitäten von Kreuzrittern zu berichten, schrieben die russischen Chronisten hunderte von Seiten darüber, dass aus der Gegend, die sie Tatar (= Tatra?) nennen, Horden (russ. orda) von Tataren Russland angriffen und eroberten. Haben sie so die aus der Tatra-Gegend anrückenden katholischen Orden (lat. ordo) bezeichnet? Es wäre nur natürlich, anzunehmen, dass die Aktivitäten der Konstantinopel-Eroberer auch die südrussischen Gebiete und Städte nicht verschont haben.

Was die Position von F&N in dieser Frage betrifft, sollten wir nicht vergessen, dass diese Autoren im 13. Jh. noch keine geschichtliche Periode sehen, eine Verschiebung der Ereignisse aus dieser Zeit in das 14. Jh. befürworten und noch keine besonderen Unterschiede zwischen dem östlichen und westlichem Christentum im 14. Jh. erkennen können. Trotzdem sollten die Argumente von Morosov, insbesondere für diejenigen, die

sich der traditionellen Geschichtsschreibung zugetan fühlen, sehr interessant erscheinen.

Für F&N sind die westlichen Worte Orden, Ordnung, Horde etc. Ableitungen des russischen Wortes *orda* (= Horde), das so viel wie Armee, aber auch später "ein militärisch organisierter Staat" bedeutet haben soll. Die Goldene Horde war einer von diesen Staaten, aber ursprünglich war die Horde eine Bezeichnung für die Militärmacht eines Stammes oder auch für eine bewaffnete Räuberbande. Für Morosov sind umgekehrt die russischen Worte *orda* (= Horde), *order* (= Order, schriftliche Anweisung, Säulenordnung etc.), *ordnarets* (= Ordonnanz) u.a. Ableitungen von den entsprechenden deutschen Worten.



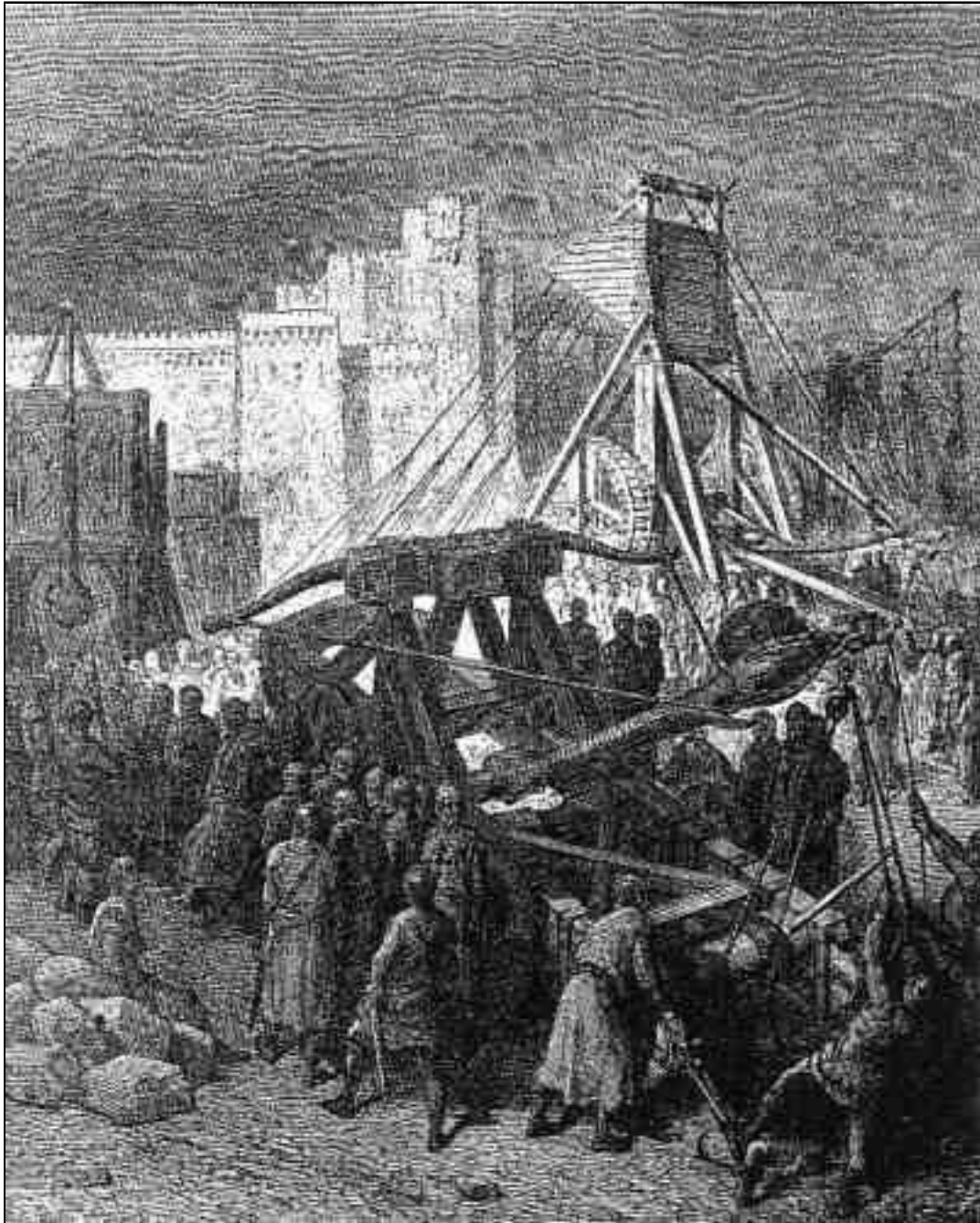
Der berühmte Teppich von Bayeux: Sahen so die späteren Tartaren und Mongolen aus? [7], S. 22.

Wie weit kamen die Kreuzritter?

In der Geschichte der Kreuzritter und der mit dieser Geschichte verbundener Geschichte der ritterlichen Orden sieht Morosov eine große und unerklärliche Lücke. Wieso sind die Kreuzritter nach Süden (Konstantinopel, Palästina) und gen Norden (Preußen und die baltischen Länder) marschiert und haben die prosperierenden östlichen Länder (die heutige Ukraine und Russland) ignoriert? Der einzige Vorstoß gegen Russland soll in den Sümpfen an der heutigen estnisch-russischen Grenze stattgefunden haben, wo es eigentlich keine attraktiven Ziele für die Invasoren gab: keine dichte Bevölkerung, nur

wenige Städte, schlechte Wege etc. Und dabei hieß die ganze Geschichtsperiode "Drang nach Osten"!

Nein – sagt Morosov –, das ganze dürfte ganz anders verlaufen sein. Die katholischen Ritterorden aus Ungarn und dem ganzen Tatra-Gebiet müssten weiter gen Osten gezogen sein. Und er findet sogar die Beschreibung dieser Züge (außer den oben erwähnten russischen Chroniken über die Tatar) ... bei Tacitus. Schon die Geschichtskritiker des 19. Jh. hatten Tacitus zum Autor der Renaissance erklärt. Morosov interpretiert die Kapitel bei Tacitus, in welchen er die Geschichte der Ostgoten schildert, als die Beschreibung der in der heutigen Geschichtsschreibung teilweise fehlenden Berichte über die in die heutige Ukraine hineinreichenden Kreuzzüge.



Kreuzritter kamen aus Gegenden, wo eine Burg neben der anderen steht – darum haben sie Maschinen für das Erstürmen von Festungen entwickelt. (Ein Gustave Doré Bild). Wie sollen die Mongolen aus der Steppe das getan haben?

Er ist überzeugt, dass die Goten in Wirklichkeit erst im 12. Jh. in die historische Arena kamen, als auch der gotische Stil und die gotische Schrift sich auszubreiten begannen. Wie auch die – laut heutiger Geschichtsschreibung viele Jahrhunderte später wirkenden - Kreuzritter bewegten sich die Goten zuerst aus Deutschland in die Richtung des Tatra-Gebirges, des unteren Donauverlaufs und auf den Balkan. Von dort unternahmen die Goten, wie auch "später" die Kreuzritter, Militärzüge zu Fuß und auf dem Seeweg gegen Thrakien, Griechenland und Kleinasien. Aber die Ostgoten haben vor den ukrainischen Steppen, die durch keine natürlichen Hindernisse geschützt werden, keinen Halt gemacht! Nein, sie zogen weiter und sollen um die Mitte des 4. Jh. n.Chr. unter Ermanrich (Germanen-König oder Germanen-Reich?) nördlich des Schwarzen Meeres ein Reich gegründet haben. Das Reich soll 375 u.Z. von Hunnen unterworfen worden sein. Sind das die Reminiszenzen auf die etwa tausend Jahre später stattgefundene Eroberung der heutigen Ukraine und Teile Russlands durch die überwiegend germanischen Kreuzritter? Sind die Hunnen in Wirklichkeit die etwa tausend Jahre später zuerst die Ukraine und dann den Balkan erobernden Türken? Morosov ist überzeugt, dass die wirkliche Geschichte gerade so im 13.-14. Jh. verlaufen ist.



Runenstein mit Abbildung eines germanischen Reiters. Ritt er in die ukrainische Steppe? Wurde er später zu einem "Mongolen"? Bild aus [6], S. 42

Morosov ist des weiteren davon überzeugt, dass die Kreuzritter, die das europäische Russland im 13. Jh. erobert haben, auch weiter gen Osten zogen und nicht nur die Wolga

überquerten, sondern auch Mittelasien unterjochten und mindestens ihre Missionare und Mönche weiter in alle Länder schickten, wo diese dann Religionen wie Islam, Buddhismus, Hinduismus etc. wichtige Impulse gaben. Auch den Eisernen Timur hält er für einen dieser Kreuzritter. Aber das ist schon ein nächstes, nur teilweise mit der Geschichte Russlands verbundenes Thema.



Kreuzritter haben Durst. (Ein Gustave Dorè Bild). Und wo sind ihre Pferde geblieben? Schon längst wegen Wassermangel verendet? Den legendären "Mongolen" hätte so etwas nie passieren können. Vermutlich konnten die Mongolenpferde Wasser aus der Luft einatmen.

Literatur

1. N. A. Morosov, *Novyj vzgljad na istoriju Russkogo gosudarstva* (Neuer Standpunkt zur Geschichte des Russischen Reiches), Moskau, 2000 (Russ.)
2. A.T. Fomenko und G.V. Nossovski, *Novaja chronologija i kontseptsija drevnej istorii Rusi, Anglii i Rima* (Neue Chronologie und Konzeption der alten Geschichte von Russland, England und Rom), Band. 1., Moskau, 1995.

3. L. Schinkarjow, Abschied von der Jurte, Erlebnisse in der Mongolischen Volksrepublik, VEB F. A. Brockhaus Verlag, Leipzig, 1988
 4. Johannes von Plano Carpini, Kunde von den Mongolen. Übersetzt, eingeleitet und erläutert von Felicitass Schmieder, Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen, 1997
 5. Bild der Wissenschaft, 12/2000
 6. Lorenz Bayerl, Bilder aus deutscher Geschichte. Vorzeit und Mittelalter, Verlag Martin Lurz, München, 1967.
 7. Simone Bertrand, Der gestickte Wandbehang von Bayeux, Ouest France, 1979.
-

Nach welchen Kriterien funktioniert die Stratigrafie?

(c) Gernot L. Geise; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 4/2001

Stratigrafie

Die Geochronologie gliedert sich in drei Bereiche:

- 1) Die Stratigrafie benutzt geologisch-paläontologische Methoden und betrachtet die Schichtenfolgen als Chronik erfüllter Erdzeit.
- 2) Die Chronographie benutzt astronomische und geologische Methoden; sie sieht die Schichten als Abbild periodischer Zeitabläufe.
- 3) Die Chronometrie wendet physikalisch-chemische Methoden an und nutzt die Zerfallszeit der in Mineralien enthaltenen natürlichen radioaktiven Nuklide als Zeitmesser.

In einem natürlichen Verband von Schichtenfolgen ist im Laufe der Zeit nacheinander Schicht auf Schicht abgelagert worden, so dass die jüngere Schicht auf der älteren Schicht lagert und das räumliche Aufeinander dem zeitlichen Nacheinander entspricht.

Anhand dieser einzelnen Schichtenfolgen werden von den Archäologen nicht nur die groben Erdzeitalter, sondern auch — im Bereich der historischen Zeiten — einzelne Jahresfolgen ausgezählt. Für Datierungen der Vorzeit bedient man sich auch der sogenannten Leitfossilien, um eine Schicht zeitmäßig zuzuordnen. Leitfossilien sind ehemalige Lebewesen, die angeblich nur in einer bestimmten Zeit gelebt haben und für diesen Zeitraum charakteristisch sind.

Stratigrafische Schichten zeigen also periodisch wiederkehrende Ereignisse an, beispielsweise das jährliche Überschwemmen eines Flusses.

Ganz ähnlich funktioniert es bei den Eiskernbohrungen beispielsweise auf Grönland oder in der Antarktis. Hier zählt man die Eisschichten, wobei von regelmäßig seit Urzeiten alle Jahre wiederkehrenden Schneeniederschlägen ausgegangen wird.

Schwieriger wird es, wenn die Überschwemmungen oder die Schneeniederschläge nicht regelmäßig waren, beispielsweise ab und zu ausblieben. Wer weiß, ob dieser Fluss nicht auch durch ungewöhnliche Wetterverhältnisse mehrmals im Jahr über seine Ufer trat? Ob es nicht mehrmals im Jahr zu Schneestürmen kam, die sich als Schicht niederschlugen?

Widersprüche

Betrachte ich die Ausgrabungen aus jüngster Vergangenheit — beispielsweise der "Römer"-Zeit —, so muss ich staunen ob der Zielsicherheit der Archäologen, die einzelnen Schichten jahresgenau zuzuordnen. Denn bei solchen Ausgrabungen ist ja nicht jedesmal ein Fluss in der Nähe, der seine Spuren hinterlässt. Und trotzdem ist für die Archäologen eine jahresgenaue

Schichtenfolge ablesbar. Ich frage mich, wie das möglich sein soll? Wie bauen sich diese Schichten jahreszeitlich bedingt auf? Woher weiß die Natur, die letztendlich das Material für die Schichten liefert, wann ein Jahr vorbei ist und eine neue Schicht angefangen werden muss?

Wie schon Dr. Hans-Joachim Zillmer in seinem neuen Buch "Irrtümer der Weltgeschichte" bewies, können sich eine ganze Reihe von Erdschichten innerhalb aller kürzester Zeit bilden, beispielsweise durch einen Vulkanausbruch. Archäologen in künftigen Zeiten, die dort Ausgrabungen vornehmen, datieren die Funde dann jahrmillionenweit zurück, obwohl sie erst wenige Jahrzehnte alt sind.

Woher stammt die bedeckende Erdschicht?

Ausgrabungen aus der Zeit vor etwa 2000 Jahren ("Römer"...) liegen im allgemeinen einige Meter tief unter der Erde. Das ist zwar erklärbar, wenn in der Nähe etwa ein Wald stand. Doch nicht überall war Wald, der genügend Humus bilden konnte, um das benötigte Erdmaterial zu liefern. Ich frage mich schon länger, wo die ganze Erde herkommt, die über den Ruinen und Artefakten liegt? Wenn man mit offenen Augen durch die Welt geht, so sieht man, dass verfallene Gemäuer durchaus nicht von Erdmassen bedeckt werden, nicht einmal ansatzweise. Wie könnten sonst die Burgen, die nur höchstens etwa fünfhundert Jahre nach der "Römerzeit" erbaut worden sind, als Ruinen alle noch frei stehen? Sie müssten zumindest teilweise verschüttet sein. Das sind sie jedoch nicht, wie jeder weiß. Und nicht nur deshalb, weil sie immer wieder freigelegt wurden.

Woher kommen also die Erdmassen, die – auch noch stratigrafisch sauberlich geschichtet – über den Ruinen aus der "Römerzeit" liegen? Es kann doch nicht angehen, dass eine "villa rustica" unter einigen Metern Erde liegt, während anderswo – wie Dr. Zillmer zeigte – Dinosaurierskelette an der Erdoberfläche liegen, obwohl seit dem angeblichen Aussterben dieser Riesentiere etwa 65 Millionen Jahre vergangen sein sollen. Vergleicht man die Fundstellen dieser Skelette mit den "Römerbauten", so müssten sie eigentlich unter kilometerdicken Schichten vergraben sein. Das sind sie jedoch nicht.

Deshalb die Fragen: Woher kommt die Erde, die sich auf Ruinen ablagert, aber nicht immer, sondern nur ab und zu. Nach welchen Kriterien lagert sich diese Erde ab? Warum werden Ruinen zugeschüttet, während ganze versteinerte Skelette (manchmal) an der Erdoberfläche liegen? Die Natur sagt doch nicht: Hier lagere ich Erde ab und hier nicht...

Die einzige für mich logische Erklärung wäre die, dass es in geschichtlicher Zeit (also etwa vor zweitausend Jahren) eine regionale Katastrophe gegeben haben muss, die mit kataklysmischen Überschwemmungen verbunden war. So würden sich die Erdmassen über den "römischen" Ruinen erklären lassen. Dabei würde sich jedoch wiederum die Frage stellen, wieso diese Katastrophe aus dem Gedächtnis der Menschen verschwunden ist. Oder ist sie es etwa nicht und wird nur jahrmillionenweit zurück datiert?

Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei http://www.efodon.de/html/archiv/sonstiges/ritter/2001_ritter_wahrtraum.pdf ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.



Mars-Report: Was gibt es Neues?

© Gernot L. Geise; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 4/2001

Längere Zeit war nicht viel Spekulatives vom Mars zu hören. Die letzte „spekulative“ Meldung von vorigem Jahr besagte, dass die amerikanische Marssonde GLOBAL SURVEYOR, die seit einigen Jahren den Mars umkreist und fotografiert, Wasser auf dem Roten Planeten gefunden habe. Was von der amerikanischen Raumfahrtagentur NASA als Sensation hingestellt wurde, war freilich keine, denn Wasser hatten schon die VIKING-Sonden in den Siebzigerjahren nachgewiesen.

MARS ODYSSEY

Zum ersten Mal seit den beiden schweren NASA-Pleiten von 1999 bei der Marsforschung ist nun eine weitere amerikanische Sonde auf dem Weg zum Roten Planeten. MARS ODYSSEY startete pünktlich am 4. April 2001 auf dem Weltraumbahnhof Cape Canaveral in Florida mit einer Delta-2-Rakete.

Der Auftakt der rund sechs Monate lang dauernden und 460 Millionen Kilometer weiten Reise zum Roten Planeten verlief reibungslos. Hauptziele der rund 600 Millionen Mark teuren Mission sind wieder einmal die Suche nach Wasser und nach geeigneten Landeplätzen auf dem Mars für künftige Sonden.

Nach den Berechnungen der NASA wird das rund 700 Kilogramm schwere Raumfahrzeug ungefähr am 24. Oktober in eine Umlaufbahn um den Planeten einschwenken und ihn dann bis zum Juli 2004 umkreisen. An Bord sind modernste wissenschaftliche Geräte wie Wärmestrahlendektoren, Strahlenmonitoren und empfindliche Kameras. Sie machen es möglich, auch unter der Marsoberfläche etwaige Spuren von Wasser zu entdecken.



Die neue amerikanische Marssonde MARS ODYSSEY (Zeichnung: NASA)

Für die NASA ist die Mission extrem wichtig, denn sie kann sich nach den zwei Rückschlägen 1999 mit den Sonden MARS CLIMATE ORBITER und MARS POLAR LANDER keinen weiteren Misserfolg mehr leisten. CLIMATE ORBITER war verloren gegangen, weil ein Techniker beim Programmieren des Bordcomputers die Maßeinheiten Meter und Fuß verwechselt hatte. POLAR LANDER war während seines Landemanövers vermutlich in einen Mars-Krater gestürzt. Nach diesen Pleiten hatte die NASA ein neues Marsprogramm erarbeitet.

Wenn diesmal alles klappt, will die Weltraumbehörde ab dem Jahr 2003 mehrere Landeroboter zum Roten Planeten schicken. Frühestens im Jahr 2011 wäre man so weit, Bodenproben vom Mars auf die Erde zurück bringen zu können.

Auch Europa will zum Mars

Bis Mai oder Juni 2003 soll es dann so weit sein, dass auch Europa zum Mars fliegen will. Dazu wird die europäische Sonde MARS EXPRESS von zweihundert Wissenschaftlern aus allen Mitgliedsstaaten der Europäischen Weltraumorganisation (ESA) und aus anderen Ländern entwickelt. Mit dem in England gebauten Landegerät „Beagle 2“ versehen, sollen sieben europäische Instrumente, darunter eine hochauflösende deutsche HRSC-Kamera, bis zu fünf Kilometer tief und mit einer einzigartigen Genauigkeit den Boden des Mars erkunden.

Ein „Marsis“ genanntes Instrument kann bislang als einziges mehrere Kilometer tief nach Wasser oder Eis suchen. Wie sich das Gestein der Mars-Oberfläche zusammensetzt, soll das Instrument „Omega“ auf einer Karte mit einer Auflösung von hundert Metern abbilden. Es geht auch darum, endlich jene Karbonate nachzuweisen, die vorhanden sein müssen, sollte es auf dem Mars wirklich jemals viel Wasser gegeben haben.

Der Flug wird 164 Millionen Euro (321 Millionen Mark) kosten. Weihnachten 2003 soll die Euro-Sonde den Mars erreichen und den britischen „Beagle 2“ den restlichen Weg zur Oberfläche allein fliegen lassen. Als Landeplatz ist die Ebene Isidis Planitia, unmittelbar nördlich des Äquators, vorgesehen. Dort stößt das südliche Krater-Hochland an das flache Tiefland im Norden. Als erstes Landegerät seit den beiden VIKING-Sonden der NASA in den Siebzigerjahren wird „Beagle 2“ ganz gezielt sechs Monate lang nach Spuren von organischem Leben suchen. Dazu hat der Landeroboter einen Mini-Bohrer an Bord, der dabei helfen könnte. Nach einem geglückten Start im Jahr 2003 vom russischen Weltraumbahnhof Baikonur aus soll der MARS EXPRESS jedenfalls noch vor den nächsten US-Zwillingsrobotern ankommen. Die Europäer wollen eine Schlüsselrolle in der internationalen Erforschung des Mars spielen.

Auch die NASA plant, von 2003 an mehrere Landeroboter zum Mars zu schicken, wenn Sonne und Planeten günstig für die Flüge stehen. Der Transport von Mars-Gesteinsproben zur Erde und ein späterer Flug eines bemannten Raumfahrzeuges zum Roten Planeten stehen langfristig auf dem Programm. Doch der Nachbar der Erde zeigt noch zu viele Rätsel auf, als dass die Astronomen und Raumfahrtexperten ihre Fragen einfach zu den Akten legen würden.



Die „City“ in der Cydonia-Region, aufgenommen von VIKING 1, gab zu allerlei Spekulationen Anlass. Rechts oben das „Fort“ erinnert an eine eingebrochene Pyramide. Neue Bilder vom MARS GLOBAL SURVEYOR zeigen diese Strukturen ganz anders.

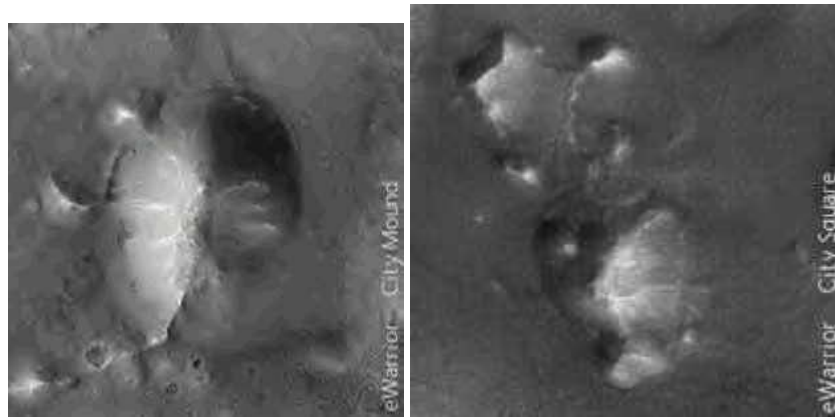
Auswertung von Fotos

Auf den Internet-Seiten von Electric Warrior (www.electricwarrior.com/mol/MarsOnlineGazette.htm) werden u.a. einige neue Bilder der amerikanischen Marssonde GLOBAL SURVEYOR gezeigt. Es handelt sich um Ausschnittsvergrößerungen von Strukturen, die teilweise künstlich wirken (Zumindest gibt es Menschen, die sich die Mühe machen, die abertausende von GLOBAL SURVEYOR-Bildern genauer durchzuschauen):

Das „Marsgesicht“ in der Cydonia-Region

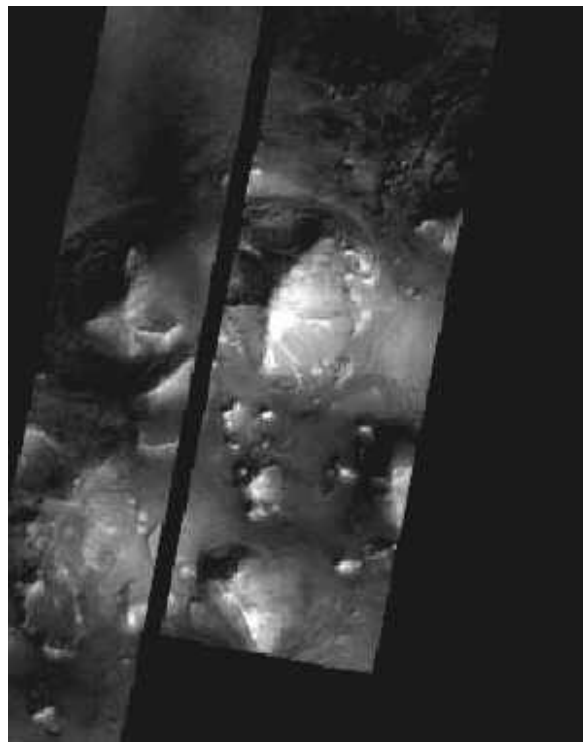
Die Cydonia-Region, in der sich neben der „City“ das „Marsgesicht“ befindet, liegt in der Grenzregion zwischen dem Hochland im Süden des Mars und dem Tiefland, das große Teile der nördlichen Halbkugel bedeckt.

Die relativ schlechten GLOBAL SURVEYOR-Fotos von Cydonia hat man inzwischen technisch aufgebessert und kontrastmäßig verstärkt, wodurch sie eine neue Aussagekraft erhalten.



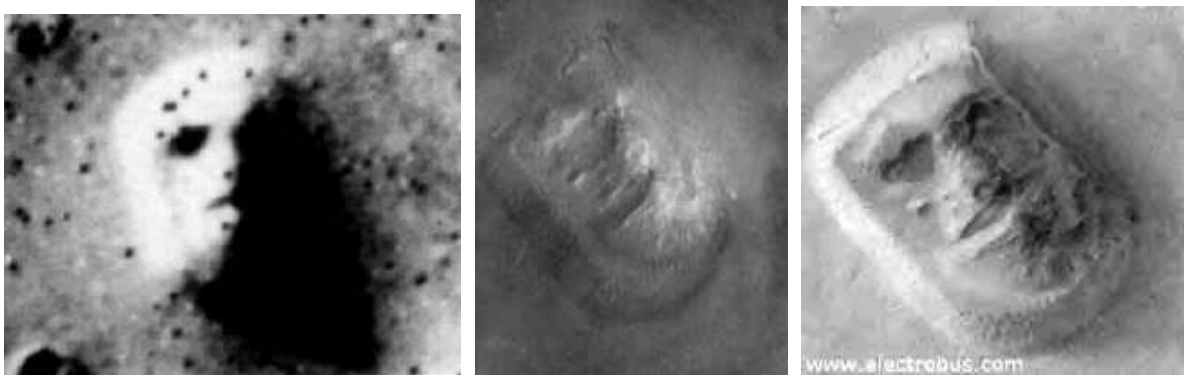
Links: „Mound“ (Hügel) in der „City“ (Region Cydonia), aufgenommen vom MARS GLOBAL SURVEYOR. Rechts: „City Square“, aufgenommen vom MARS GLOBAL SURVEYOR.

Eine kontrastverstärkte und winkelkorrigierte Version des „Marsgesicht“-Fotos lässt ahnen, dass die alten VIKING-Fotos doch nicht so schlecht waren, wie die NASA behauptet hatte. Wie berichtet, hatte die NASA nach der Übermittlung der „Marsgesicht“-Fotos durch den GLOBAL SURVEYOR im Jahre 1998 triumphierend aller Welt kundgetan, nun sei der Mythos von einem künstlich angelegten steinernen Gesicht endgültig vom Tisch. Es handele sich hierbei nur um eine erodierte formlose alte Felsenplattform, die auf den „schlechten“ VIKING-Bildern rein zufällig durch Licht- und Schatteneinwirkung eine Ähnlichkeit mit einem menschlichen Gesicht aufweise. Das habe man ja immer schon gesagt. Dabei hat die NASA jedoch geflissentlich nicht erwähnt, dass das GLOBAL SURVEYOR-Bild unter denkbar ungünstigen Lichtverhältnissen aufgenommen wurde und nur 4 % der Bildinformationen enthält wie die „schlechten“ VIKING-Bilder.

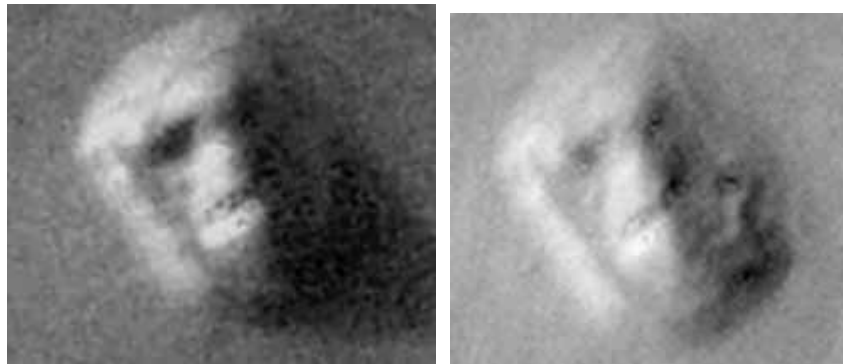


Die große „City-Pyramide“ (neue Aufnahme vom GLOBAL SURVEYOR) zeigt deutliche Anzeichen einer - wenn auch sehr stark verwitterten und erodierten - Pyramide. Die Seitenkanten sind teilweise noch sehr scharf vorhanden.

Neuere Bilduntersuchungen und -bearbeitungen dieses Fotos zeigten nun, dass die auf den VIKING-Bildern festgestellten Details durchaus auch auf denjenigen des GLOBAL SURVEYOR vorhanden sind. So ließen sich die „Augen“ mit den „Augäpfeln“ lokalisieren, ebenso wie die „Zahnreihen“ im „Mund“ sowie andere Details. Es bleibt jedoch nach wie vor die Frage bestehen, wieso die relativ „schlechten“ Fotos der VIKING-Orbiter mehr Details erkennen lassen als die hochauflösenden GLOBAL SURVEYOR-Bilder, die mit den VIKING-Fotos kaum Ähnlichkeit haben.



Das „Marsgesicht“ in der Cydonia-Region und was daraus wurde: links das berühmte Foto 35A72 von VIKING 1. Daneben eine kontrastverstärkte und winkelkorrigierte Version des GLOBAL SURVEYOR-Bildes, und rechts die Version von Electric Warrior.



Extrementwicklung aus den beiden VIKING-Fotos 35A72 und 70A13 durch Dr. Mark Carlotto.

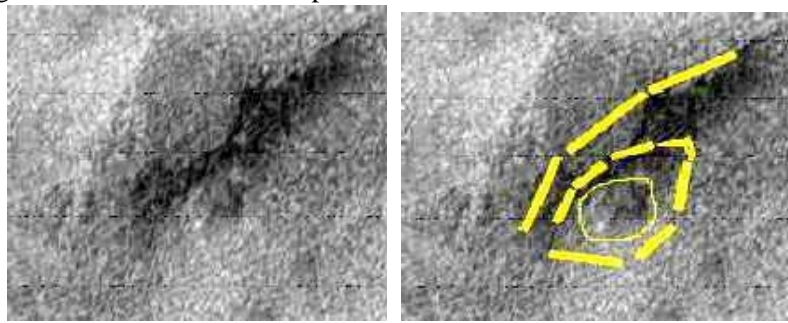


Im VIKING-Foto 70A13 wurden durch entsprechende Kontrastverstärkungen Augen mit Augäpfeln erkennbar. Rechts zum Vergleich mit Nachzeichnung.

Um die nach wie vor aktiven Skeptiker zu entkräften, entschloss sich die Bodenmannschaft der NASA unter Leitung von Jim Garvin, das „Gesicht“ noch einmal unter die Lupe zu nehmen und die Topografie mit dem Laser-Höhenmessgerät des GLOBAL SURVEYOR exakt zu vermessen, um auch 3D-Bilder der Felsformation herstellen zu können.

Am 8. April dieses Jahres näherte sich der GLOBAL SURVEYOR erneut dem „Gesicht“. Um es genau ins Blickfeld der Kamera zu bekommen, musste die Sonde um 25 Grad gedreht werden. Die hieraus resultierende Aufnahme ist wesentlich besser als das erste Foto. Sie hat die höchste Auflösung, die mit der MGS-Kamera möglich ist. Auf ihr sind noch Einzelheiten von knapp fünf Metern Größe zu erkennen. Auf

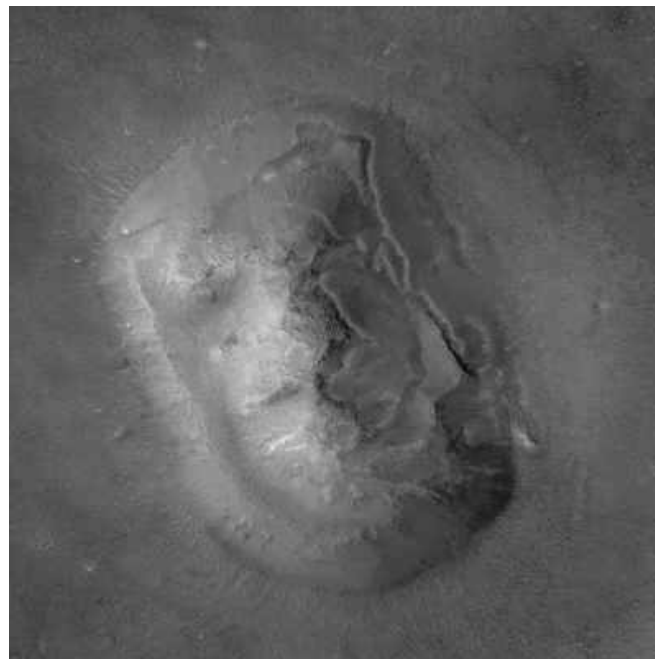
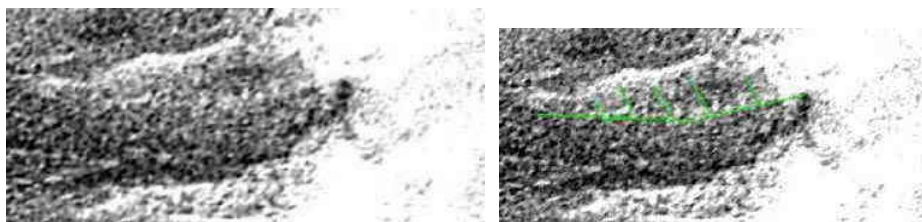
den VIKING-Bildern lag dieser Wert bei etwa 130 Metern. Die neue Aufnahme, zusammen mit der Höhenmessung, zeigt, dass das „Gesicht“ ein Tafelberg ist, wie sie in der Mars-Region Cydonia häufig vorkommen. Sie zeigt aber auch, dass die „Skeptiker“ durch dieses Bild nicht zu widerlegen sind.



Diese Strukturen sind auch in der Version des GLOBAL SURVEYOR wiederfindbar. Rechts die Nachzeichnung.



Im VIKING-Foto 70A13 wurden durch entsprechende Kontrastverstärkungen im „Mund“ „Zahnreihen“ erkennbar. Diese Strukturen sind auch in der Version des GLOBAL SURVEYOR (unten) vorhanden. Rechts unten die Nachzeichnung.



Der GLOBAL SURVEYOR hatte das „Gesicht“ zum ersten Mal im April 1998 fotografiert. Da die Aufnahme zu Recht nicht alle Skeptiker überzeugte, zumal sie an einem wolkigen Tag entstand, entschloss sich die NASA-Bodenmannschaft unter Leitung von Jim

Garvin, das Gesicht noch einmal zu fotografieren und die Topografie mit einem Laser-Höhenmessgerät zu vermessen, um auch 3D-Bilder der Felsformation herstellen zu können.

Am 8. April 2001 näherte sich der GLOBAL SURVEYOR wieder dem „Gesicht“. Die daraus resultierende Aufnahme (siehe oben) hat die höchste Auflösung, die mit der Kamera möglich ist. Auf ihr sind Einzelheiten von knapp fünf Metern Größe zu erkennen, im Gegensatz zu den VIKING-Bildern, bei denen dieser Wert bei etwa 130 Metern lag.

Es mag sich hier tatsächlich „nur“ um einen natürlich entstandenen Tafelberg handeln, doch warum zeigt er Details, die „natürlicherweise“ recht unwahrscheinlich sind? Falls das „Gesicht“ ehemals künstlich angelegt wurde, dann muss dieser Zeitpunkt Jahrtausende oder Jahrzehntausende zurück liegen. Berücksichtigt man die in diesem Zeitraum stattgefundene Erosion, ist es fast ein Wunder, dass dennoch so viele Details vorhanden sind.

Die Marsforscher rätseln zurzeit noch, wie die zahlreichen Tafelberge in der Cydonia-Region entstanden sind. Einige Wissenschaftler glauben, dass einst ein Ozean die nördlichen Ebenen bedeckte und dass die Tafelberge Inseln waren, die aus dem Wasser ragten. Die Erhebungen, die sogenannten „Mesas“ im Westen der USA ähneln, könnten aber auch durch Gletscher, Wind oder Wasser aus der Umgebung herausgeschält oder durch tektonische Kräfte nach oben gehoben worden sein.

Für den Fall, dass in Zukunft einmal ein Astronaut das „Marsgesicht“ besuchen möchte, hat Jim Garvin von der NASA mit Hilfe der MGS-Höhenmessung bereits eine Wanderroute ausgearbeitet.

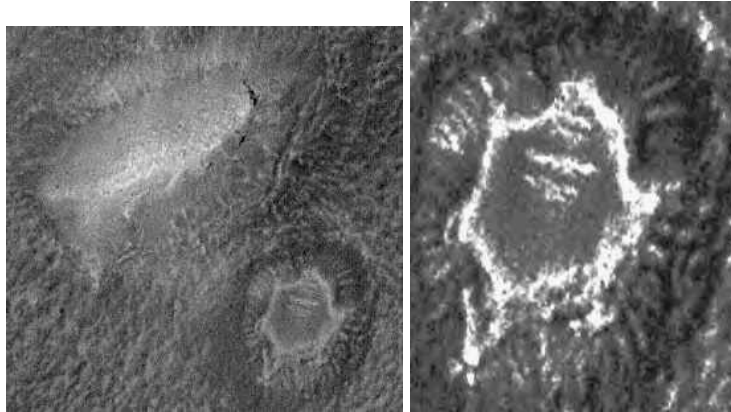
Die „City“ in der Cydonia-Region

Die Objekte der „City“ sahen auf den VIKING-Fotos recht eindrucksvoll nach einer Pyramidenansammlung aus, wobei eines dieser Objekte, das „Fort“, Ähnlichkeiten mit einer eingebrochenen Pyramide hatte. Die GLOBAL SURVEYOR-Fotos zeigen nun, dass das „Fort“ ganz anders aussieht. Hier ist der Mythos einer eingebrochenen Pyramide endgültig dahin.

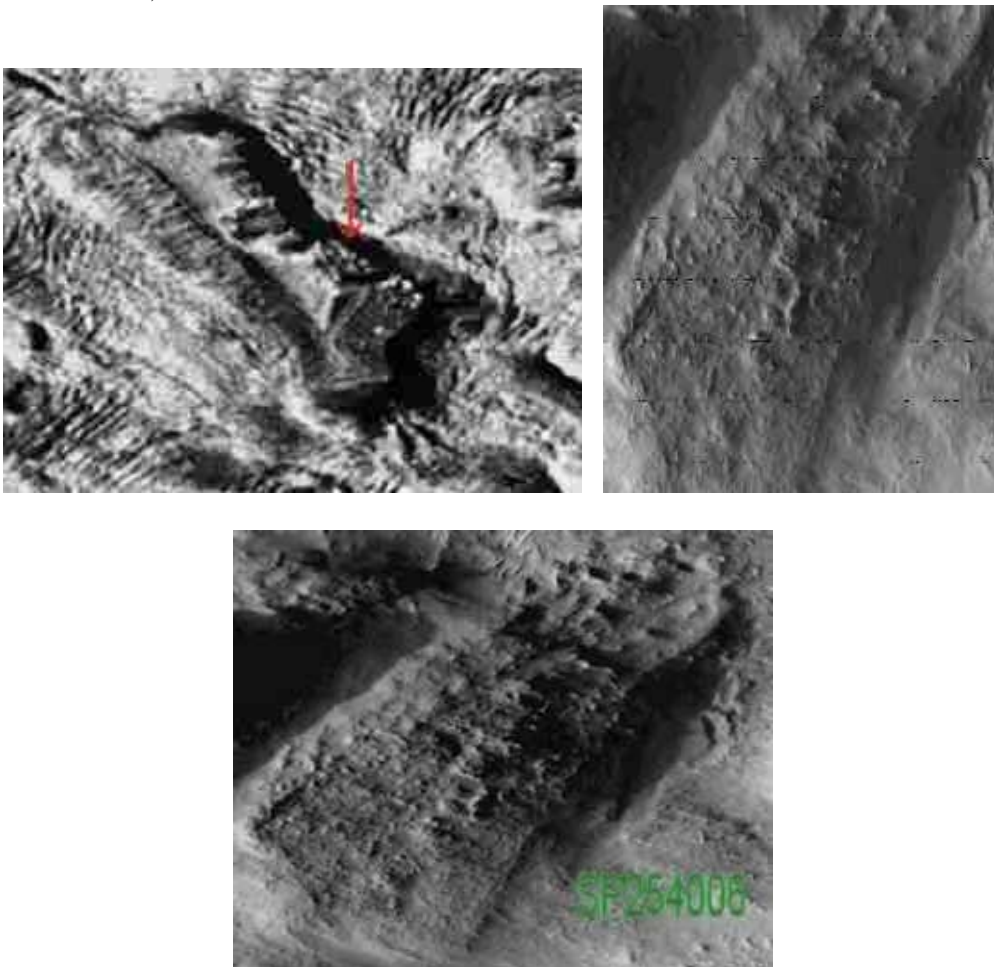


Das „Fort“ in der „City“ sieht auf der Aufnahme des GLOBAL SURVEYOR“ (rechts) ganz anders aus als auf dem VIKING-Bild (links).

Allerdings zeigen die GLOBAL SURVEYOR-Bilder auch die „City-Pyramide“, und zwar nicht als natürlichen Steinhaufen, sondern als - Pyramide! Allerdings ist das Objekt stark verwittert, was angesichts der langen Zeiträume nur zu natürlich sein dürfte. Nach wissenschaftlichen Annahmen sollen auf dem Mars vor zwischen 25 und 50 Millionen Jahren letztmalig annähernd erdähnliche Bedingungen geherrscht haben. Ist die „City-Pyramide“ also ein künstliches Bauwerk, dann hat sie schon einige Millionen Jahre überstanden. Wie sehen unsere Bauwerke nach Millionen Jahren aus? Sind sie dann überhaupt noch zu erkennen? Die „City-Pyramide“ zeigt jedenfalls auf dem Foto des GLOBAL SURVEYOR eine eindeutige Pyramidenform.



Ein lang gestreckter „Hügel“ („Mound P“) in der „City“, daneben ein merkwürdiges Objekt. Rechts eine Vergrößerung des Objekts (MARS GLOBAL SURVEYOR)

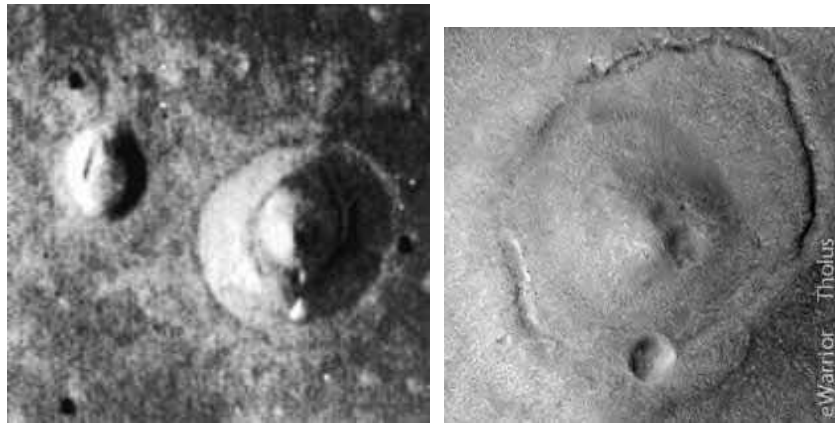


Dieses Objekt, genannt „Metropolis“, erinnert stark an die ausgeprägte Infrastruktur einer Großstadt.

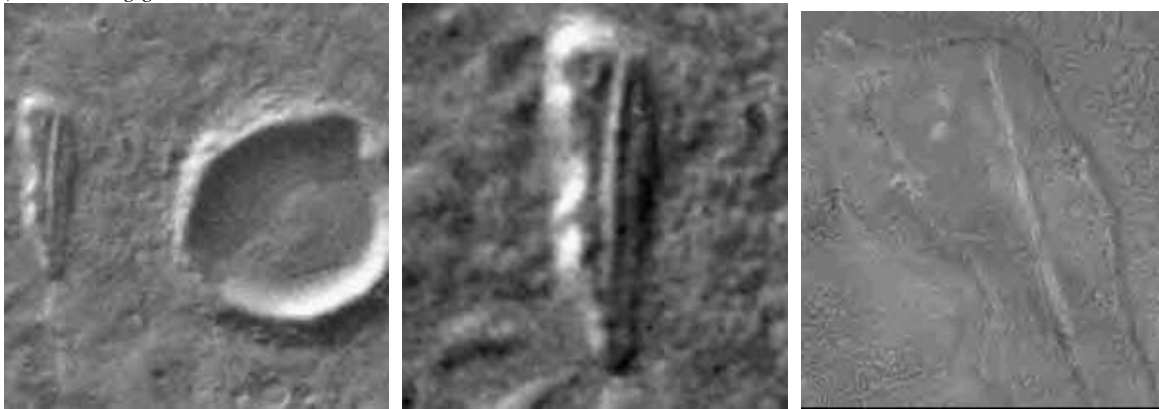
Der „Tholus“ in der Cydonia-Region

Vergleicht man das VIKING-Foto vom „Tholus“ mit dem des GLOBAL SURVEYOR, so fällt auf, dass der auf den VIKING-Bildern erkennbare Strahlenkranz um den „Tholus“ bei den neuen Fotos fehlt. Welche Bilder sind nun besser: die der VIKINGs oder die des GLOBAL SURVEYOR? Oder wurde an den Bildern ein wenig retuschiert?

Andere Bilder zeigen ein riesiges Objekt, das wie die Infrastruktur einer riesigen Stadt wirkt. Das Objekt wurde demgemäß „Metropolis“ genannt.



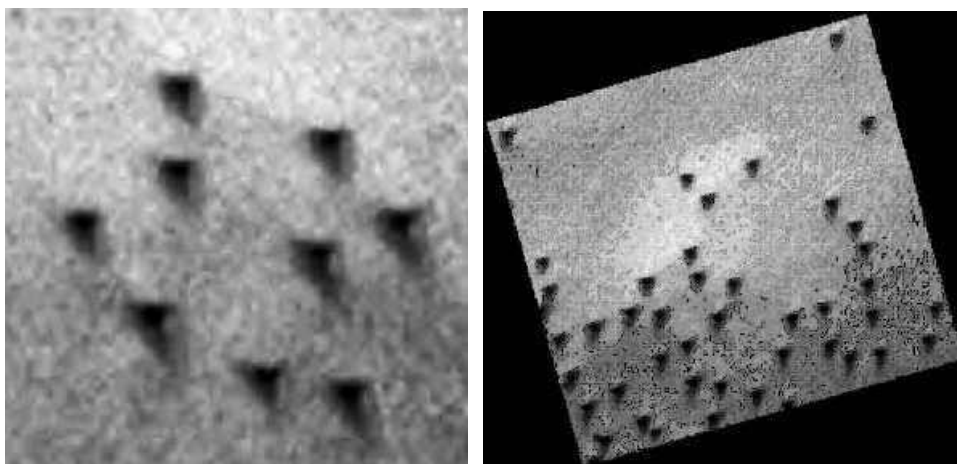
Der „Tholus“, ein runder Hügel. Von dem Strahlenkranz auf dem VIKING-Foto (links) ist auf der GLOBAL SURVEYOR-Aufnahme (rechts) nichts übrig geblieben.



Das „Cliff“ in der Cydonia-Region. Rechts und in der Mitte die VIKING-Versionen, links die GLOBAL SURVEYOR-Version.

Die „Monolithen“

Schon die Marssonde MARINER 9 zeigte auf Fotos aus der Utopia-Region ganze Pyramidenfelder, die meist eine dreieckige Form aufwiesen. Damals tat man diese Strukturen jedoch - wie auch beim „Marsgesicht“ - als Täuschung aufgrund der relativ schlechten Auflösung der MARINER-Kamera und als Wirkung von Licht und Schatten ab. GLOBAL SURVEYOR hat nun spektakuläre Fotos von ganz ähnlichen Objekten geliefert. Die Gleichartigkeit dieser Objekte, die nun als „Monolithe“ bezeichnet werden, lässt es schwer fallen, sie als natürliche Strukturen anzusehen. Um was handelt es sich bei diesen gleich großen pyramidenförmigen Strukturen?



Das Feld der absolut gleich aussehenden „Monolithen“. Links eine Ausschnittsvergrößerung.

Der „Glastunnel“

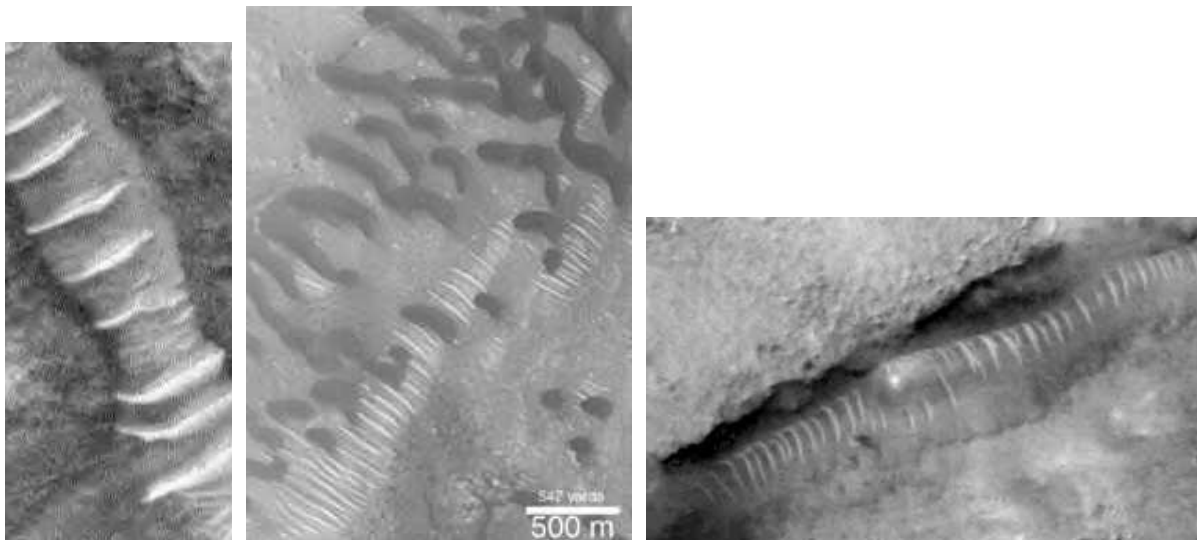
Der unermüdliche Mars-Spezialist und Bestseller-Autor Richard C. Hoagland hat ebenfalls wieder „zugeschlagen“. Er fand eine Struktur, die er „Glastunnel“ nennt. Merkwürdige rippenförmige Strukturen erstrecken sich raupenförmig über eine größere Fläche und zeigen tatsächlich eine gewisse Ähnlichkeit mit den Stützrippen eines Tunnels, der auf den Bildern gläsern wirkt. Wenn auch dieses Objekt natürlichen Ursprungs sein soll, muss die Natur eine merkwürdige Fantasie besitzen.

Allerdings sind mir die einzelnen Rippen zu ungleichmäßig dick und unregelmäßig angeordnet, um auf eine künstlich angelegte Konstruktion hinzuweisen. Ein merkwürdiges Objekt ist es allemal.

Pflanzen auf dem Mars?

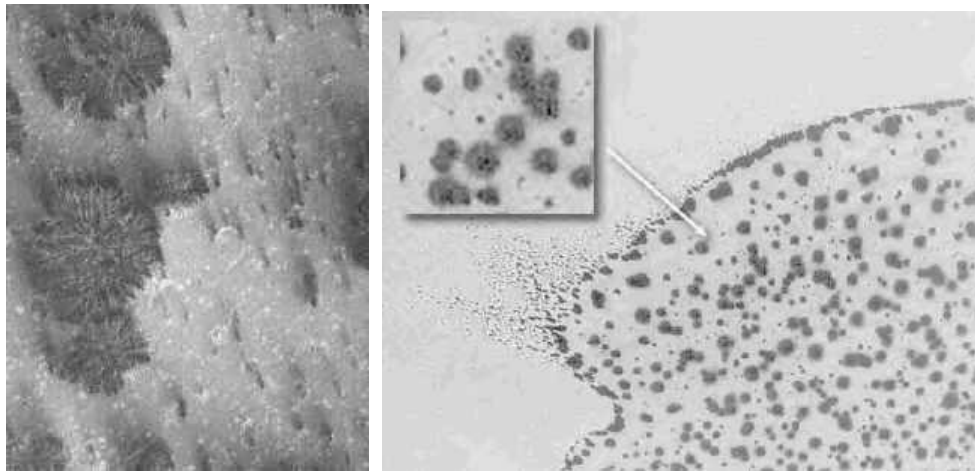
Ein neues Bild der schon von MARINER 9 fotografierten „Inca City“ zeigt Strukturen im Inneren der Depressionen, die wie Pflanzenwuchs aussehen. Ob es sich hierbei jedoch wirklich um Pflanzen handelt, müsste allerdings vor Ort geklärt werden. Die Ähnlichkeit ist jedoch verblüffend.

Ein anderes Bild zeigt merkwürdige Objekte, die so aussehen wie ein von oben fotografiertes Baumbestand einer irdischen Savannenlandschaft. Um was könnte es sich hierbei handeln? Sehen wir hier etwa die lange gesuchten Mars-Pflanzen? Die NASA wird solche Annahmen jedoch - wie gehabt - als reine Spekulationen bezeichnen und bestreiten.

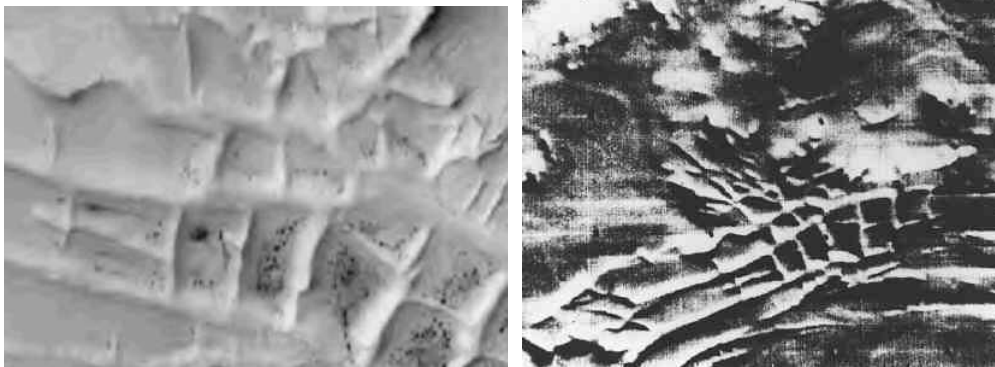


Links: Handelt es sich hierbei wirklich um Stützrippen oder ist das eine natürliche Formation? Um künstlich zu wirken, ist die Anordnung eigentlich zu unregelmäßig. Auch die Dicke der Rippen variiert. Mitte: Risse im Boden und merkwürdige raupenähnliche Objekte auf diesem Foto von Arabia Terra (MGS-Bild-Nr. 26004). Rechts und unten: Das von Richard C. Hoagland „Glastunnel“ getaufte Objekt sieht aus wie Stützrippen eines tunnelartigen Objektes (Ausschnitte aus M 04-00291)





Büsche oder Baumbestand? Was stellen diese Objekte dar?



„Inca City“, wie Mariner 9 es sah (rechts). Links eine Aufnahme des GLOBAL SURVEYOR mit merkwürdigen Ansammlungen, die wie Pflanzenwuchs aussehen.

Fotos

NASA (www.nasa.gov)

The Enterprise Mission (www.enterprisemission.com)

Electric Warrior

(www.electricwarrior.com/mol/MarsOnlineGazette.htm)

Globalisierung und Neues Denken

(c) 2000 Thomas Ritter; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 4/2001

Die Magie ist dieser Welt schon lange abhanden gekommen. Nun folgen ihr die moralischen und ethischen Normen nach, die Jahrhunderte lang das Zusammenleben der Menschen prägten. Zu Beginn des Dritten Jahrtausends christlicher Zeitrechnung triumphieren betriebswirtschaftliche Bilanzen, Aktien und weitestgehend ungehemmter Eigennutz.

Umfassendes Wissen, Weisheit und Erkenntnis der dieser Welt innewohnenden Zusammenhänge scheinen nur noch eine Existenzberechtigung zu besitzen, wenn sie sich auch entsprechend rechnen, mit anderen Worten, möglichst kurzfristig Profit abwerfen. "Shareholder value" und "Flexibilität" sind die Zauberworte dieses "neuen globalen Denkens", welches Geld und materiellen Besitz als einzigen Maßstab des "Erfolges" anerkennt, an dem der Einzelne gemessen wird. Produziert und verkauft wird das, was größtmöglichen Gewinn in kürzester Zeit verspricht.

Ideale, hohe Ziele und selbstlose Träume von einer wahrhaft gemeinsamen Zukunft aller Menschen sind als "Sekundärtugenden" "mega-out" und allenfalls Sache belächelter Außenseiter.

Wir definieren uns nicht mehr über das Sein, sondern ausschließlich über das Haben. Die selbstverständliche Folge einer solchen Haltung ist, dass wir immer mehr haben wollen, um "etwas zu Sein". Ständig neue Bedürfnisse zu wecken, um sie ebenso rasch zu befriedigen und durch wiederum neue, von außen suggerierte Wünsche abzulösen, dies gilt als der Motor des Fortschritts, der angeblich unsere Gesellschaft unaufhörlich und mit immer höherem Tempo vorwärts treibt. Schon längst haben die meisten aufgehört zu fragen, wohin dieser Weg des Fortschritts denn überhaupt führen soll. In der Bewegung allein, im ständig neu angeheizten Konsum im internet-verkabelten "Globalen Dorf" oder der Scheinbefriedigung einer Karriere in der Arbeitswelt erschöpfen sich heutige Zukunftsvisionen.

Niemals aber werden wir genug von dem bekommen, was wir nicht wirklich brauchen, denn Gier kann nicht durch Geld gestillt werden, so wenig wie der Durst durch Salzwasser.

Allenthalben mehren sich deshalb die Zeichen, dass dieser Trend wohl einen katastrophalen Irrläufer der menschlichen Entwicklungsgeschichte darstellt. Nicht nur die zunehmende Verflachung im geistigen Leben mag Anlass zur Sorge bieten - viel auffälliger, da für jedermann auf einfache Weise erfahrbar, sind die Zerstörung der Natur und die fortschreitende Plünderung der Ressourcen des Planeten für die Aufrechterhaltung des Wohlstandes eines immer kleiner werdenden Bruchteils der Weltbevölkerung. Die Missachtung der natürlichen Umwelt als Urgrund auch unseres Seins setzt sich in den sozialen Beziehungen der Individuen unserer postindustriellen Gesellschaft fort. Wer rücksichtslosen Ellenbogeneinsatz als Leistungsbereitschaft prämiiert,

Konkurrenz und Verdrängung der Konkurrenten zum alles beherrschenden Prinzip in sämtlichen Lebensbereichen erhebt und dies mit dem Begriff von der Freiheit des Individuums garniert, muss sich nicht wundern, wenn eskalierende Gewalt, soziale Kälte und zunehmende Entsolidarisierung an der Tagesordnung sind und die Apokalypse einer totalen Entropie der westlichen Gesellschaft gespenstische Aktualität gewinnt.

Wie absurd und gefährlich die Ideologie des ständigen Wachstums ist, zeigt sich schon darin, dass allein die Stagnation dieses Wachstums schon genügt, um panische Reaktionen in Wirtschaft und Politik zu verursachen. Hier drängt sich der Vergleich zu einer krankhaft wuchernden Krebszelle nahezu von allein auf. Auch die Krebszelle "muss" ja ständig wachsen, um zu überleben. Dass sie dabei ihren Wirt zerstört und somit schließlich sich selbst tötet, "weiß" die Krebszelle nicht. Ein Schelm, wer jetzt glaubt, die Ursache dafür gefunden zu haben, warum Krebs zu den sogenannten "Zivilisationskrankheiten" gehört.

Doch gleich einer solchen Krebsgeschwulst überwuchert die westliche Gesellschaft den Planeten, getrieben von einer an Wahnsinn grenzenden Selbstüberschätzung, sich von der Natur unabhängig zu machen und einen Lebensraum außerhalb der Natur zu schaffen. Dabei werden Wasser, Rohstoffe und Energieträger rücksichtslos geplündert. Was bleibt für jene, die nicht am Wirtschaftsboom des Westens partizipieren? Was hinterlassen wir denjenigen, die nach uns kommen? Das solche Fragen gestellt werden müssen, zeigt bereits, in welchem erschreckendem Maße den Entscheidungsträgern in Wirtschaft und Politik Verantwortung und strategischer Weitblick abhanden gekommen sind.

"Freiheit" ist eines der Schlagwörter unserer westlichen Demokratie. Doch "Freiheit" lässt sich nicht nur allein an freien Wahlen festmachen. Es kann keine "Freiheit" ohne ökonomische Freiheit geben. Einen Verhungerten in Afrika "frei" zu nennen, heißt, ihn zu verhöhnen.

Obwohl uns im Westen materielle Dinge im Überfluss umgeben und wir in der Vielzahl täglicher Informationen schier zu ersticken drohen, und uns daher in der trügerischen Sicherheit wiegen, alles zu wissen, erscheint die Zukunft in düsteren Farben und Endzeitpropheten haben Hochkonjunktur. Instinktiv spüren viele Menschen, wie instabil und verwundbar unsere scheinbar so festgefügte Gesellschaft in Wahrheit ist. Kein Wunder, da wir uns so weit von unseren Wurzeln entfernt haben.

Doch das Beklagen übler Zustände allein hat diese noch nie gebessert. Nur durch die Tat kann eine wirkliche Veränderung erfolgen. Es nützt nichts, wechselseitig den Gewerkschaften, den Arbeitgebern, der Regierung oder gar irgendwelchen obskuren Geheimbünden die Schuld an der Misere zuzuschieben.

"Großes geht verloren, wenn man sich um Kleinigkeiten zankt", wusste schon Buddha.

Jeder Einzelne entscheidet über die Ausrichtung seines Lebens, und vermag im persönlichen oder beruflichen Umfeld zu wirken. Ein erster Schritt in diese

Richtung ist es, sich darauf zu besinnen, dass jedes Leben einen Sinn hat, der weit über die Sicherung der bloßen Existenz und den materiellen Konsum hinaus geht. Meditation und geistige Studien können weitere Schritte sein, die letztlich zu einer spirituellen Ausrichtung des Lebens führen. Jeder, der sich auf seine ganz persönliche Weise "auf den Weg" gemacht hat, weiß aus eigener Erfahrung, wie schwer es zuweilen ist, die geistigen Grundsätze auch wirklich zu leben. Doch lebendige Spiritualität bedeutet doch letztlich nichts anders, als sich zurückzubedenken auf seinen eigenen, göttlichen Ursprung, und eine Verbindung zu dieser Quelle zu finden.

"Wer Gott zum Ziele hat, darf in der Welt leben, aber die Welt nicht in ihm", legte Ramakrishna seinen Schülern ans Herz.

Nur durch eine konsequente Umsetzung spiritueller Lehren im alltäglichen Leben kann es also gelingen, die Reduzierungen und Schablonen des Materialismus zu überwinden. Nur wenn die Wandlung im Innern erfolgreich vollendet ist, wird sich auch eine Wandlung im Äußeren vollziehen.

Das menschliche Leben verläuft ebenso wenig geradlinig wie die Entwicklung eines Volkes oder einer Gesellschaft. Ein zyklisches Weltbild wird der menschlichen Existenz gerechter als lineares Denken. Ein unbeschränktes wirtschaftliches Wachstum wird es also ebenso wenig auf dieser Welt geben wie permanentes Glück.

"Nicht ewig freut man sich der Ruhe und des Friedens, und doch ist Unglück und Zerstörung nicht das Ende. Wenn das Gras vom Feuer verbrannt ist, so sprosst es im Sommer neu".

Dies war für die Landsleute Dschingis-Khans schon vor mehr als tausend Jahren selbstverständlich.

Hans-Peter Thietz

Das UFO-Problem - beängstigend aktuell

Der Ihnen hier vorliegende Artikel wurde durch ein erschienenes Buch höchster Brisanz des Amerikaners *Prof. David M. Jakobs* ausgelöst: „**Bedrohung - Die geheime Invasion der Aliens**“. Sicherlich haben auch Sie schon von UFO-Entführungen gelesen. Aber das betrifft ja - so überhaupt real - immer nur andere und so braucht man sich darüber keine weiteren Gedanken zu machen. Genau um diese Thematik geht es in diesem Buch. Falls die darin erarbeiteten Schlussfolgerungen zutreffen - und das Buch beruht auf einer streng wissenschaftlichen Arbeitsweise - dann werden uns in naher Zukunft gravierende Veränderungen auf unserem Planeten bevorstehen und sich alles ändern. Dieses Buch setzt einen vorläufigen Endpunkt an jahrzehntelange analytische Arbeiten auf diesem Gebiet; für ein Verständnis ist es deshalb notwendig, eine Übersicht der in diesem Zeitraum gewonnenen Erkenntnisse voranzustellen.

Nachdem die UFO-Thematik einige Jahrzehnte lang immer wieder für Schlagzeilen sorgte, ist es in den letzten Jahren darum recht ruhig geworden. Dieses eingetretene allgemeine Desinteresse ist das erfolgreiche Ergebnis einer jahrzehntelangen Strategie beider Seiten: der irdischen Sicherheitsdienste und Regierungsebenen, wie aber auch der außerirdischen Besatzungen, um einem ablaufenden umfassenden Programm ungestört nachzugehen, dies verwirklichen und letztlich abschließen zu können.

Nur durch die perfekte, irdische Geheimhaltungsstrategie durch striktes „Wegerklären“ und Verunglimpfung auftretender Zeugen ist es zu erklären, dass trotz millionenfacher Sichtungen von UFOs durch glaubwürdige Bürger, mit einer Vielzahl von Flugzeugpiloten wie auch Astronomen (was immer bestritten wird) und sogar Polizeiangehörigen, nach über einem halben Jahrhundert viele Menschen noch meinen, UFOs seien eine unseriöse Ausgeburt der Phantasie und nicht existent. Dies auch deshalb, da trotz ständiger angeblicher UFO-Ak-

tivitäten in diesem langen Zeitraum nichts Wesentliches passiert ist und man deshalb glaubt, den ganzen Komplex getrost beiseite legen zu können. Am Ende dieses Berichtes dürften Sie jedoch darüber ganz anderer Meinung sein!

Die reale Existenz von UFOs ist allein durch eine Vielzahl von Dokumenten aus dem Geheimdienstbereich unzweifelhaft bestätigt. Dies ist insbesondere Jimmy Carter zu verdanken, dem selbst eine UFO-Sichtung widerfuhr und der als Präsidentschaftskandidat versichert hatte, sollte er Präsident werden, er den gesamten UFO-Komplex offenlegen würde. Zu dem Zeitpunkt ahnte er jedoch offenbar nicht, was ihn dann später an Informationen erwartete. Er sah sich außerstande, diese Zusage einzuhalten, er initiierte statt dessen jedoch ein spezielles Gesetz: „Freedom of Informations Act“, durch das jeder Bürger auf die Offenlegung geheimgehaltener Unterlagen klagen konnte. Hierdurch kam eine Vielzahl an Top-secret-Informationen ans Tageslicht, oft mit großräumigen Schwärzungen versehen.

Nach den ersten UFO-Abstürzen wurde z.B. eine amerikanische Spezialeinheit gebildet, mit der Aufgabe, bei UFO-Abstürzen die Flugobjekte und ihre extraterrestrischen Insassen, die wir nachstehend kurz „Extries“ nennen wollen, zu bergen.

Aus den im militärischen Bereich gewonnenen Erkenntnissen geht hervor, dass wir von vier bis zwölf außerirdischen Zivilisationen ständig frequentiert werden, wobei die Zahl Vier hierbei als die vorsichtigste Einschätzung anzusehen ist.

Die unterschiedliche Beschreibung beobachteter außerirdischer Besatzungsmitglieder trug mit dazu bei, die Glaubwürdigkeit der Berichte in Frage zu stellen, zumal die Zeugen von physikalisch und psychisch unerklärlichen Fähigkeiten der Extries berichteten: wie etwa, die betroffenen Personen bis zum Abflug des Flugkörpers absolut bewegungsunfähig machen zu können, ungehindert durch Mauern und Fenster zu passieren, selbst und

mit ihren Flugkörpern unsichtbar zu werden, in einem Lichtstrahl fahstuhlartig in das UFO aufzusteigen u.a.m. Auch schilderten alle entführten Opfer, dass die gegenseitige Verständigung zwischen den Extries selbst wie aber auch zu den entführten Personen stets rein mental stattfand, also auf telepathischem Wege, was ebenfalls eingefleischten Skeptikern als völlig unglaublich erschien, der anatomisch nur angedeutete Mund also weder zum Sprechen noch zur Nahrungsaufnahme dient.

Ein besonders beunruhigendes Phänomen innerhalb des UFO-Komplexes stellen die offensichtlich real stattfindenden Entführungen von Personen durch diese UFO-Besatzungen dar. Diese wurden und werden so perfekt gehandhabt, dass vielen der Betroffenen davon normalerweise nichts bewusst ist, sie oft jedoch unter ihnen unerklärlichen Ängsten und vermeintlichen Albträumen leiden. Findet eine solche Entführung im Freien statt, haben diese Menschen zumeist ein UFO gesehen und setzen dann ihren Weg etwa per PKW fort, stellen dann aber erstaunt fest, dass ihnen unerklärlicherweise z.B. zwei Stunden Zeit abhanden gekommen sind. Ein solches Zeitdefizit ist ein sicheres Anzeichen für eine stattgefundene Entführung.

Zu den wahrhaft überirdischen Fähigkeiten der Entführer gehört so auch, diesen ganzen Zeitraum in der bewussten Erinnerung der betroffenen Person löschen zu können, manchmal sogar mit der psychischen Einspielung falscher Deckerinnerungen, wie einem angeblichen Kontakt mit Tiergestalten. Abgesehen von zuweilen auch auftretenden Spontanerinnerungen kann erst im Rahmen einer hypnotischen Behandlung der Entführungsablauf aus dem Unterbewusstsein emporgehoben werden, wobei die Person dann diesen Zeitbereich nochmals durchlebt und schildert, verbunden mit allen damaligen Emotionen.

Die erste Entführung wurde wesentlich 1965 im Rahmen einer hypnotischen Therapie am Ehepaar Betty und Barney Hill (USA) entdeckt.

Das UFO-Problem - beängstigend aktuell



So sollen die „kleinen Grauen“ aussehen, Zeichnung nach Augenzeugen-Beschreibungen.

Sie hatte sich 1961 zugetragen. Beide Ehepartner schilderten unter Hypnose einen voll übereinstimmenden Ereignisablauf. Als wenn damit ein Damm gebrochen wäre, stieg danach die Anzahl bekannt werdender Entführungen beängstigend an.

Das durch solche hypnotischen Regressionen gewonnene Wissen ist insbesondere drei Pionieren zu verdanken, die sich sämtlich ungewollt in dieses ungewöhnliche Gebiet verstrickten und durch hunderte Sitzungen solcherart entführter Frauen und Männer eine Vielzahl sich gegenseitig bestätigender Fakten zusammentrugen und daraus wie ein Puzzle ein umfassendes Bild dieses Phänomens aufbauten.

Budd Hopkins, der als Altmeister anzusehen ist seit 1976, Prof. David Jakobs - er führte im August 1986 seine erste Sitzung durch - und Prof. John E. Mack, durch Hopkins am 10. Januar 1990 mit einer solchen Rückführung konfrontiert, die sein gesamtes Leben verändern sollte.

Die unbedingte Glaubwürdigkeit dieser drei Personen steht außer jedem Zweifel: Jakobs ist Professor für Geschichte an der renommierten Temple University in Philadelphia und Mack Harvard-Professor und Pulitzerpreisträger. Beide setzten durch diese Arbeiten ihr wissenschaftliches Ansehen und ihre ganze wissenschaftliche Karriere auf Spiel.

Alle drei sind es gewohnt, wissenschaftlich zu arbeiten und nichts gelten zu lassen, was nicht durch mehrfach voneinander unabhängig gewon-

nene Ergebnisse sich gegenseitig als Fakt beweist.

Die ersten Ergebnisse dieser hypnotischen Rückführungen wiesen aus, dass die betroffenen Personen aus Auto oder Wohnung in UFO-Flugkörper transportiert werden, wo man sie medizinischen Untersuchungen unterzog, die sich insbesondere auf den Genitalbereich konzentrierten. Dieser sexuelle Einschlag des Geschehens schien den suspekten Charakter des Ganzen zu bestätigen. Doch waren diese angeblichen Phantastereien mit greifbaren Beweisen verbunden, wie unerklärliche äußerliche, typische Narben, die von Gewebeentnahmen herührten, und vorwiegend im Nasenbereich installierte mikroelektronische Fremdkörper, die offensichtlich der Überwachung der Betroffenen dienten, die sich auf Röntgenbildern zeigten oder manchmal sich gar lösten und herausfielen. Hierbei ergab sich, dass diese Personen, durch die Extries offensichtlich speziell ausgewählt, lebenslang in unregelmäßiger Folge immer wieder entführt wurden, was nachweislich bereits im Kindesalter begann. Desweiteren war festzustellen, dass sich solche Entführungen zumeist auf fast die gesamte Familie erstreckten und über mehrere Generationen zurückverfolgt werden konnten, wobei die derzeitigen Kinder mitbetroffen waren.

Hierbei traten insbesondere die kleinen „Grauen“ von 1,00 bis 1.20 Metern Größe in Erscheinung, mit übervolumigen Köpfen und tief-schwarzen Augen, die die Entführung der Personen durchzuführen hatten, wobei sie hierbei anwesende weitere Menschen in einen tranceartigen Starre-Zustand versetzten, der erst nach dem Zurückbringen der entführten Person so perfekt aufgehoben wurde, dass die Betroffenen die Unterbrechung und Abwesenheit nicht bemerkten. Hierbei drangen die „Grauen“ unbehindert in Wohnungen und Schlafzimmer ein, zumeist nachts, passierten hierbei Mauerwerk und geschlossene Fenster, lähmten die zu entführende Person, um jede Gegenwehr auszuschließen und beförderten sie auf gleichem Wege aus dem Hause, in der Luft schwebend bis zum Erreichen des Flugobjektes. Dort bereiteten die kleinen Grauen die Person auf die körperliche Untersuchung vor, die dann ein etwas größerer „Grauer“ (etwa 1.40 bis 1.50 Meter Größe) durchführte, der den kleineren offensichtlich übergeordnet war.



Ehepaar Betty und Barney Hill. Sie sind der erste ausgiebig untersuchte Entführungsfall (GLG-Archiv)



Nach den Angaben der Eheleute Hill rekonstruierter Kopf eines der Entführer (GLG-Archiv)

Später trat eine weitere Gattung hierbei mehr und mehr in Erscheinung, von insektoidem Aussehen (eine solche Spezies wurde mit der irdischen Gottesanbeterin verglichen), die offenbar dem ganzen Geschehen übergeordnet war und die gesamten Aktivitäten leitete.

Zu diesem Zeitpunkt nahm man an, diese „Extries“ würden die Menschen, Tier- und Pflanzenwelt studieren und rätselten, warum dafür eine so große Anzahl fortlaufender Untersuchungen und ein so riesiger Personenkreis notwendig sein sollte.

Der sich ständig vergrößernde Kreis der hypnotisch untersuchten Entführten führte zu immer mehr Erkenntnissen, die nun ergaben, dass die gesamten Aktivitäten auf die Entnahme von Eizellen bei Frauen und Sperma bei Männern abzielten, wobei dann

Das UFO-Problem - beängstigend aktuell



Prof. Dr. John Mack (GLG-Archiv)

offensichtlich außerkörperlich befruchtete Eizellen den Frauen implantiert wurden und man in einer weiteren Entführung nach maximal drei Monaten den Fötus wieder entfernte.

Es ist verständlich, dass dies zu Familientragödien führte. So wurden häuslich behütete Töchter plötzlich schwanger, ohne zu ahnen, wie das geschehen sein sollte, es gab schwere Auseinandersetzungen mit den Eltern, was zumeist zur Entscheidung einer Schwangerschaftsunterbrechung führte, doch der Arzt, der diese dann vornehmen wollte, stellte überrascht fest, dass plötzlich keine Schwangerschaft mehr vorlag.

Hier kommen offenbar die eingesetzten Implantate ins Spiel. Sie dienen offensichtlich nicht nur einem problemlosen Wiederauffinden der jeweiligen Person, sondern insbesondere ihrer fortlaufenden Überwachung. So scheint ein solcher Entschluss, die ungewollte, mysteriöse Schwangerschaft abzutreiben, auf diesem Informationswege bei den Extries einen Alarm auszulösen, mit der Folge einer kurzfristigen neuen Entführung in der verbleibenden Zeit bis zum angesetzten Arzttermin, um eine Untersuchung des sonst in die Hände der Menschen geratenden Fötus zu verhindern. Deshalb wurden bis auf Ausnahmen bisher keine Fötus bekannt. Wenn es zu einem spontanen Abort in der häuslichen Umgebung kommen sollte, werden die Personen offenbar über die Implantate so psychisch gesteuert, dass sie den Fötus sofort vernichten, damit er nicht offenbar werden kann.

In gleicher Weise wird zumeist mit festgestellten Implantaten verfahren, auf die man zufällig durch Röntgenbilder stößt. Bis zum angesetzten OP-Termin einer Entnahme werden diese durch eine kurzfristige weitere Entführung wieder entfernt. Bei ungenügend fixierten und herausfallenden Implantatskörpern ist eine Beeinflussung

zur Beseitigung schwieriger, und so sind solche Implantate in unsere Hände gelangt. Man stellte z.B. eine widerstandsfähige organische Umhüllung fest, die aus körpereigenem Material der Person zu bestehen schien und offensichtlich vor dem Einsetzen um den metallisch wirkenden Implantatskörper gebildet worden war. Aus dieser festen Hülle ragten feine Drähte heraus, um sie wohl direkt mit Nervenbahnen des menschlichen Körpers zu verbinden.

Wenn immer wieder behauptet wird, es würde sich hierbei um irdische Implantate handeln, wie sie in verbrecherischer Weise von Geheimdiensten unwissenden Personen bei sich ergebenden Operationen eingesetzt worden sind (solche Implantie-



Budd Hopkins (GLG-Archiv)

rungen wurden z.B. bei normalen Zahnsanierungen installiert), dann beweist eben diese organische, körpereigene Umhüllung eindeutig den extraterrestrischen Charakter. Denn durch die Verwendung körpereigener Substanz unterbleibt jeglicher Abstoßungseffekt des implantierten Fremdkörpers. Wäre ein solches Verfahren irdisch bekannt, würde das einen gewaltigen Sprung für die Implantationstechnik bedeuten, bei der man einer sonst erfolgenden Abstoßung durch ständige Medikamentengaben entgegenwirken muss. Entfernte Extries-Implantate lösen sich zumeist nach kürzerer Zeit von selbst auf oder zerfallen, was auf einen Selbstzerstörungsmechanismus hindeutet.

Die durch die Extries entnommenen Fötus wurden in durchsichtige Behälter gegeben und in einer Nährflüssigkeit schwimmend angeordnet, wobei eine räumliche Fixierung durch angebrachte Nadeln berichtet wurde. Den entführten Frauen zeigte man spezielle Räume, in denen ganze Wandflächen voll mit solchen in Gläsern heranwachsenden Fötus bestückt waren, und wies auf eine Viel-



Prof. Dr. David Jacobs (GLG-Archiv)

zahl solcher Brutgläser hin, in denen die Fötus von einer einzigen Frau herführen sollten.

Diese Fötus stellen Kreuzungen, also Mischwesen zwischen Extries und Menschen dar und werden in der Literatur Hybriden genannt.

Die Frauen berichteten dann unter Hypnose, wie ihnen bei späteren Entführungen Kinder gezeigt worden seien, die aus ihren Fötus aufgewachsen und deshalb ihre eigenen Kinder seien. Sie sahen recht menschlich aus, wobei die Augen als tiefgründig, faszinierend und wie sehr wissend beschrieben wurden, meist dünnem Haar, dünnlippigem, kleinem Mund, sehr kleinen Ohren und überproportional großem Kopf (die Extries sind haarlos, haben nur einen angedeuteten Mund und keine ausgebildeten Ohren).

Was sollte nun der Sinn dieses ganzen Vorhabens sein, das offensichtlich mit einem ganz außerordentlichen Aufwand noch immer betrieben wird? Alle diesbezügliche Fragen der Entführten wurden von den Extries zumeist abgeblockt und wenn, dann nur ausweichend und nichtssagend beantwortet. Offenbar sollte die global davon betroffene Menschheit über Sinn und Zweck dieser Aktion, die in extremem Maße in die Privat- und vor allem Intimsphäre der Opfer eingreift, völlig unwissend gehalten werden. Später entwich eine Außerirdischen die Bemerkung, der ganze Erfolg des Unternehmens hänge von seiner Geheimhaltung ab und würde durch Bekanntwerden gefährdet.

Die oft recht schmerzhaften körperlichen Eingriffe erfolgten rigoros ohne Beachtung von erfolgreicher Gegenwehr der Entführten, das sei notwendig und müsse getan werden. Es wurde höchstens versucht, die Opfer zu beruhigen und von auftretenden Schmerzen zu befreien. Doch um möglichst jeglichen Widerstand der

Das UFO-Problem - beängstigend aktuell



Nach Augenzeugenaussagen angefertigter Kopf eines „Reptiloiden“ (aus: Hessemann, „Geheimsache U.F.O.“, Neuwied 1994)

entführten Opfer zu vermeiden, versetzen die Extries sie oft in freudige und angenehme Gefühle und suggerieren ihnen, sie seien unter den anderen Menschen auserwählt, um an einer höchst wichtigen Aufgabe mitzuwirken. Da solche Prozeduren manchmal mit einer anschließenden Bewusstseinsweiterung und einer Entwicklung der spirituellen Fähigkeiten einhergingen (ohne natürlich diejenigen der Extries auch nur im Entferntesten zu erreichen), wurde auch das als ein Anzeichen des unbedingt positiven Charakters des Entführungsphänomens gewertet. Andere Äußerungen der Extries gingen dahin, diese Aktion sei wichtig, um die irdische Menschheit zu retten, die sonst nicht mehr lange überleben könne.

Die Entführten differenzierten sich nun zwei Lager: die einen, die diese Angaben der Extries glaubten und sich als Auserwählte der Menschheit ansahen. Diese unterstützten auch weitergehende Behauptungen der Extries, die Opfer seien in früheren Inkarnationen selbst zu ihnen gehörig gewesen, bis zu der übersteigerten Äußerung, sie, die Extries, wären die wirklichen Eltern der Opfer. Das bewirkte jedoch statt dessen, dass die Opfer nun alles als unglaubwürdig ansahen, insbesondere, als die Elternbehauptung in einem Fall von einem Extrie der insektoiden Gattung kam.

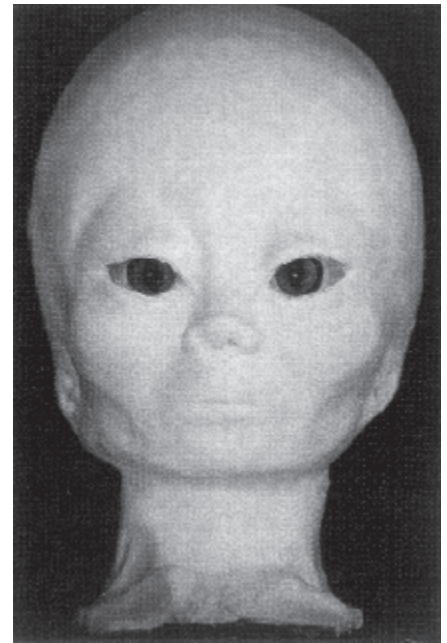
Der andere Teil der Opfer zeigte

sich als grundsätzlich kritisch, widerstand diesen psychischen Einwirkungen und versuchte sich in solchen Situationen nach Kräften zu wehren, was jedoch fast unmöglich war. Diese Frauen sträubten sich nach Kräften, als Gebärmaschinen für die Extries fungieren zu sollen und waren davon überzeugt, dass dies alles keineswegs zum Wohle der Menschen geschah, sondern dass sie wie Versuchstiere benutzt wurden und die Extries damit ausschließlich egoistische Ziele verfolgten. Dies auch deshalb, da es nie zu einem echten Gedankenaustausch mit den Extries kam. Absolut emotionslos führten sie ihre Arbeiten an den Opfern durch, ohne sich durch Protest und Aufbegehren hiervon abhalten zu lassen - mit einem Labortier unterhält man sich nicht.

Diese psychische Beeinflussung stellt eine große Schwierigkeit bei den hypnotischen Untersuchungen dar, weil sie bei unkritischer Handhabung zu entsprechend getönten Aussagen der Patienten führen kann. Es bedarf großer Erfahrung, hier den Wahrheitsgehalt der Aussagen einschätzen zu können. Diesen Vorwurf erhebt Prof. Jacobs gegen Prof. Mack, der dadurch zu anderen Schlussfolgerungen gelangt und zu einer positiven Gesamteinschätzung neigt. Und - wenn die Opfer unter Hypnose dann recht erschreckende Situationen durchlebten und ihnen dies für später im Wachzustand weiter bewusst blieb, war das ein eklatanter Widerspruch zu ihrer bisherigen gefühlsmäßigen Einstellung. Das führte dann oft zu einem entsprechenden Wechsel ihrer persönlichen Haltung insgesamt.

Der nächste sich zeigende Aspekt war das Auftreten solcher Hybriden im Erwachsenenstadium. Diese hatten sich offenbar um die Kinder zu kümmern, nahmen aber mehr und mehr an den vorbereitenden Untersuchungsprozeduren teil.

In diesem Erkenntnisstadium setzten Überlegungen ein, was das Ziel dieser Hybridenzüchtung denn sei. Es wurde den Frauen, die gern ihre Hybridenkinder mitgenommen hätten, stets entgegnet, dass diese auf der Erde nicht lebensfähig seien und sie deshalb bei den Extries verbleiben müssten. Hieraus zog man den Schluss, die Außerirdischen seien am Aussterben und könnten sich offenbar nicht mehr selbst fortpflanzen, müssten hierzu menschliche Leihmütter verwenden und durch Einkreuzen menschlichen Erbgutes ihre eigene Erbsubstanz auf-



Nach Augenzeugenaussagen angefertigter Kopfeines „Humanoiden“ (aus: Hessemann, „Geheimsache U.F.O.“, Neuwied 1994)

frischen. Das schienen Beobachtungen zu bestätigen, wonach die weiblichen Wesen sehr dünn und grazil wirkten und es unvorstellbar war, wie diese zu einer Geburt fähig sein sollten, zumal bei dieser überproportionalen Kopfgröße. Doch darüber hinaus konnten noch nie bei den männlichen wie weiblichen Extries irgendwelche äußeren Geschlechtsmerkmale beobachtet werden. Das Auftreten eines weiblichen Wesens wurde mehr als gefühlsmäßiger Eindruck geschildert. So stellt sich die Frage, wie eine Fortpflanzung im uns bekannten Sinne überhaupt erfolgen sollte.

Da die Hybriden also auf unserem Planeten nicht lebensfähig seien, drohte unserem Planeten offensichtlich keine Gefahr in Form irgendeiner extraterrestrischen Übernahme, und man argumentierte, wenn ein solcher Plan bestünde, hätte man ihn sicher längst umgesetzt, ohne dass eine nennenswerte Gegenwehr der Menschheit gegen die unglaublichen überirdischen Fähigkeiten der Extries machbar gewesen wäre.

Die Menschheit gelangt erst jetzt auf - wie üblich negativem Wege - in die Nähe solcher Möglichkeiten, wenn man sich die militärische HAARP-Anlage als Mittel zur großräumigen Bewusstseinsbeeinflussung und psychischen Ausschaltung erinnert.

Hier setzen nun die weitergehenden Erkenntnisse von Prof. Jacobs ein.

Das UFO-Problem - beängstigend aktuell



Rekonstruktionszeichnung einer Fötusentnahme durch Außerirdische (R. E. Fowler „Die Wächter“, Bergisch-Gladbach 1990)

Er hatte 1966 begonnen, UFO-Sichtungen zu untersuchen und verfasste als Geschichtswissenschaftler seine Doktorarbeit über „Unidentifizierte fliegende Objekte aus der Sicht der amerikanischen Kultur-, Sozial- und Militärgeschichte“. Hierbei war es ihm möglich, auf der Maxwell Air Force Base und in der Library of Congress UFO-Regierungsakten einzusehen und mit bedeutenden militärischen und zivilen UFO-Forschern zu sprechen. Damit ist Jacobs auch aus dieser Sicht als ein umfassend informierter Fachmann anzusehen. 1986 darüber hinaus mit hypnotischen Untersuchungen entführter Opfer beginnend, gibt er für 1992 bereits mehr als dreihundert durchgeführte Sitzungen an. Da die „Bedrohung“ 1998 in den USA erschien, verfügte Jacobs über reichhaltige Ergebnisse eigener Untersuchungen, die es ihm erlaubten, die nachfolgenden Schlussfolgerungen auf der Basis sich vielfach einander bestätigender Aussagen zu ziehen - bloße Einzelaussagen wurden von ihm nicht einbezogen.

Jacobs stellte nun fest, dass das Züchtungsprogramm durchaus nicht wie bis dahin angenommen - mit der Schaffung dieser Hybridwesen endet, sondern weitere Einkreuzungen erfolgen, vergleichbar mit Pflanzen- oder Tierzüchtungen, wo man durch eine Folge von Kreuzungen bestimmte Eigenschaften herauszuarbeiten versucht. So wird das Erbmaterial der Hybriden erneut mit menschlichem Erbgut kombiniert, wiederum in irdische Frauen implantiert, die Föten entnommen und aufgezogen und dies mehrfach fortgesetzt, bis sich die Hy-

briden nicht mehr von irdischen Menschen unterscheiden - jedoch - unter Beibehaltung ihrer unglaublichen spirituellen Fähigkeiten! Das Ziel der ganzen Aktion besteht in der Züchtung menschengleicher Geschöpfe, die jedoch „übernatürliche“ Fähigkeiten besitzen. Das würde bedeuten, dass die Hybriden allein durch Gedankenkraft in der Lage sind, einer normalmenschlichen Umgebung ihren Willen aufzuzwingen, eine gewünschte emotionale Einstellung und sogar von der Realität nicht zu unterscheidende Bilder zu suggerieren, die Gedanken der Menschen zu lesen und selbst ihre Erinnerungen anzuzapfen und abzurufen.

Nun wird auch klar, warum dieses Züchtungsprogramm bisher etwa ein Jahrhundert benötigt hat - offenbar durch dieses mehrfache Einkreuzen, das für die Aufzucht der jeweiligen Hybriden einen entsprechenden Zeitbedarf von mehreren Generationen erfordert. Und die Entführungsoffer berichten auch, dass die ihnen hierbei begegnende Hybriden verschiedenartig wirken und äußerlich einen unterschiedlich weit fortgeschrittenen Entwicklungsgrad erkennen lassen.

Jacobs spricht noch einen weiteren Umstand an: eine einfache Kreuzung unterschiedlichen Erbgutes führt in der Regel zu Lebewesen, die selbst nicht fortpflanzungsfähig sind, wie das bei Tieren am Beispiel des Maultiers bekannt ist. So wäre dies bei Hybriden niedrigen Grades ebenfalls anzunehmen. Hier bekommt jedoch das Phänomen eine weitere erschreckende Facette:

Die Opfer bekamen in der Regel

einen außerirdischen „Führer“ zugeordnet, der bei den Entführungen ständig in Erscheinung trat. Das war anfangs einer der kleinen Grauen, später übernahmen jedoch Hybriden diese Aufgabe, wobei sich da sogar zunehmend emotionale Beziehungen entwickelten, die schließlich bei verschiedenem Geschlecht bis in den Intimbereich reichten. Hier zeigte sich, dass diese „höheren“ Hybriden einen recht starken Sexualtrieb aufwiesen, der oft recht hemmungslos in Erscheinung trat. Manche Hybriden begannen aus ihrem abgeschiedenen Aufenthaltsort auszubrechen und auch außerhalb der „offiziellen“ Entführungen irdisch aufzutreten. Ein Opfer berichtete, von vier Geschöpfen besucht und gezwungen worden zu sein, zwei von ihnen durch normalen Sex und die anderen oral befriedigt haben zu müssen. Durch die übermächtigen spirituellen Fähigkeiten sind diese Menschen den Hybriden hilflos ausgeliefert.

Jacobs führt dieses zügellose Verhalten auf das Fehlen jeglicher konventionell-moralischen Hemmungen zurück, da die Hybriden durch die außerirdische Aufzucht keine Prägung in diesem Sinne erhielten, nun mit einer ihnen ungewohnten Welt unseres Planeten konfrontiert werden und ihre Überlegenheit ausleben.

Diese Vorkommnisse zeigen aber vor allem, dass die bisher streng abgeschieden lebenden Hybriden durch die Mehrfachkreuzungen inzwischen einen Anpassungsgrad erreichten, der ihnen einen zunehmenden und unbemerkten Aufenthalt unter unserer Menschheit erlaubt. Das erfordert ein neues Nachdenken über Sinn und Ziel des ganzen Entführungsszenariums.

Doch es werden offenbar nicht nur Hybriden geschaffen, sondern auch während einer normalen Schwangerschaft normale Föten entnommen, in extraterrestrischer Hinsicht verändert und dann wieder eingepflanzt. Dies geschah z.B. Pam Martins. Die Aliens erklärten hierzu, dass er „Dinge wissen wird, die er anderen Menschen nicht erklären kann.“

Äußerst beunruhigend ist auch der zu Tage tretende Umfang des ganzen Programms. Offenbar begann die Aktion zu etwa Jahrhundertbeginn nur mit einem beschränkten Personenkreis. Doch da typischerweise zumeist die gesamte Familie einbezogen wird, einschließlich der Kinder, die - später erwachsen - wiederum Kinder in die Welt setzen, die dann gleichfalls inte-

Das UFO-Problem - beängstigend aktuell

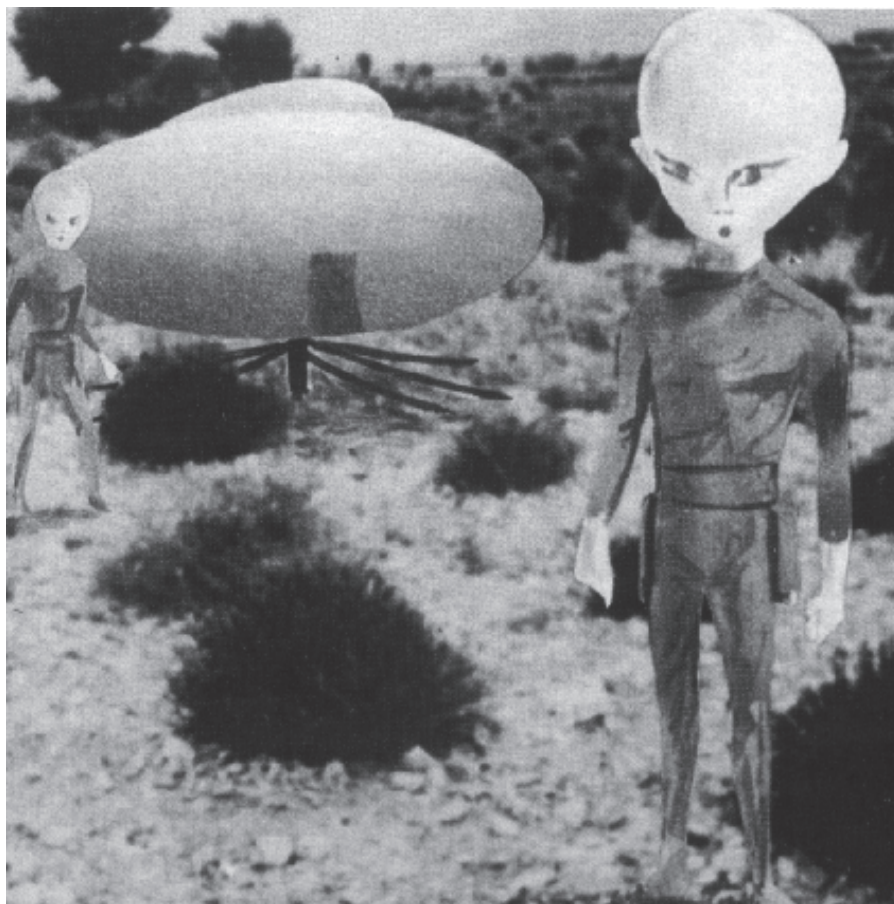
griert sind, muss die Anzahl der Opfer inzwischen in die Millionen gehen. Und genau das haben Umfragen in den USA ergeben. Man nimmt bei vorsichtiger Schätzung an, dass allein dort wenigstens eine Million Personen betroffen sind. Da die Entführungen aber weltweit stattfinden, dürfte es sich um mehrere Millionen Menschen handeln. Dies stimmt auch mit den Schilderungen riesiger Säle innerhalb der UFOs überein, in denen die Entführten eine große Anzahl solcher Untersuchungstische mit darauf liegenden Opfer sahen, oft mit Familienmitgliedern oder Bekannten, es dürften jeweils über hundert solcher Tische gewesen sein. Wenn jede betroffene Person auch nur zur Schaffung eines Hybriden geführt hat, würde das allein auf die nun vorhandene Existenz entsprechender Millionen Hybriden schließen lassen. Doch wir wissen, dass jede der Frauen wieder und immer wieder entführt und in dieser Weise benutzt wurde, und also sogar mit zehn, zwanzig oder mehr Hybriden jeweils zu rechnen ist.

So stünden viele Millionen Hybriden bereit. Doch wozu? Es sind ihrer offensichtlich so viele, dass sie die Grundlage für die Zivilisation eines gesamten Planeten bilden könnten. Fragt sich für welchen - etwa gar den unsrigen?

Und genau darauf hin deuten alle Hinweise, die Jacobs gefunden hat. Zuweilen gelang es den Entführten, doch einige Bemerkungen zu Sinn und Zweck den Extries zu entlocken. Dies war manchmal bei den größeren Grauen und bei den insektoiden Extries möglich, während die kleinen Grauen zu keinerlei Äußerungen zu bewegen waren. Hierbei wurden oft visionäre Bilder einer bevorstehenden Katastrophe gezeigt, die die Extries vorgiebig durch ihre Aktion zu verhindern suchen. Hier einige Ausschnitte:

Roxanne Zeigler (Entführung vom 24.6.95, Alter 49): „...all diese Menschen kommen aus den Schiffen (offenbar Luftschiffe). Die Leute begrüßen sich, es ist so, als ob alles in Ordnung ist, alles wieder neu anfangen kann. Da kommen jede Menge Schiffe an, und die Menschen steigen aus den Schiffen, so als ob sie schon einmal hier gewesen sind. Es ist, als ob sie eine Weile fort waren, aber nun sind sie endlich nach Hause zurückgekehrt.“

„Wenn sie jetzt aus den Schif-



Nach Augenzeugen angefertigtes Modell eines gelandeten UFO mit ausgestiegenen Insassen (GLG-Archiv)

fen steigen, wie sehen sie aus? Sehen sie aus wie ganz normale Menschen?“

„Sie tragen nicht die Kleidung, die wir tragen. Sie haben diese leuchtende Kleidung ... Aber es sind alles verschiedene Farben, wie verschiedene Rassen. Sie bringen diese Wesen mit, und es ist, als ob sie hier herumzeigen wollen ... als ob niemand Angst vor ihnen hat. Ich habe jedoch das Gefühl, dass sie - diejenigen, die immer noch wie Aliens aussehen - immer noch nicht hier leben können. Ich glaube, sie können kurz hierbleiben, aber dann müssen sie zumindest zu den Schiffen zurück oder so was. Aber zum Teil gehören sie auch zu uns, weil auch noch andere zu ihnen gehören, die eine Mischung sind.“

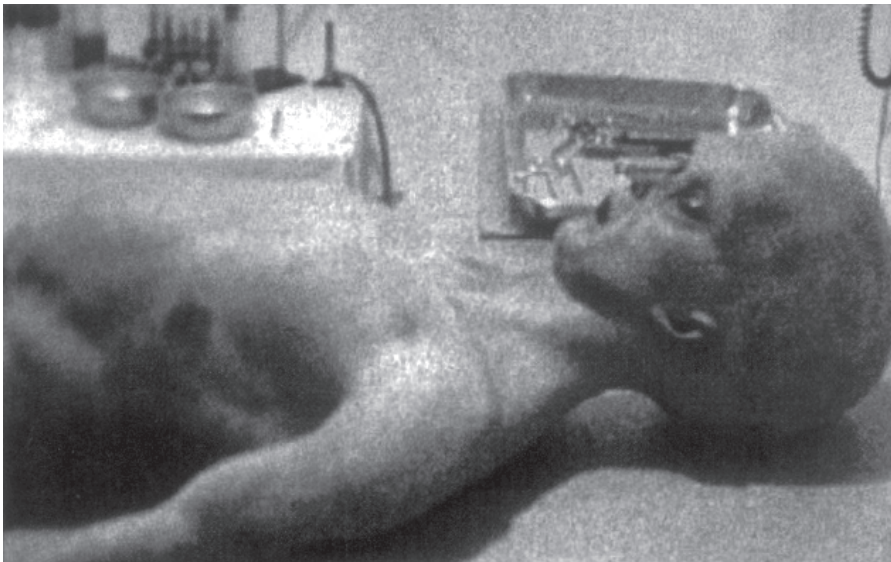
Die Dinge werden nicht mehr sein wie früher - alles wird besser sein. Es wird eine Menge neuer Technik geben und die Menschen können von diesem Geschenk Gebrauch machen. Die Menschen werden lernen, miteinander besser klar zu kommen, zumindest diese Menschen hier. Sie haben mehr Achtung vor dieser Erde und vor allem, was darauf lebt. Und es gibt

mehr Liebe und Akzeptanz ... mehr Möglichkeiten, das Gute zu fördern ... Es wird Veränderungen geben, aber es wird nicht so schlimm sein. Diese Veränderungen werden nicht auf der Erde stattfinden. Etwas wird auf uns zukommen. Er sagt, dass wir sie brauchen. Sie müssen Menschen wie uns machen, die in unserer Gesellschaft überleben können. Wir brauchen das, was sie uns geben können. Mit anderen Worten, wir werden vielleicht eine schlimme Zeit durchmachen müssen, aber ihre Anwesenheit wird uns die Dinge erleichtern - wir sollen keine Angst haben. Nun, er sagt, dass etwas auf uns zukommt.“

„Sagt er, was es ist?“

„Er sagt, dass es im Laufe der Zeit klar werden wird. Er sagt, dass das, was sie tun, unbedingt nötig ist. Es muss gemacht werden und sie versuchen, uns dabei nicht weh zu tun. Aber manche von diesen Dingen tun uns weh - sie versuchen, diesen Schmerz wegzunehmen. Sie versuchen, die Erinnerungen daran verschwinden zu lassen ... Weil die Erinnerungen uns Probleme mit den Leuten hier bereiten könnten, und es ist einfach noch nicht an der

Das UFO-Problem - beängstigend aktuell



Sehen so Außerirdische aus? Bilder aus dem umstrittenen Ray-Santilli-Film, der Mitte der neunziger Jahre auftauchte und die Autopsie eines Außerirdischen zeigen soll, der Ende der vierziger Jahre bei Roswell (USA) mit seinem UFO abgestürzt ist (GLG-Archiv)

Zeit. Aber schließlich wird alles gut sein. Es wird alles klar sein.“

Claudia Negrön (Entführung Frühsommer 1994, Alter 52): „Einer von ihnen spricht mit mir.“

„Was sagt er?“

„Er sagt, dass ich ihnen helfen werde und stolz darauf sein sollte. Sie sind zufrieden mit mir, weil ich ihnen eine gute Hilfe bin. Sie sagen, dass sie das brauchen, dass sie das unbedingt machen müssen, und dass ich froh sein soll, daran mitwirken zu können. Sie können mir noch nicht genau sagen, worum es geht, aber sie werden es tun. Ein anderes Mal werden sie es mir sagen.“

„Sie werden dir sagen, worum es geht?“

„Sie werde es mir sagen und sie werden es mir zeigen, werden mich mitnehmen, um es mir zu zeigen. Aber jetzt geht das noch nicht. Sie sind fast fertig, aber noch nicht ganz. Sie müssen noch einiges tun...“

„Also sagt er, dass sie fast fertig sind, aber noch nicht ganz, und dass sie noch einiges zu erledigen haben?“

„Ich glaube, er spricht von der Zukunft und über sie - ihre Rasse. Sie müssen es geheim halten. Es muss so sein, sonst wird es nie funktionieren.“

Und in einer Entführung am 28.1.1997 wird ergänzt: dass die Wende „bald, schon sehr bald kommen



wird.“

Jacobs kommentiert dies: „Wenn man diesen Berichten über die Erlösung vertrauen darf, ist die Botschaft der Aliens klar: Nach der Katastrophe, wie immer sie aussehen mag, werden die Hybriden der höheren Entwicklungsstufen und vielleicht die Aliens selbst in der menschlichen Gesellschaft aufgehen.“

Vermutlich werden wir dann alle in Frieden und Harmonie leben. Die ökologische Situation wird bereinigt sein und es wird keine Kriege mehr geben.“ Da können wir nur hoffen, dass aufgetretene üble Vorfälle mit den Hybriden Entgleisungen einer Übergangszeit gewesen sind und Befürchtungen hinsichtlich Herren, Privilegierten und Sklaven sich als ungerechtfertigt erweisen.

Doch die Aufgaben der Entführten gehen offenbar über die bloßer Zuchtobjekte hinaus, sie werden von

den Extries offensichtlich wie „schlafende Agenten“ (1) präpariert, die dann zum gegebenen Zeitpunkt aktiviert in das Umbruch-Geschehen helfend eingreifen.

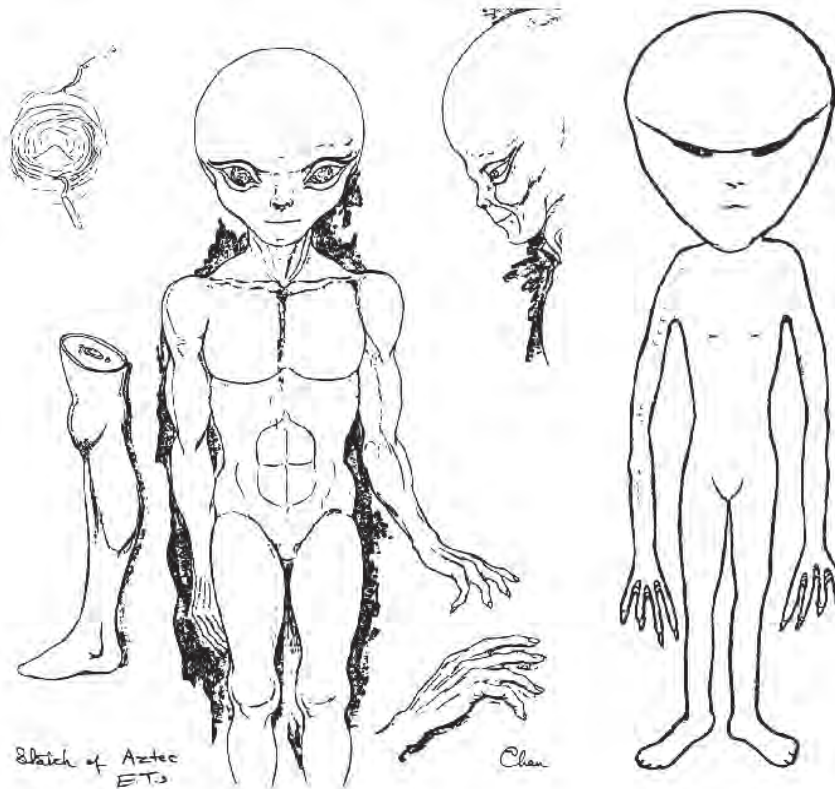
Allison Reed hierzu (Entführung 3.9.93, Alter 29):

„Er erzählt etwas von der Zukunft. Es wird große Veränderungen geben. Ein großes Durcheinander und Chaos ... ich soll mit ihnen kooperieren - ich werde wissen, was zu tun ist. Noch weiß ich nicht, was passieren wird, er erklärt es nicht. Da ist jedoch etwas von globaler Bedeutung. In der Zukunft, ich weiß noch nicht wann. Es wird schrecklich, aber ich werde wissen, was ich zu tun habe. Sie haben es mir beigebracht. Er hat nicht ‚programmieren‘ gesagt, aber ich würde es so nennen. Sie haben mich programmiert - was immer auch passieren wird, ich muss mir keine Sorgen machen, weil ich die Informationen habe, und obwohl ich sie nicht kenne, werde ich wissen, was zu tun ist. Das hat alles etwas damit zu tun, dass sie mich darauf vorbereiten, genau wie sie sich selbst vorbereiten für das, was passieren wird ... Etwas wird passieren, eine Katastrophe. Es passiert in der Zukunft, was immer das heißen mag.“

Jacobs bemerkt hierzu: „Die Abduktionsopfer wissen meist, dass als Kind etwas mit ihnen geschehen ist, das sich jedoch erst in der Zukunft bemerkbar machen wird, wenn die Aliens es einschalten.“

Wir machen uns wohl alle Gedanken, wie es mit unseren irdischen Verhältnissen weitergehen soll. Die Deutschen sterben aus, wir werden von Ausländern überschwemmt, verlieren nun entgegen dem Willen der Mehrheit unsere relativ stabile DM-Währung, ständige Arbeitslosigkeit um vier Millionen, Ausplünderung und Zerstörung der Umwelt, Eskalation der Population der Erde, Ausraubung der arbeitenden Bürger und Staaten über das Zins- und Zinseszinsystem. Dadurch zunehmende soziale Differenzierung: immer mehr Bürger geraten in Armut, andererseits immer mehr Millionäre und Milliardäre, Verarmung der „Dritten Welt“ mit Hungerkatastrophen; Kriege und Krisenherde werden wegen Öl und Profit angeheizt und vom Zaune gebrochen, Kampf jeder gegen jeden, um zu überleben. Das Wort Demokratie ist zu einer Worthülse ver-

Das UFO-Problem - beängstigend aktuell



Zwei verschiedene Typen von Außerirdischen, die an Bord von abgestürzten UFOs entdeckt wurden. Die Zeichnungen wurden nach Angaben von Ärzten angefertigt, die an Autopsien oder Voruntersuchungen beteiligt waren (aus: Hesemann, „Geheimsache U.F.O.“, Neuwied 1994)

kommen, statt dessen regiert die Hochfinanz, das Kapital und die internationalisierte Großindustrie. Alles mit dem Ziel der Schaffung supranationaler und schließlich globaler Herrschaftsstrukturen. Diejenigen, die sich zur Bewahrung ihres Heimatstaates und ihrer nationalen und kulturellen Identität dem entgegenzustellen versuchen, werden als dem Rechtsextremismus und Antisemitismus zugehörig verunglimpft. Mikrochips werden entwickelt, die ohne Wissen des Betroffenen später durch eine medizinische Injektion mit in die Blutbahn gespritzt werden sollen und eine lückenlose Überwachung per Satellit und sogar eine psychische Steuerung der Bürger ermöglichen.

Wenn wir uns gefragt haben, wie diese völlig aus dem Lot geratene Welt einmal wieder in ein gesundes Gleis gebracht werden sollte, wie es denn noch möglich sein könnte, diese verhärteten, übermächtigen Strukturen zu überwinden und wahrhaft demokratische Verhältnisse zu errichten, in denen allein das Wohl des Bürgers gilt und nicht der nackte Kommerz regiert - hier scheint sich diese Lösung, aber schlagartig über uns von außen hereinbrechend, abzuzeichnen.

Die große Gefahr ist, dass es dann

Herren (die Extries und Hybriden), Privilegierte (die präparierten Entführten) und ein Heer von beherrschten Arbeitssklaven (die Menschheit) geben könnte, so dieses neue System nicht auf hohem moralischen Niveau begründet wird - was dann unsere

letzte Hoffnung wäre.

Und zum Zeitpunkt: Alle diese Rückführungen erfolgten durch Jacobs vor allem in den neunziger Jahren. Sie sahen, dass unter den untersuchten Opfern eine 49 und eine 52 Jahre alte Frau waren, die inzwischen 55 und 61 Jahre alt sind. Da sie präpariert wurden, bei diesem angekündigten Umbruch mitzuwirken, muss das noch zu ihren Lebzeiten geschehen und wohl nicht eben im Greisenalter, also recht bald.

Also stünde uns dieser Zeitpunkt fast unmittelbar bevor. Ist es der große Umbruch, den so viele Seher für die Jahrtausendwende prophezeiten? Wird die angesagte Katastrophe aus dem israelisch-arabischen Konflikt hervorgehen? Etwa sogar noch in diesem Jahr?

Können wir das - so das alles tatsächlich zutreffend ist - noch verhindern? Offenbar nicht. Nur eine unvorsichtige Äußerung der Exies gegenüber Claudia Negrón fällt auf: „Sie müssen es geheim halten. Es muss so sein, sonst wird es nie funktionieren.“

Hier hätten wir noch eine Chance - aber niemand wird diese Informationen glauben. Und es bleibt offenbar kaum noch Zeit, um das Ganze bekannt zu machen.

Doch wir dürfen das nicht nur aus der materiellen Perspektive betrachten. Die Reinkarnation ist Fakt, ob es die Menschheit wahrhaben will oder



Unbekanntes scheibenförmiges Flugobjekt, Ausschnitt aus einem Videofilm (GLG-Archiv)

Das UFO-Problem - beängstigend aktuell

nicht. Alles was mit uns geschieht, geschieht mit dem Ziel unserer spirituellen Entwicklung. Und nichts erfolgt ohne Einverständnis auf unserer, uns zumeist unbewussten Seelenebene. Wir haben uns vor unserer Inkarnation gezielt dieses Leben und dieses Schicksal ausgesucht und uns in diese hochinteressante und konfliktreiche Zeit hineingebären lassen. Auch die Extries sind mit ihrer Aktion Teil des großen göttlichen Planes.

Und - eben Sie, liebe SYNESIS-Leser, wissen genau, dass der Mensch nicht das Ergebnis einer langen Evolution und Auslese ist, sondern vor relativ kurzer Zeit fix und fertig auf den Plan trat. Er war plötzlich einfach da, wie alle anderen Geschöpfe auch. Wenn das so passiert, wie Sie eben vernommen haben, dann werden wir eine zweite Geburt eines neuen Typus Mensch erleben und spätere Forscher dürften, sollten sie noch ebenso unbedarft wie die heutigen sein, sich wiederum wundern, wo plötzlich um das Jahr 2000 ein neuer Menschentyp so urplötzlich herkam, nun mit großen spirituellen Fähigkeiten ausgestattet, und dass er den bisherigen homo sapiens damit aus der Erdgeschichte verdrängt habe.

Kein Spatz fällt vom Himmel, ohne dass dies ganz „oben“ zuvor beschlossen worden sei - auch wir nicht!

„Die Bedrohung - Die geheime Invasion der Alien“: ein Buch, das unbedingt zu empfehlen ist!

Prof. David M. Jacobs
„Die Bedrohung - Die geheime Invasion der Alien“
Kopp-Verlag 1998
ISBN 3-930219-18-2

Verlagsadresse:
Kopp-Verlag/Bestellservice
Magnus-Voßstr.6
D-25872 Ostenfeld
info@kopp-verlag.de
Tel. 04845 - 7904 0
Fax: 04845 - 790411

Anmerkung

- (1) Das ist ein Begriff aus dem Geheimdienst-Milieu. Personen werden hypnotisch im Unterbewusstsein programmiert, auf ein spezielles Codewort hin in posthypnotischer Trance eine bestimmte Handlung durchzuführen, wessen sie sich im normalen Wachzustand nicht bewusst sind, wie z.B. durch die Nennung des Codewortes und so Auslösung der Aktivität per Telefonanruf.

(c) 2001 Hans-Peter Thietz

Email: Thietz@erde2000.de
Homepage: <http://www.Freiheit-Gleichheit-Bruederlichkeit.de>

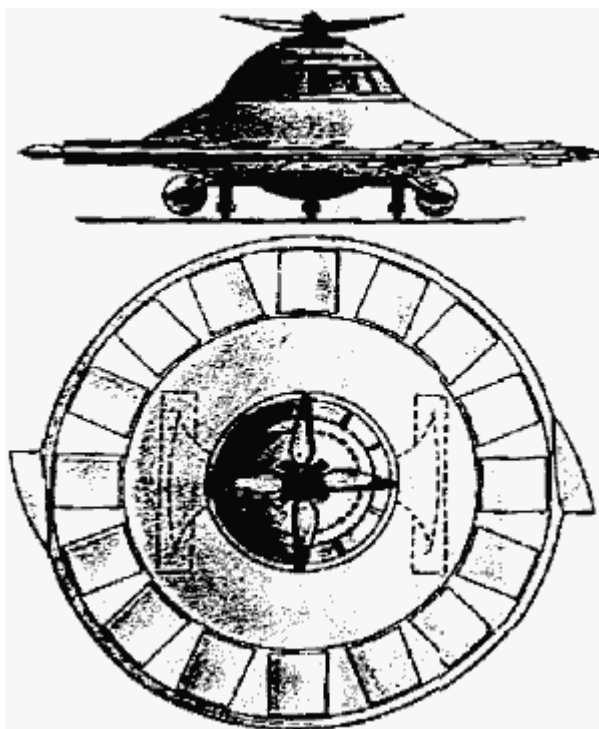


Die UFO-Problematik rational betrachtet

© 2001 Gernot L. Geise; veröffentlicht in EFODON-SYNESES Nr. 4/2001

Da sind sie wieder, die Außerirdischen in ihren UFOs, von denen man nicht weiß, ob es sie nun wirklich gibt oder nicht. Sind sie nur Hirngespinnste einiger Wichtigtuere oder reale Wesen?

Die Problematik bei dem ganzen UFO-Thema besteht darin, dass seit den ersten Sichtungen der Neuzeit gegen Ende des 2. Weltkrieges alles in einen großen Topf geworfen wurde, was irgendwie auf den ersten Blick unerklärlich war. Dazu gehören Sichtungen von Wetterballons, Kometen und anderen Himmelskörpern, Wolken, hoch fliegenden Flugzeugen, Raketentrümmern, Meteoriten, Kugelblitzen und was der Dinge mehr sind. Dazu gehören jedoch auch strengst geheim gehaltene reichsdeutsche Flugscheiben-Entwicklungen und ebenso streng geheime militärische Flugkörper-Entwicklungen der beiden Nachkriegs-Supermächte. Und beiden letzten Punkte waren der Hauptgrund für die sofort einsetzende und bis heute andauernde Verschleierungspolitik, die einherging mit der Lächerlichmachung des ganzen Themas. Die deutschen Flugscheiben aus den vierziger Jahren durfte es nicht geben, weil es nicht sein durfte, dass Deutschland gegen Ende des 2. Weltkrieges Fluggeräte besaß, die denen der Siegermächte haushoch überlegen waren. Und die geheimen amerikanischen Flugzeug-Entwicklungen (aus denen u.a. der sogenannte Stealth-Bomber hervor ging) wurden aus naheliegenden Gründen vertuscht. Um die reichsdeutschen Flugscheiben rankten sich schon bald die unsinnigsten Gerüchte, die so weit gehen, dass deutsche Flugscheiben angeblich bis zum Aldebaran-Sonnensystem geflogen seien. Stützpunkte auf Mond und Mars seien errichtet worden. Ich glaube, dazu muss nichts gesagt werden. Deutsche Flugscheiben gab es wirklich. Doch es waren im Prinzip verkleidete Hubschrauber, wie die Pläne des Flugscheibenkonstruktors J. Andreas Epp zeigen. Man sollte hier nicht mehr hinein deuten, als technisch möglich war. Utopische Antriebsmöglichkeiten gab es damals nicht.

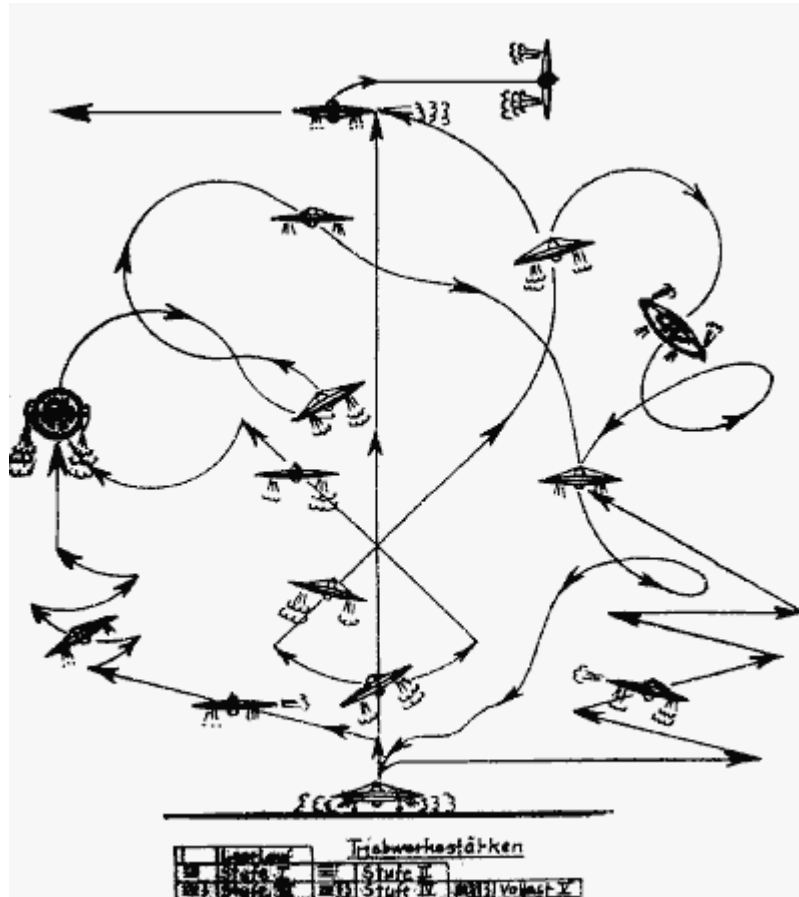


Flugscheiben-Entwurf von 1939 des Konstrukteurs J. Andreas Epp. Der Antrieb bestand aus einem Rotorblätterkranz. Der kleine Propeller auf der Kabine diente der Steuerung.

Doch die UFO-Sichtungen aus allen Schichten der Bevölkerung rund um die Erde rissen bis heute nicht ab. Die moderne Technik der Video-Kameras, die heute weit verbreitet sind, machte es

möglich, solche Objekte zuhauf zu filmen. Hatte man früher Fotos, die mehr oder weniger unscharf waren, als Fälschungen deklarieren können - und es wurde auf diesem Gebiet bis heute gefälscht, was das Zeug hält! - ist es bei den inzwischen in die tausende gehenden Videoaufzeichnungen nicht mehr so einfach, sie alle als Fälschungen hinzustellen.

Wie gesagt, besteht der überwiegende Teil der existierenden Sichtungen aus durchaus erklärbaren Phänomenen oder realen irdischen Flugkörpern. Doch bleibt ein kleiner Prozentsatz mit Sichtungen, die nicht rational erklärt werden können.



Zeichnung der mit seiner Flugscheibe „Omega-Diskus“ möglichen Flugmanöver (J. Andreas Epp). Diese Manöver erinnern fatal an die beobachteten Flugmanöver von UFOs.

Merkwürdigerweise hat man gleich die ersten Sichtungen - sofern sie nicht verleugnet wurden - Außerirdischen untergeschoben, denen man, zumindest in den ersten Jahren nach dem 2. Weltkrieg, kriegerische Absichten zuschrieb. Aus dieser Zeit stammen auch eine ganze Reihe von Spielfilmen, die dieses Thema behandeln, und die mit dazu beitrugen, alle unbekannten Flugkörper ominösen Außerirdischen zuzuschreiben, die in böser Absicht die Menschheit versklaven wollen. Die UFOs, die ja eigentlich nur ein Sammelbegriff für alle unidentifizierte Flugobjekte sind, wandelten sich immer mehr zu außerirdischen Raumschiffen. Wenn heute von UFOs geredet wird, dann nur noch in diesem Sinn.

Das ganze UFO-Problem wäre nicht entstanden, wenn die Supermächte - insbesondere die USA - nicht ihre Verschleiерungspolitik betrieben hätten. Doch selbst wenn heute alle Fakten offen gelegt werden würden, würde sie kaum jemand glauben, weil man sofort eine neue Fälschungsaktion vermuten würde.

Zu den Sichtungen gesellen sich die mehr oder weniger geheim gehaltenen UFO-Abstürze rund um die Welt, von denen rund ein Dutzend nicht verschwiegen werden konnte. Die Dunkelziffer wird noch höher liegen. Welche Flugkörper hier wirklich abgestürzt sind, wird nicht bekannt gegeben, es

fällt mal wieder unter „Top secret“. Dass damit die Gerüchteküche jedesmal aufs Neue angeheizt wird, ist wohl klar.

Rund fünfzig Jahre UFO-Phänomen erbrachten nur so viel: Es gibt bis heute keinen einzigen eindeutigen Beweis dafür, dass die nicht erklärbaren Flugkörper aus anderen Sonnensystemen stammen sollen.



Foto eines unbekanntes Flugobjekts. Meist sind auf UFO-Bildern nur helle Punkte zu erkennen, seltener ein Flugkörper. Die meisten Fotos von Flugscheiben stellten sich als mehr oder weniger geschickte Fälschungen heraus (GLG-Archiv)

Keine Beweise, aber fortlaufend neue Sichtungen, wie etwa in den neunziger Jahren die UFO-Massenflüge über Belgien, wo hunderte von Flugkörpern - meist dreieckig - nicht nur gesehen, sondern auch fotografiert und gefilmt und von Militärmaschinen ergebnislos verfolgt wurden.

Skeptiker wenden ein: Wenn die UFOs wirklich aus anderen Sonnensystemen stammen würden - abgesehen von den zurückzulegenden Entfernungen -, dann wäre unser Sonnensystem nicht das einzige, das besucht werden würde. Da es aber Milliarden von Sonnensystemen allein in unserer Galaxis gibt, wie viele Flugkörper müssten dann wohl ständig unterwegs sein, wenn man nur pro besuchtem Sonnensystem einen einzigen Flugkörper annimmt? In den letzten fünfzig Jahren wurden aber allein auf der Erde zehntausende von UFOs beobachtet. Welche Zivilisation kann es sich leisten, -zig Milliarden von Flugkörpern zu bauen, um damit andere Sonnensysteme anzufliegen? Das wäre ein unbezahlbarer Kostenfaktor. Hinzu kommt das Materialproblem. Woher soll diese angenommene Zivilisation die Unmengen an Stahl und anderen Materialien genommen haben, um ihre Flugkörper bauen zu können? Und dann müssen sie bemannt werden, mit mehr als nur einem Piloten. Man stelle sich vor, wir würden unsere gesamte irdische Bevölkerung (z.Z. ca. acht Milliarden Menschen) als UFO-Piloten ausbilden und in den Weltraum schicken. Damit wäre die Erde leer, unsere Zivilisation hätte sich aufgelöst.

Sie sehen, so einfach ist es nicht mit der Annahme von außerirdischen Flugbewegungen. Man könnte obiges Beispiel natürlich einschränken. Es muss nicht zwangsläufig jedes Sonnensystem besucht werden. Möglicherweise besitzt die angenommene Superzivilisation technische Möglichkeiten, um - vielleicht durch Abhören von Funksignalen - nur solche Systeme auszuwählen, in denen sich intelligentes Leben befindet. Doch selbst dann dürfte die Zahl der bewohnten erdähnlichen Planeten allein in unserer Galaxis in die Millionen gehen, wie man heute in der Wissenschaft annimmt.

Es bleibt also offen, warum ausgerechnet unser kleiner blauer Planet ausgewählt worden sein soll, regelmäßig von ganzen UFO-Geschwadern besucht zu werden. Hier haben sich im Laufe der Zeit eine Reihe von Menschen gefunden, die sich als sogenannte Kontaktler sehen und der Welt die „telepathisch empfangenen“ Botschaften der „galaktischen Brüder“ mitteilen. Man mag dazu stehen, wie man will. Ich betrachte es als Scharlatanerie und Unfug.



Unbekanntes scheibenförmiges Flugobjekt, Ausschnitt aus einem Videofilm (GLG-Archiv)

Natürlich dürfen auch nicht diejenigen fehlen, die nun wieder die altbekannte Mär aufwärmen, die Erde stelle den Mittelpunkt der Galaxis dar. Zwar nicht räumlich wie im Mittelalter, sondern heute geistig gesehen. Die Spekulationen, die sich allein aufgrund des Vorhandenseins des UFO-Phänomens im Laufe der Zeit gebildet haben, alle aufzuzählen, würde ein Buch ergeben...

Wegen des oben erwähnten Materialproblems in Verbindung mit den riesigen galaktischen Entfernungen, die zurückgelegt werden müssten, hat der bekannte Sachbuchautor Ernst Meckelburg eine neue These aufgestellt (1). Er postuliert, die UFOs seien in Wirklichkeit Zeitmaschinen, mit denen uns Menschen aus unserer Zukunft besuchen würden. Seine Hypothese stützt sich überwiegend auf den beobachteten Effekten beim De- und Rematerialisieren von UFOs. Häufig wird um UFOs eine mehr oder weniger diffuse Wolke beobachtet, man hat weiterhin beobachtet, wie UFOs materialisierten, d.h. plötzlich aus dem Nichts auftauchten, und ebenso plötzlich wieder verschwanden. Das seien nach Meckelburg eindeutige Anzeichen für eine solche Zeitreise-Technik. Mag sein. Für mich ist damit das Thema allerdings nur in eine andere unbeweisbare Richtung abgeschoben worden.

Ein Hauptargument, das immer wieder gegen eine Anwesenheit von Außerirdischen im irdischen Luftraum vorgebracht wird, lautet: Wenn sie wirklich hier wären und Verbindung mit uns aufnehmen wollten, warum landen sie dann nicht hochhoffiziell vor dem Weißen Haus oder auf sonst einem öffentlichen Platz in irgend einer Stadt und nehmen Verbindung mit uns auf? Wer die menschliche Mentalität kennt, für den wird diese Frage von selbst beantwortet. Wo und wann auch immer irgendeine UFO-Sichtung stattfand, stiegen irgendwelche Kampfflugzeuge auf, um das UFO zu jagen und ggf. abzuschießen. Zumindest wurde das häufig ergebnislos versucht. Wie soll ein (friedliebender?) Außerirdischer in dicht besiedeltem Gebiet auf der Erde unbehelligt landen können? Das kann nur in ländlichen Gebieten und möglichst bei Nacht und Nebel stattfinden. Und so ist es ja auch oft genug passiert.

Die Thesen der „Verschwörungs-Fanatiker“ besagen, dass (zumindest) die Regierung der USA seit einigen Jahrzehnten streng geheim mit Außerirdischen zusammen arbeiten soll, wobei die Außerirdischen (die „Grauen“) genetische Forschung (auch an Menschen) betreiben würden,

während sie im Gegenzug einen Technologietransfer vornehmen würden. Man schreibt sogar die Erfindung des Transistors einem solchen Technologietransfer zu. Ich sage mir jedoch: Was haben Transistoren, die selbst für uns heute schon „antike Technik“ sind, mit einer Raumfahrt-Technologie zu tun, die Lichtjahre überwinden kann?

Eine Gruppe Außerirdischer würde zusammen mit amerikanischen Wissenschaftlern in (streng geheimen) unterirdischen Laboratorien arbeiten. Dabei wird auch immer wieder die sagenumrankte „Area 51“ genannt, jenes militärische Gelände, zu dem angeblich nicht einmal der amerikanische Präsident Zugang hat. Auf dem Gelände dieser Basis werden anscheinend supergeheime Fluggeräte entwickelt, die auch schon teilweise fotografiert werden konnten. Gerüchte wollen wissen, dass hier abgestürzte UFOs untersucht und eventuell nachgebaut werden. Doch das sind Gerüchte.



Idealbild einer UFO-Flugscheibe (Zeichnung, GLG-Archiv)

Die Verquickung zwischen den angeblich hier stationierten Außerirdischen und ihrer Genforschung entstand auch durch die Häufung der sogenannten Tiervertümmelungen in den USA. Hunderttausende von Rindern (und anderem Getier) fand man im Laufe der Jahre. Alle zeigten sie die gemeinsamen Merkmale: Sie wurden tot aufgefunden und starben ohne Todeskampf. Ihnen fehlte das Blut, das bis auf den letzten Tropfen abgesaugt worden war. Sie waren teilweise sauber bis auf die Knochen zerschnitten, wobei die Schnittstellen bis heute nicht erklärbar sind, weil sie molekular durchgeführt sind. Das heißt, das Gewebe wurde so durchgetrennt, dass es keine Beschädigungen wie etwa bei einem Schnitt aufweist. Versuche mit einem Laser erbrachten zwar ähnliche, aber nicht identische Ergebnisse. Allen Tieren waren die Geschlechtsorgane (auch Euter oder einzelne Zitzen) und andere Körperteile (jeweils ein Auge, ein Ohr, das Herz, die Zunge, Bereiche der Haut oder Teile von Lippe oder Schnauze) chirurgisch entfernt worden. Auch der Rektalbereich war gewöhnlich herausgeschnitten worden. Weiterhin wurden die toten Tiere oftmals in verschneitem Gelände oder auf lehmig-weichem Boden gefunden, es fanden sich jedoch keinerlei Fuß-, Fahrzeug- oder andere Spuren. Gelegentlich deuteten Knochenbrüche darauf hin, dass die Tiere aus einer relativ großen Höhe zu Boden gefallen sein müssen. Es ist bis heute ein Rätsel geblieben, wer und zu welchem Zweck diese Tiere verstümmelte, und da boten sich die angeblich mit den USA zusammen arbeitenden Außerirdischen mit ihrer „Supertechnik“ geradezu an, zumal es nicht erklärbar ist, wie man aus einem Körper das Blut vollends entfernen kann, ohne dass Reste darin verbleiben.

Allerdings wurden in der Gegend der meisten Verstümmelungsfälle häufig nachts schwarze Hubschrauber ohne Kennzeichen und Positionslichter gesichtet, die mit modernster Technik ausgestattet sein müssen, weil sie sehr leise sind und ein ungewöhnliches Beschleunigungsvermögen besitzen sollen. Diese Umstände legen es nahe, dass hier keine

Außerirdischen, sondern irgendeine Geheimgruppe der US-Regierung am Werk ist, zu welchem Zweck auch immer.



Ein verstümmerter Stier, der am 31. Januar 1992 in Caldwell, Kansas, tot aufgefunden wurde. Kein Tropfen Blut ist erkennbar, das Fell ist präzise zerteilt (Rétyi, a.a.O.)

Ein weiteres Vorkommen, das man den Aliens unterschob, sind die jährlich verschwindenden Personen in den USA. Man hört zwar seltener davon, doch es sind einige tausend Personen, meist Kinder, die dort jährlich spurlos verschwinden und niemals wiedergefunden werden. Sicher gibt es auch hierfür eine „natürliche“ Erklärung, doch es passt so schön in die „Verschwörungs-Theorie“.

Zu den Fällen von „Entführungen durch Außerirdische“ ist zu sagen, dass sie bestimmt stattgefunden haben, wenigstens ein großer Teil davon. Doch wer sagt denn, dass es sich hierbei um Außerirdische handeln muss, welche diese Entführungen vornehmen? Wie schon im Beitrag „Das UFO-Problem“ angeführt wird, wird den Betroffenen oftmals eine falsche Erinnerung eingepflanzt, also hypnotisch verankert. Ich bin davon überzeugt, dass es sich hier um rein irdische Machenschaften handelt. Die Geheimdienste verfügen heute über Möglichkeiten der Beeinflussung, die geradezu unglaublich sind. Es ist - dazu sind keine Außerirdischen nötig - tatsächlich möglich, die komplette Erinnerung eines Menschen völlig neu zu gestalten. Und zwar so perfekt, dass sie auch hypnotischen Sitzungen widersteht. Wie können Geheimdienste ihr verbrecherisches Tun besser tarnen als mit fiktiven Erinnerungen an irgendwelche Außerirdischen?

Hierher gehört auch das Einsetzen von Mikrochips. Es besteht durchaus kein Unterschied (mehr) zwischen irdischen und (angeblich) außerirdischen Implantaten. Auch der sogenannte Abstoßungseffekt des Körpers gegen Fremdkörper ist inzwischen völlig unter Kontrolle (2).

Verschiedentlich bleiben bei Entführungsoffern Merkmale (Narben) am Körper zurück, wo Gewebeproben entnommen worden sind. Dass hier tatsächlich an den Körpern manipuliert worden ist, steht außer Frage. Doch ob es Außerirdische waren, die hier Testproben genommen haben, ist höchst fraglich. Die geschilderte Technik jedenfalls passt durchaus zu unseren medizinischen Möglichkeiten - natürlich nicht zu der Praxis des praktischen Arztes um die Ecke.

Wenn wir uns mit offenen Augen betrachten, was mit den Entführungsoffern gemacht wurde (Ei- und Spermaentnahme, künstliche Befruchtung, Fötusentnahme usw.), so handelt es sich doch sehr fatal genau um diejenigen genetischen Versuche am Menschen, um die gegenwärtig so heftig gestritten wird wegen der moralischen Bedenken. Genauso fatal sind die Aussagen der Opfer, die „Außerirdischen“ würden einen neuen Menschentyp züchten. Hatten wir nicht in unserer

Geschichte schon mehrere Versuche in dieser Richtung? Das versprochene „goldene Zeitalter“ ist ebenfalls nicht neu, sondern entspricht völlig der Illuminaten-Ideologie.

Ich denke, dass es sich bei den Menschenversuchen um Langzeitprojekte höchst irdischer Natur von Geheimdiensten oder sonstigen höchst irdischen Gruppen handelt, die - aus moralischen Gründen - offiziell niemals genehmigt werden würden. Den Betroffenen wird eine falsche Erinnerung eingepflanzt, und somit kann niemand der Verantwortlichen mehr dingfest oder regresspflichtig gemacht werden.



Löffelförmige Narben, die Hinterlassenschaften von Gewebeentnahmen durch - wen auch immer (Fowler, a.a.O.)

Wir dürfen auch nicht vergessen, dass gerade die USA bzw. die amerikanischen Regierungen und ihre Organisationen noch niemals Rücksicht auf die eigene Bevölkerung genommen hat, wenn es galt, irgend etwas Schädliches an Menschen auszutesten. Bestes Beispiel ist die Entwicklung der amerikanischen Atombombe, wo mehrfach ganze Städte ohne das Wissen der dort Lebenden radioaktivem Fallout ausgesetzt wurden, nur um zu sehen, ob und wie die Menschen dies überleben. Ähnliche „Tests“ wurden mit den verschiedensten Giften gemacht, zuletzt im Kosovo-Krieg, als Soldaten ungeschützt der strahlenden Atom-Munition ausgesetzt wurden.

Der „Knackpunkt“ ist für mich der von allen Entführungsoptionen zugegebene Erinnerungsaustausch. Alle Aussagen der Opfer wurden bei Rückführungen bzw. unter Hypnose gemacht, in denen sie das Geschehen nochmals durchlebten. Wenn den Opfern jedoch eine falsche Erinnerung eingepflanzt wurde, ist es kaum möglich, diese als solche zu enttarnen. Möglicherweise haben wir ein Hinweis darin, dass bei den Beschreibungen der Aliens durch die Opfer kaum dieselben „Rassen“ geschildert werden, sondern nur sich ähnelnde. Das könnte damit zusammenhängen, dass sie das geschilderte Geschehen so selbst nicht erlebt haben, sondern auf eine eingepflanzte Erinnerung zurückgreifen.

Was spricht nun eigentlich noch für die Anwesenheit irgendwelcher Außerirdischer auf der Erde? Etwa der Film von der Sezierung einer „Außerirdischen“ aus den fünfziger Jahren, der Mitte der Neunzigerjahre von dem Video-Produzenten Ray Santilli groß vermarktet wurde (siehe Abb. im Beitrag „Das UFO-Problem“)? Die „Außerirdische“ war angeblich mit einem UFO bei Roswell abgestürzt und mit einigen anderen Toten geborgen worden. Auf einer US-Militärbasis wurde sie seziiert. Dieser Vorgang wurde gefilmt, wobei einige dieser Filme angeblich bei dem Fotografen verblieben, der sie erst vierzig Jahre später zufällig wiedergefunden haben will. Alle Welt versuchte nachzuweisen, dass es sich hierbei um eine Fälschung handelt, doch ein definitiver Nachweis blieb bis heute aus. „Echt oder unecht?“ fragten wir schon in SYNESIS Nr. 12/1995 (3).

Gerade im UFO-Bereich wurde (und wird) seit den ersten Sichtungen gefälscht, was irgend möglich war. Heute sind die Möglichkeiten einer guten Fälschung um vieles größer als noch vor wenigen Jahren. Aber heute haben wir andererseits auch viel bessere Möglichkeiten, Fälschungen als solche zu enttarnen, womit ich nicht etwa behaupten will, dass der „Autopsie-Film“ eine Fälschung ist.

Wir sollten aber nicht alles, was wir nicht verstehen, irgendwelchen Außerirdischen in die „Schuhe“ schieben. Unsere Technik ist viel, viel weiter fortgeschritten, als wir es wahrhaben wollen. Alle

technischen Entwicklungen, die für den „Normalbürger“ als Neuerungen verfügbar werden, sind entwicklungsmäßig bereits wieder „altes Eisen“, wenn sie auf den Markt kommen. Das erkennt man zum Beispiel in der Computerentwicklung, bei der man in der Industrie heute über Prozessorgeschwindigkeiten über zwei Gigahertz (die für den Anwender noch gar nicht erhältlich sind) bereits lacht, weil schon Testgeräte mit der zehnfachen Geschwindigkeit laufen.

Ebenso verhält es sich mit der Genforschung, über die derzeit (wieder einmal) zu Recht fleißig gestritten wird. Ist Genforschung an menschlichem Material moralisch zulässig oder nicht? In den Labors wird schon lange damit gearbeitet, ob wir es wahr haben wollen oder nicht. Genmanipulationen? Haben denn die entrüsteten Proteste irgend etwas bewirkt? Nein. Ein Großteil dessen, was wir heute verzehren, ist genmanipuliert. Völlig ohne außerirdische Einwirkung.

Die Technik kann also nicht mehr als Beleg für eine außerirdische Anwesenheit gelten. Alles was bisher beobachtet wurde, seien es Gewebeentnahmen, Implantate oder „unglaubliche“ Flugbewegungen unidentifizierter Flugkörper, ist auch mit irdischer Technik machbar.

Betrachten wir uns die Beschreibungen von UFO-Besetzungen bei Nahbegegnungen, so fällt es auf, dass in den ersten Jahren fast immer von großen, gut gewachsenen „menschenähnlichen“ Humanoiden die Rede war, die meist blonde lange Haare trugen (und manchmal sogar deutsch redeten). Erst später gesellten sich in den Beschreibungen die kleineren „Grauen“ mit ihren riesigen Augen in dem überproportionierten Kopf auf schwächlichem Körper hinzu. Die „reptiloiden“ oder „insektoiden“ Wesen tauchten erst etwa in den Achtzigerjahren auf. Dagegen wird heute keine UFO-Besetzung mehr beobachtet, die dem blonden Idealtypus entspricht. Nimmt man die Schilderungen von Entführungsoffern jedoch ernst, wonach die Aliens ein Menschenzüchtungsprogramm unterhalten würden, indem sie Hybriden züchten würden, die eine Kreuzung zwischen Menschen und Aliens darstellen, so müsste der Sichtungs-Trend eigentlich umgekehrt verlaufen: Die ersten Begegnungen hätten mit großäugigen „Grauen“ erfolgen müssen, und im Laufe der gentechnisch herbeigeführten Vermischung mit immer menschenähnlicheren „Hybriden“. Dem ist jedoch nicht so.

Ich will mit diesem Beitrag nicht in den großen Chor der UFO-Verleugner mit einstimmen. Solange es unaufgeklärte Vorfälle und Sichtungen gibt, ist jede Erklärung möglich, auch die einer außerirdischen Intervention. Doch sollten wir alle Schilderungen und Sichtungen peinlichst genau darauf abklopfen, ob nicht doch eine verschwiegene höchst irdische Macht dahinter steckt. Noch vor dreißig Jahren konnte man Menschen damit beeindruckten, indem eine „übermächtige“ außerirdische Technologie beschrieben wurde, die der unseren weit überlegen war. Heute ist unsere eigene Technologie so weit, dass kein Unterschied mehr besteht. Wo bleibt nun die übermächtige Technik der Außerirdischen? (Oder haben wir sie klammheimlich übernommen?)

Oder sind inzwischen alle Staaten durch Aliens-Hybriden unterwandert, ohne dass es jemand gemerkt hat? Dann müssen sich diese Hybriden aber recht schnell an die korrupten Gegebenheiten einer gnadenlosen irdischen Machtpolitik angepasst haben.

Anmerkungen

- (1) Ernst Meckelburg: „Jenseits der Ewigkeit“, München 2000.
- (2) Hierzu etwa: Gernot L. Geise: „Die absolute Kontrolle rückt näher“, in: SYNESIS Nr. 1/1999; ders.: „Die absolute Kontrolle rückt näher, Teil 2“, in: SYNESIS Nr. 2/1999;
- (3) Gernot L. Geise: „Die Tranchierung eines ‚Außerirdischen‘. Echt oder unecht? Das ist hier die Frage“, in: SYNESIS Nr. 12/1995.

Literatur

- J. Andreas Epp: „Die Realität der Flugscheiben“, Hohenpeißenberg 1998
Raymond E. Fowler: „Die Wächter“, Bergisch Gladbach 1991
o.A. „Die UFOs“, Reihe „Geheimnisse des Unbekannten“, Hamburg 1988
Andreas v. Rétyi: „Tiervorstümmelungen und UFOs - eine erschreckende Botschaft“, in UFO-Kurier Nr. 10/1995



Die Klöster Flavigny und Fontenay

(c) 2001 Gernot L. Geise

Mitglieder des EFODON e.V. machten im Jahre 1992 eine Forschungsfahrt nach Frankreich. Sinn und Zweck unserer Fahrt war es, im Zuge des EFODON-Projektes „Holzhausen“ dort verschiedene Stationen und Örtlichkeiten näher zu untersuchen, ob sie auf Keltenschanzen errichtet wurden. Dabei sammelten wir Material und Zusammenhänge, die später in die „Keltenschanzen-Thematik“ einfließen. Die Untersuchungen wurden überwiegend radiästhetisch vorgenommen. Gernot L. Geise besuchte zusammen mit Reinhold Lück u.a. die Klöster Flavigny und Fontenay.



Das Kloster Flavigny

Flavigny

Die Klosteranlage von Flavigny liegt nur ein paar Kilometer südöstlich von Alésia, der letzten Keltenhochburg. Sie wird auch heute noch von Mönchen bewohnt. Vor dem Zugang steht eine imposante Statue eines Mönches (?). Zu seinen Füßen ein Wappen, das einen liegenden Hund zeigt, der unter gekreuzten Zweigen liegt und einen Reichsapfel bewacht.

Im Innenhof des Klosters muteten wir eine Vierermanipulation, eine linkspolarisierte Blind Spring sowie eine negativ polarisierte „Pyramidenenergie“ (mit „Pyramidenenergie“ bezeichnet Reinhold Lück eine Energieart, die große Ähnlichkeit mit der „richtigen“ Pyramidenenergie aufweist, jedoch nicht identisch mit ihr ist). Das bedeutet, dass das Kloster - ganz ähnlich wie der Maierhof des Klosters Benediktbeuern, zu dem auch eine große optische Ähnlichkeit besteht - auf einer Keltenschanze errichtet wurde.

In der Nähe des Parkplatzes, rechts vom Kloster-Innenhof, fanden wir eine ergrabene Krypta. Die Straße zwischen der Krypta und dem Klosterhof heißt „Rue de l'Abbaye“ (also „Klosterstraße“).

Wir waren - wie war es anders zu erwarten... - natürlich nicht zu den vorgegebenen Besuchszeiten dort, deshalb konnten wir auch nicht auf irgendeine Führung hoffen, obwohl es sowieso nicht das gewesen wäre, was wir erwartet hätten.

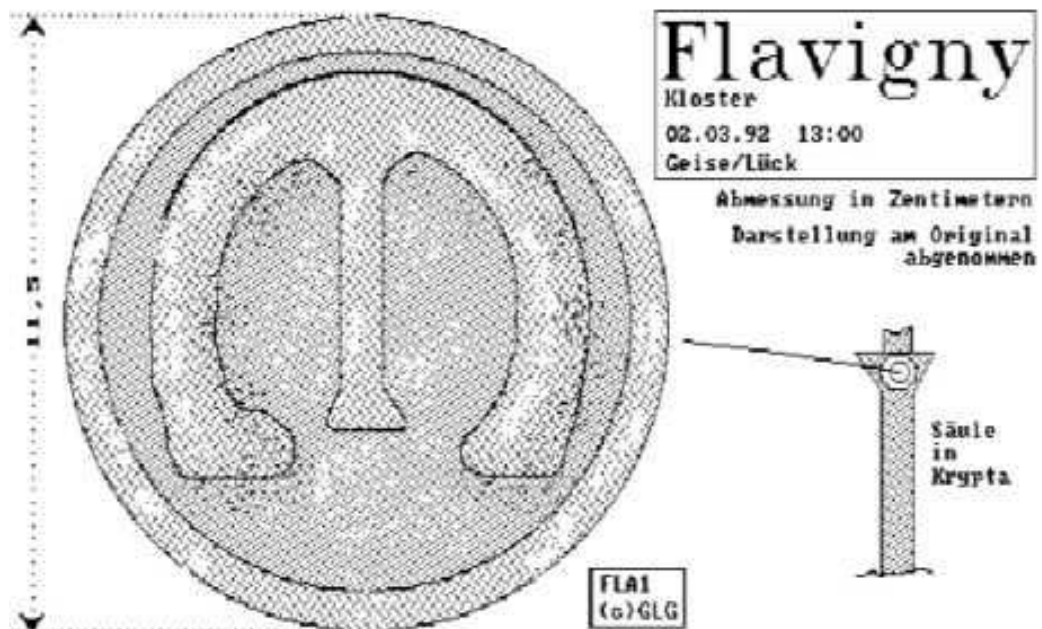
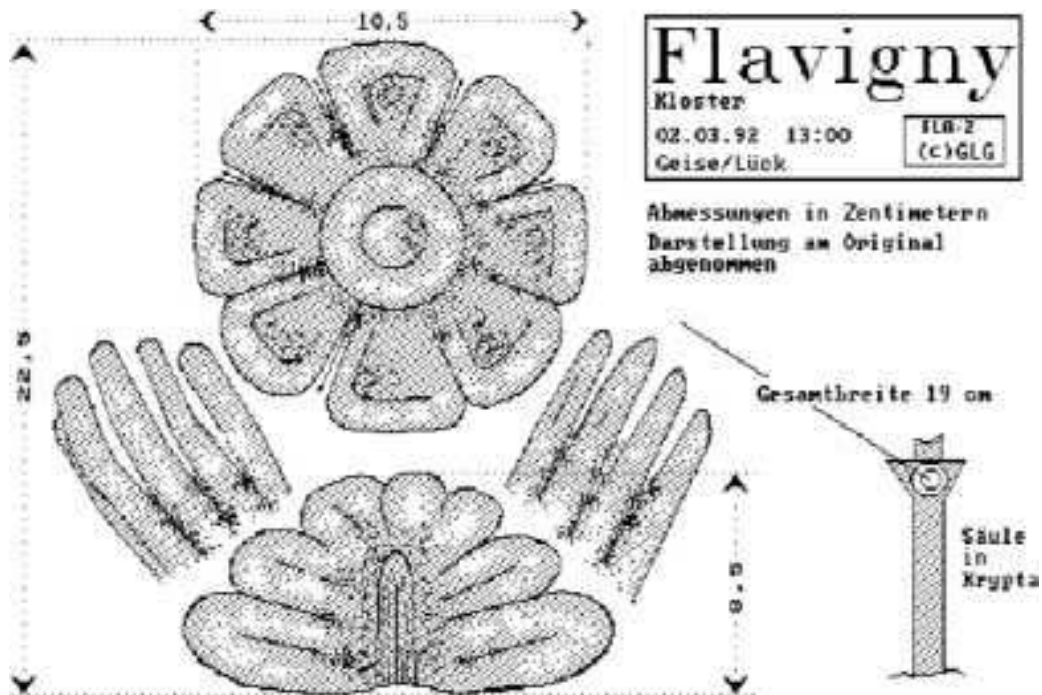


Die Statue eines Mönches vor dem Klostereingang.



Das Wappen mit dem liegenden Hund

In der tiefschwarzen Dunkelheit muffiger Kellerräume tasteten wir uns mit Hilfe eines Feuerzeuges vor, denn die Taschenlampe hatten wir intelligenterweise im Auto liegen gelassen. Dabei fanden wir in einem der dunklen Keller dort ergrabene oder deponierte Säulen und Steinreste von Ausgrabungen aus dem Kloster. An einigen der Säulen fielen uns die Verzierungen auf. Es waren sogenannte „Lipper“ und „Schweige-Rosen“.



Diese Zeichen fanden wir an Säulen, die in der Dunkelheit muffiger Kellerräume neben anderen Bruchstücken lagern

In der Mitte der Krypta muteten wir in etwa 24 Metern Tiefe eine positiv polarisierte Blind-Spring-Resonanz, die nicht durch Wasser hervorgerufen wird. Reinhold Lück meinte, mit ziemlicher Sicherheit würde sich hier ein Korrekturschacht befinden, was unsere Hypothese, dass das Kloster auf einer Keltenschanze steht, bestätigt.

So genannte „Holzorte“ fanden wir keine in der unmittelbaren Umgebung.



In diesem (der Öffentlichkeit nicht zugänglichen) Raum wurden ergrabene Artefakte gelagert



Alte Darstellung des Klosters Flavigny

Fontenay

Das „Abbey de Fontenay“ ist ein recht großes ehemaliges Zisterzienser-Kloster. Es ist, wie das Kloster Flavigny, in Art des Maierhofes des Klosters Benediktbeuern auf einer Keltenschanze errichtet. Auch hier sind alle Schanzen-Attribute vorhanden.

Im Innenhof des Klosters, innerhalb des Kreuzganges, konnten wir u.a. nicht ergrabene Grundmauern muten, auch dies in der gleichen Art wie im Kloster Benediktbeuern.



Das Kirchengebäude, der Dom, ist nach dem irdischen magnetischen Globalgitternetz ausgerichtet, das vorrangig für alle Schwerkraftphänomene verantwortlich ist.

Unter der Altarplattform muteten wir einen nicht ergrabenen, großen Hohlraum. Seine Abmessungen lassen sich an den schwarz abgesetzten Bodenfliesen gut erkennen, was ein Zeichen dafür ist, dass man zu jener Zeit, als die Plattform gefliest

wurde, noch von dem Hohlraum wusste. Der Boden des Hohlraumes liegt in 6,60 Metern Tiefe, die Decke in 2,60 Metern Tiefe. Darüber verläuft eine energetische Manipulationslinie, die von einem Manipulationsschacht im Garten ausgeht.

Der Dom selbst ist, wie alle anderen zugänglichen Gebäude des Klosters, leergeräumt und bis auf einige wenige Kleinigkeiten ohne jede Ausschmückung.



Der Haupteingang des Klosters Fontenay. Rechts: Das Wappen von Fontenay.

Das Kloster besitzt eine Schmiede, die mit 53 Metern Länge wahrhaft gigantisch groß ist. Auch sie war leergeräumt, ohne Inventar. Man fragt sich, wozu ein Kloster solch einen Industriebetrieb brauchte, zumal man an den Verfärbungen der Fenster nachvollziehen kann, dass hier einstmals eine sehr starke Verhüttungs- und Metallverarbeitungstätigkeit vorgenommen worden sein muss. Darüber findet man jedoch in den offiziellen Prospekten über das Kloster nur den Hinweis: „*Klöster folgten seit jeher dem Prinzip, sich selbst zu genügen, ohne gezwungen zu sein, die nötigen Industriegüter von draußen kommen zu lassen. Die 53 m lange Schmiede von Fontenay war eine regelrechte Fabrik, wo man das Erz eines nahegelegenen Berges verarbeitete. Der kanalisierte Fluss trieb die Hämmer, die das Eisen klopften, und das Gebläse der Schmelzöfen*“ (Broschüre „Fontenay“).

Was hier in großem Maßstab hergestellt wurde, ist nicht schwer zu erraten: Geldmünzen. Dazu passt auch der sogenannte „Taubenschlag“, ein Rundturm in ähnlicher Art, wie wir ihn in Les Baux gesehen haben. Der Innenraum besteht aus wabenförmig angelegten viereckigen Vertiefungen, in denen die Prägestempel aufbewahrt wurden.

In der Ostwand innerhalb der Schmiede fanden wir einen engen Gang, der nach etwa zwanzig Metern durch gestapelte Kacheln zugestellt war. Möglicherweise handelte es sich hierbei um eine Art ehemaliger Fluchtweg.



Blick in den Innenraum der leergeäumten Schmiede.

Um eine Schmiede zur Metallverhüttung betreiben zu können, benötigt man große Mengen Wasser, und dieses war (und ist noch heute) dort überreichlich vorhanden. Direkt hinter dem Schmiedegebäude verläuft ein kanalisierter Bach, und innerhalb der Klosteranlage befinden sich sehr viele Brunnen und Springbrunnen.

Im Garten des Klosters mutete Reinhold Lück eine weitere Blind Spring mit einer Verwerfung. Der dort vorhandene Springbrunnen steht genau darauf.



Der Innenhof des Klosters (Kreuzgang). Hier muteten wir nicht ergrabene Grundmauern



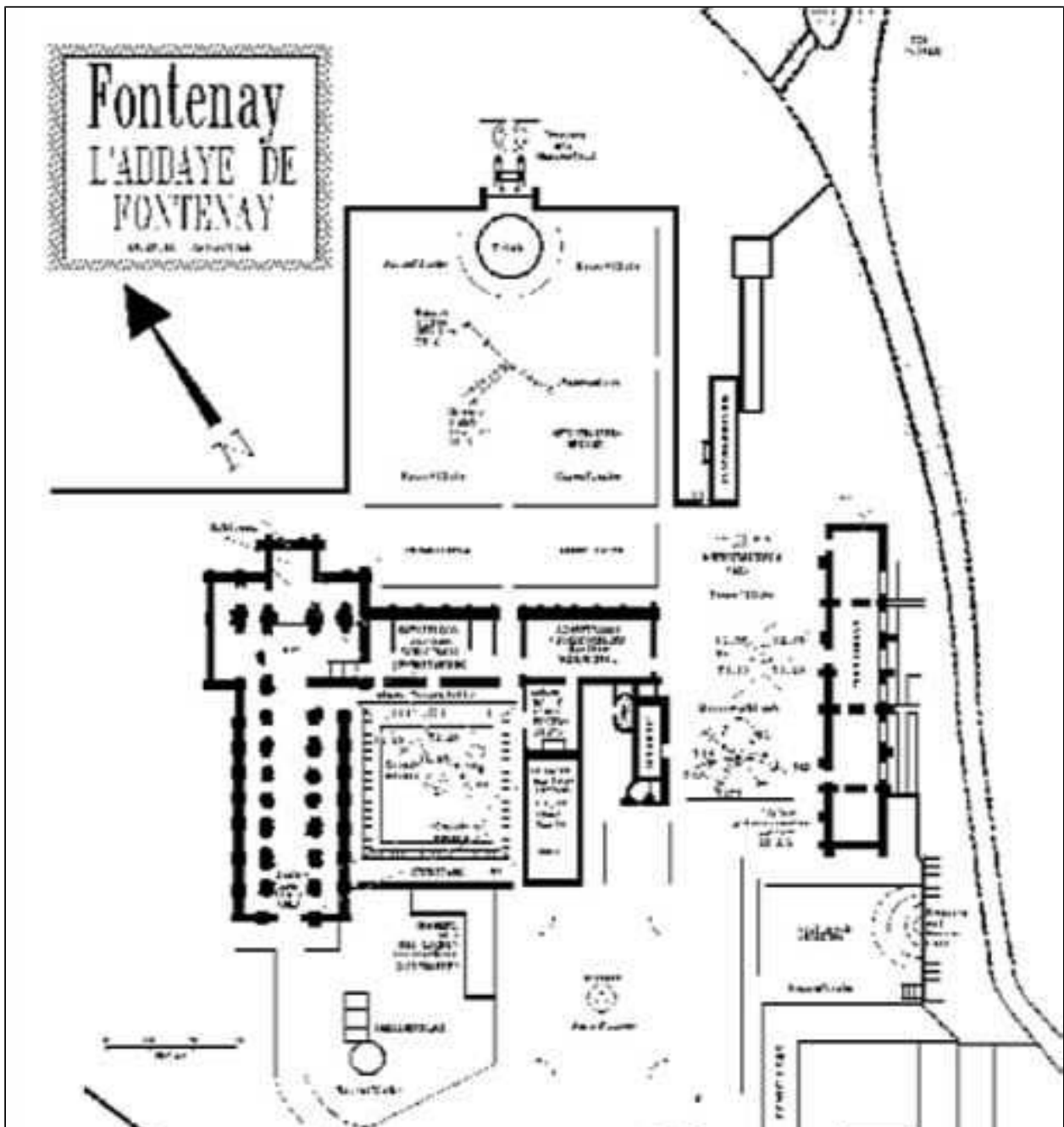
Das Innere des Domes des Klosters Fontenay ist bis auf den Altar völlig schmucklos und leer

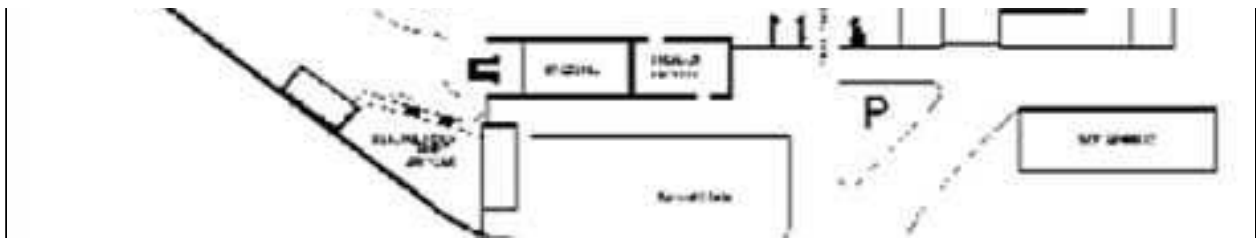


Diese „Lilie“ ließ uns auf den Gedanken kommen, ob „Fontenay“ nicht vielleicht abgeleitet ist von „Fontäne“ - „Fontän-ey“? Denn Wasser und Brunnen gibt es hier mehr als genug.



Der so genannte „Taubenturm“ im linken Bereich des Klosters





Reinhold Lück hat auf dem Parkweg aufgezeichnet, wie hier unterirdisch die Verwerfungen und die Wasserströme verlaufen.

Der nächstgelegene „Holzort“ heißt „Bois l'Evêque“.

*Fotos und Skizzen: (c) Gernot L. Geise
(c) 2001 Gernot L. Geise*

Eingebettetes geschütztes Dokument

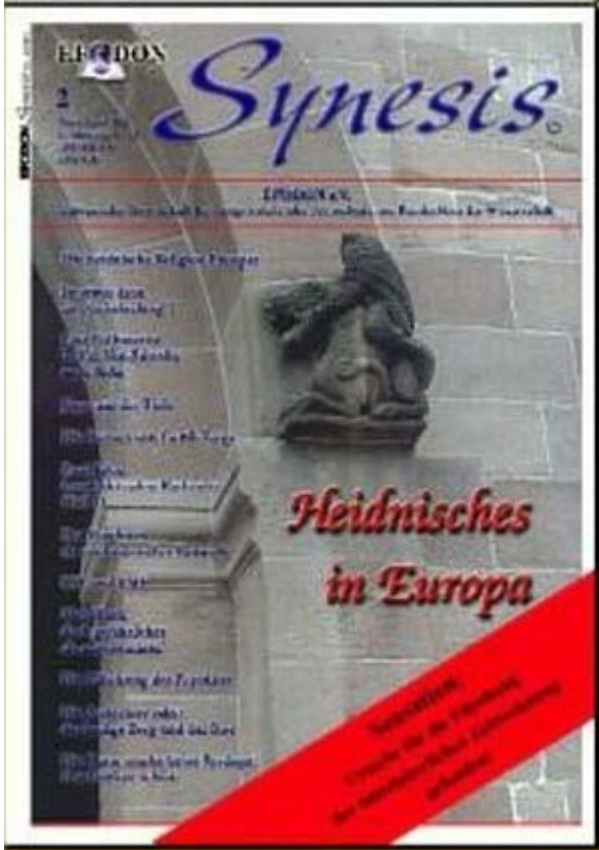
Die Datei http://www.efodon.de/html/archiv/geschichte/ritter/2001_ritter_irak.pdf ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.



Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei http://www.efodon.de/html/archiv/chrono/gabowitsch/2001-SY3_gabowitsch_chinesische_astronomie.pdf ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.





Walter Haug

Neues von den deutschen Pyramiden



Abb. 1: Planskizze

Neues hat es immer schwer. In Baden-Württemberg kennt man keine großen Megalithgräber wie in Norddeutschland, in der Bretagne und in Großbritannien. Die Landesdenkmalämter verhalten sich deshalb sehr reserviert bezüglich unserer Jahrtausendentdeckung. Ganz anders in Niedersachsen. Dr. Ziermann vom Amt für Kultur und Archäologie in Stade, ein anerkannter Megalith-Experte, zeigte nur aufgrund der eingesandten Fotos und Skizzen großes Interesse für unsere Forschungen und wird sich, sobald sein Gesundheitszustand es zulässt, ein eigenes Bild über die Monumente machen.

Immerhin ist man nun auch im Ländle bereit, einen Antrag auf Grabungsgenehmigung zu prüfen. Unser Verein wird also die Arbeit übernehmen müssen, zu der der baden-württembergische Staat von Rechts wegen eigentlich verpflichtet ist und für die er vom Steuerzahler mit den notwendigen Finanzmitteln ausgestattet wird. Wir dagegen müssen unsere Baggerarbeiten, Vermessungen, Laboruntersuchungen, etc. über Spendeneinnahmen selbst finanzieren und

sind auf jeden Fall vom Wohlwollen der beaufsichtigenden Ämter abhängig. Ob hierbei die Freiheit der Wissenschaft und Forschung gewahrt bleiben kann ist abzuwarten.

Von den rund 20 uns bekannten Felsnekropolen im Städteviereck Heilbronn - Maulbronn - Bruchsal - Karlsruhe mit z. T. mehr als 20 Steingrabhügeln (Sommerhölde Schmie) konzentrieren wir uns nun auf den Bauwerkskomplex im Wald bei Kürnbach, dessen grobe Ausmaße nun in einer Planskizze (Bild 1) erfasst und als Grundlage einer Rekonstruktionszeichnung herangezogen werden konnte (Bild 2). Wie der Leser sieht haben wir es mit einer kompletten Stufenpyramide zu tun, die eine Höhe von mehr als 80 m erreicht, aber an den Hang des Berges gebaut ist. Ob wir hier den Prototyp für alle hochkulturellen Pyramiden der Welt vor uns haben?

Die Elemente einer rationalen planenden Architektur begegneten uns, als wir auf den Steingang stießen (siehe Bild 1). Der ehrenamtliche Mitarbeiter des LDA, der ihn vor 9 Jahren schon ausgrub, hält ihn für einen Bergwerksstollen, nur, dieser Stollen führt nicht in den Fels hinein zu irgendwelchen Silberadern, wie der Ausgräber

vermutet, sondern strikt entlang der Steinbruchwand. M. W. gibt es kein Silber in Sandstein und Tonschiefer, das nur nebenbei gesagt. Das bemerkenswerte sind die langen schmalen Felsplatten mit denen der Gang abgedeckt ist (Bild 3). Diese erhellen schlaglichtartig, dass schon zu diesem frühen Zeitpunkt, als Megalithgräber entstanden, Normierung und Massenfertigung bereits praktiziert wurde. Wir fühlen uns an den planvollen Bau ägyptischer Königspyramiden erinnert. Und verblüffend ist die Parallele, denn auch das Grabgewölbe der Stufenpyramide des Djoser wurde mit genauso langen schmalen Felsplatten abgedeckt (Bild 4).

Normierung, Standardmaße - wir kennen den ägyptischen Fuß, der als Grundeinheit die Längen und Höhen, alle Bauwerksproportionen bestimmte, und - will's der Zufall - findet doch unser Vereinsvorstand Bernd Zilly auf dem ursprünglichen Verschlussstein die Gravur eines Fußes von 28 cm Länge (Bild 5)! Das ist die Maßeinheit, die praktisch in allen Hochkulturen aller Kontinente vorkommt und von der frühesten Pharaonenzeit bis tief ins Mittelalter hinein angewendet wurde.



Abb. 2: Rekonstruktion

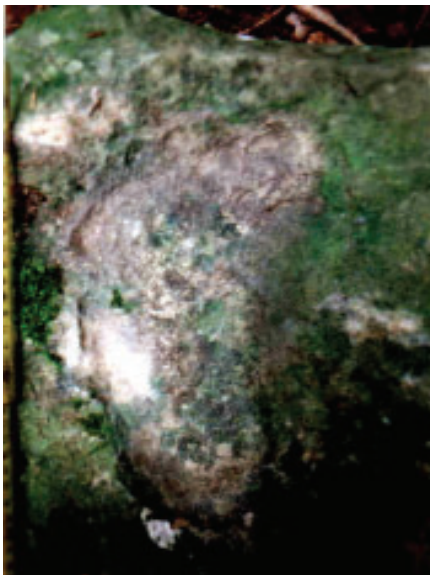
Neues von den deutschen Pyramiden



Abb. 3: Deckstein



Abb. 4: Grabgewölbe der Stufenpyramide des Djoser



Es ist klar, dass wir nun die Geheimnisse dieses Ganges ergründen wollen. Das Jahr 2001 soll uns endlich den Durchbruch bringen.

Fotos und Abbildungen: Walter Haug

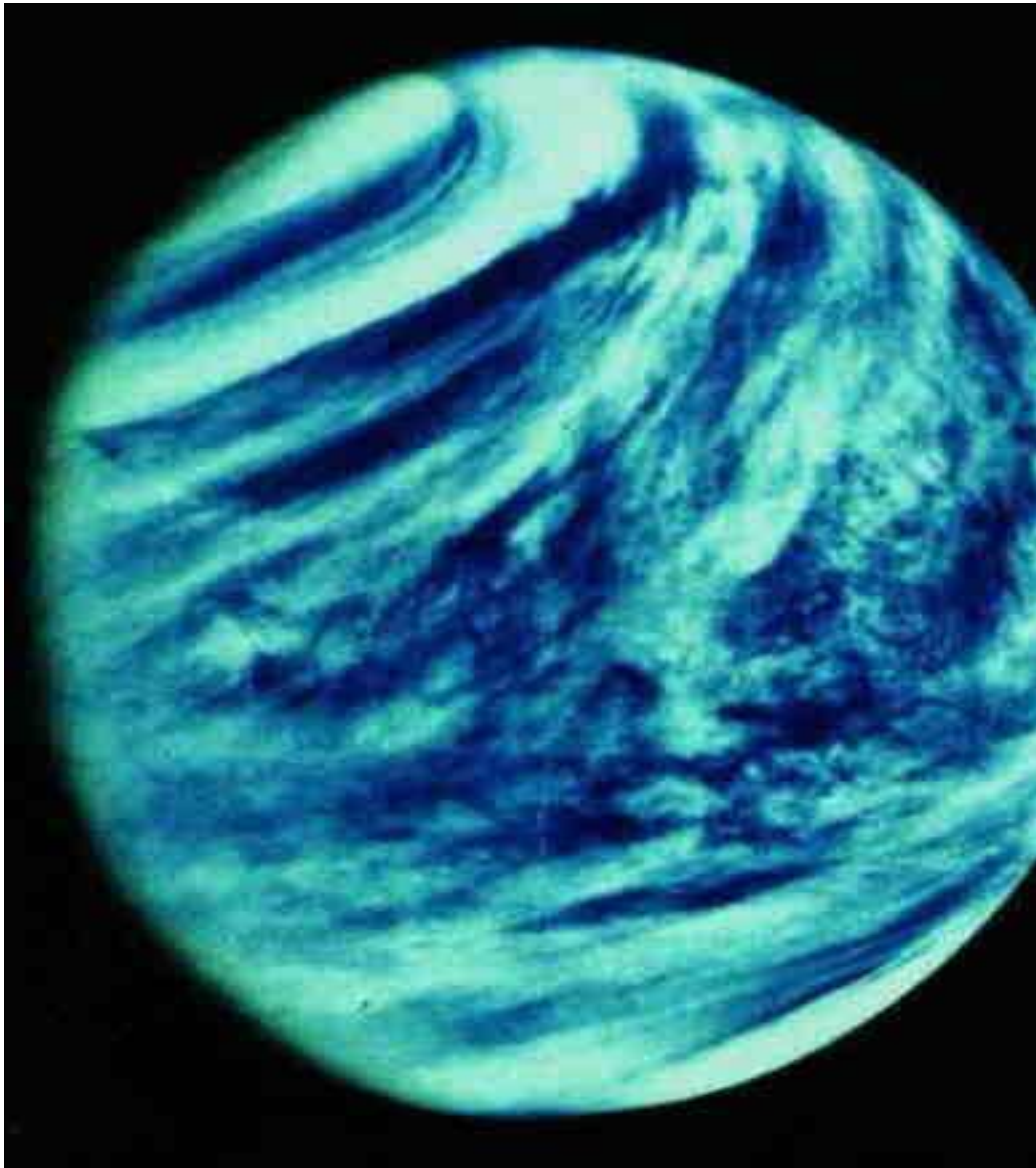


Abb. 5: Ursprünglicher Verschlussstein mit der Gravur eines Fußes von 28 cm Länge

Wie sieht die Venus wirklich aus?

Die offiziellen Daten sind voller Widersprüche

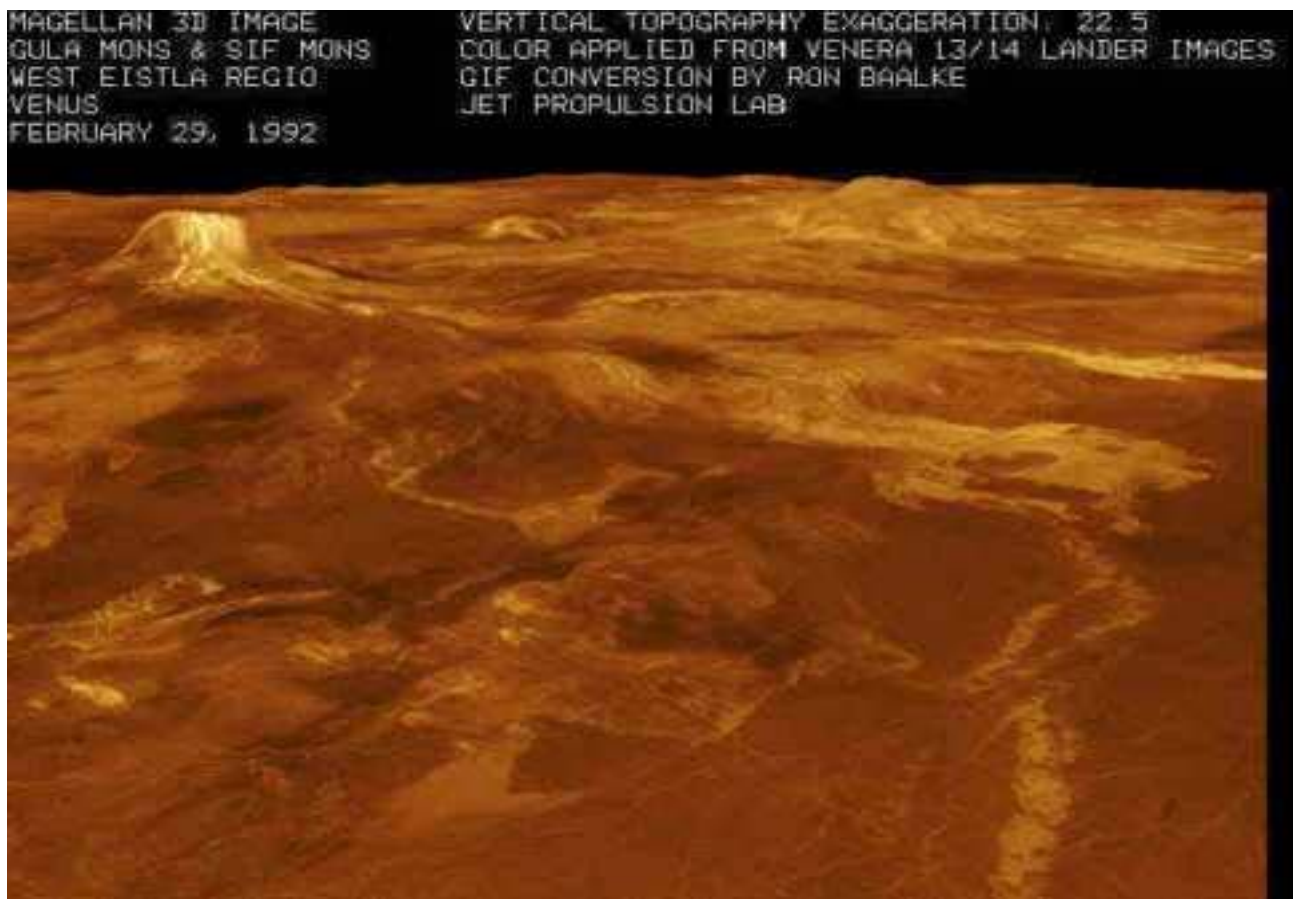
(c) 2001 Gernot L. Geise



Zunächst möchte ich die wissenschaftlichen Fakten darlegen, wie sie uns die amerikanischen und ehemaligen sowjetischen Wissenschaftler aufgrund von Raumsonden-Messergebnissen erzählen:

Der Planet Venus wird wie der Planet Mars als Schwesterplanet der Erde bezeichnet, weil beide Planeten in vielen Hinsichten erdähnlich sind. Diese Ähnlichkeit bezieht sich auf die Dichte, die Masse, die Größe und den Sonnenabstand. Ein Venus-Tag entspricht 243 Erdtagen und ist somit länger als ein Venusjahr, das durchschnittlich eine Länge von 224,7 Erdtagen hat. Somit dreht die Venus fast immer die gleiche Seite der Sonne zu. Die Tag-Nacht-Grenze verschiebt sich nur unmerklich langsam. Die Venus-Planetenrotation ist somit rückläufig, retrograd, Venus dreht sich "verkehrt herum".

Die Venus wird von einer dichten, wolkenreichen Atmosphäre umgeben. Sie besteht zu 93-97 % aus schwefelsaurem Kohlendioxid und zu etwa 2 %-5 % aus Stickstoff. Sauerstoff ist zu etwa 0,4 % vorhanden. Weiterhin wurden Spuren von Argon-36 gemessen.



Rekonstruktionszeichnung der Venusoberfläche nach Messdaten der Sonde MAGELLAN.

Der Wasserdampfanteil liegt in Nähe der Wolkenschichten bei etwa 1,1 %, während die Wolkenschichten aus hellen gelblichen und dunklen Salz- und Schwefelsäurewolken bestehen. Die Exosphäre besteht aus Helium und Wasserstoff. In dieser Atmosphäre gehen pausenlos Gewitter nieder. Die amerikanischen PIONEER-VENUS-Sonden und die sowjetischen VEGA 1 und 2-Sonden zählten innerhalb von nur fünf Minuten bis zu hundert Blitze in den Wolken. VENERA 11 zählte fünfundzwanzig Blitze pro Sekunde.

Auf der Venus-Oberfläche ist kein Wasser und kein freier Sauerstoff vorhanden. Es wurden hier glühende mysteriöse Brände beobachtet, es regnet oder schneit nahezu ununterbrochen Schwefel oder Schwefelsäure. In einer Höhe zwischen 48 und 63 km beträgt dieser Wert 1 mg/m³ Schwefelsäure.

In der unteren Atmosphärenregion wurden weiß-blaue Leuchterscheinungen beobachtet.

Bis zu einer Höhe von sechzig Kilometern fegen Stürme mit Geschwindigkeiten bis zu 320 km/h über das Land. Dabei zirkulieren die oberen Wolkenschichten in etwa vier Tagen einmal um den Planeten, der selbst viel langsamer rotiert.

Die gemessenen Temperaturen betragen zwischen 462° C und 485° C am Boden. Diese hohen Temperaturen können nicht nur durch den sogenannten Treibhauseffekt hervorgerufen werden, denn Modellrechnungen führten lediglich zu einer Oberflächentemperatur um +300° C. Ungeklärt ist bisher, woher die höhere Temperatur kommt und warum trotz der langsamen Planetenrotation auf der Tages- und Nachtseite gleich hohe Temperaturen herrschen. Die Wissenschaftler tendieren zu der Meinung, dass die Venus eine beträchtliche Eigenwärme besitze, die eventuell aus radioaktiven Prozessen herrühren könne.

Sowjetische und amerikanische Venus-Sonden haben auf der Venus-Oberfläche einen Luftdruck von 80 bis 95 bar (mittlerer Luftdruck: 90.000 Hektopascal) gemessen. Das entspricht in etwa dem

hundertfachen Wert des irdischen Luftdruckes.

Die Venus-Vulkane speien kontinuierlich Lava und Asche in die Atmosphäre.

Die sowjetischen Venussonden (z.B. VENERA 8) landeten mit einem speziell entwickelten Doppelfallschirmsystem, das einen zu schnellen Sturz auf die Oberfläche verhindern sollte und eine Aufsetzgeschwindigkeit von etwa 10 km/h ermöglichte. Auch die amerikanischen Venus-Sonden landeten mit Hilfe von Fallschirmsystemen. Trotzdem überlebten nur wenige Sonden ihre Landung um bis zu einigen Stunden, bis ihre Technik versagte.

Bilder der sowjetischen Venus-Sonden von der Venus-Oberfläche zeigen ein zerklüftetes basalt- und granitähnliches Gestein, das trotz der dichten und aggressiven Atmosphäre größtenteils nicht erodiert zu sein scheint. Die Wissenschaftler haben für diesen Widerspruch keine Erklärung. Eine Bodenanalyse ergab u.a. 4 % Kalium, 0,0002 % Uran, 0,00065 % Thorium.

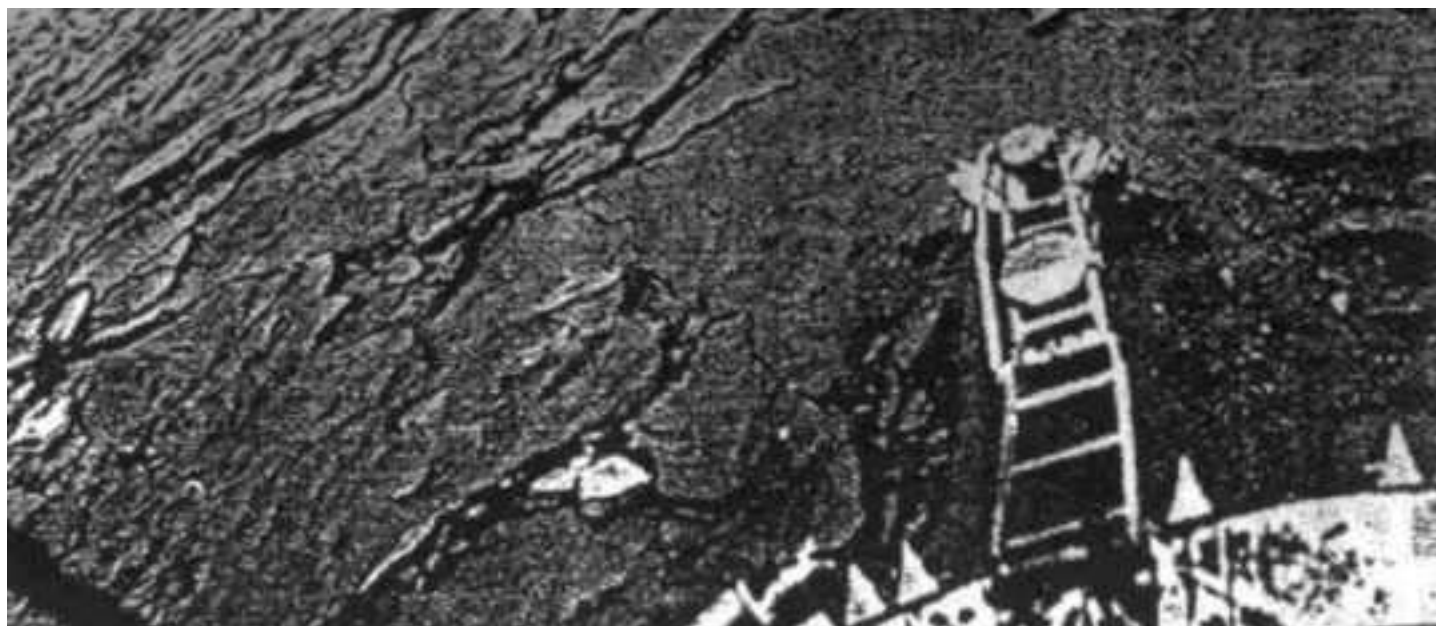
Die amerikanischen Venussonden PIONEER-VENUS 1 und PIONEER-VENUS 2 tasteten die Venus-Oberfläche mit Radarstrahlen ab und ermöglichten auf diese Weise den NASA-Wissenschaftlern, eine Venus-Karte mit Objekten ab fünfzig Metern Größe zu erstellen. Die amerikanische Venussonde MAGELLAN soll bis zu 90 % der Oberfläche des Planeten mit speziellen hochauflösenden Radar-Höhenmessungen erfasst haben.

Alle amerikanischen Venussonden wurden vor dem Start sorgfältig desinfiziert, um zu vermeiden, dass auf die Venus-Oberfläche irdische Bakterien und Keime eingeschleppt werden.

Was stimmt nicht mit den Venus-Daten?

Je mehr ich mich mit der Venus befasste, um so mehr Widersprüche fielen mir in den offiziellen Daten auf. Widersprüche, die zum Teil extrem sind, und wo ich mich frage, wieso sie nicht bereits anderen Leuten aufgefallen sind:

Schauen wir uns beispielsweise Fotos von der wolkenverhangenen Venus an, dann mutet es seltsam an, dass die obere Atmosphäre der Venus ganz ähnliche Wolkenmuster wie die Erde zeigt. Die Wolken bewegen sich im Uhrzeigersinn in vier Tagen um die Venus, also etwa in derselben Zeit, in der irdische Wolken um die Erde kreisen.



Oberflächenaufnahme der Venus von einer VENERA-Sonde. Links im Bild ein Teil des Landekörpers.

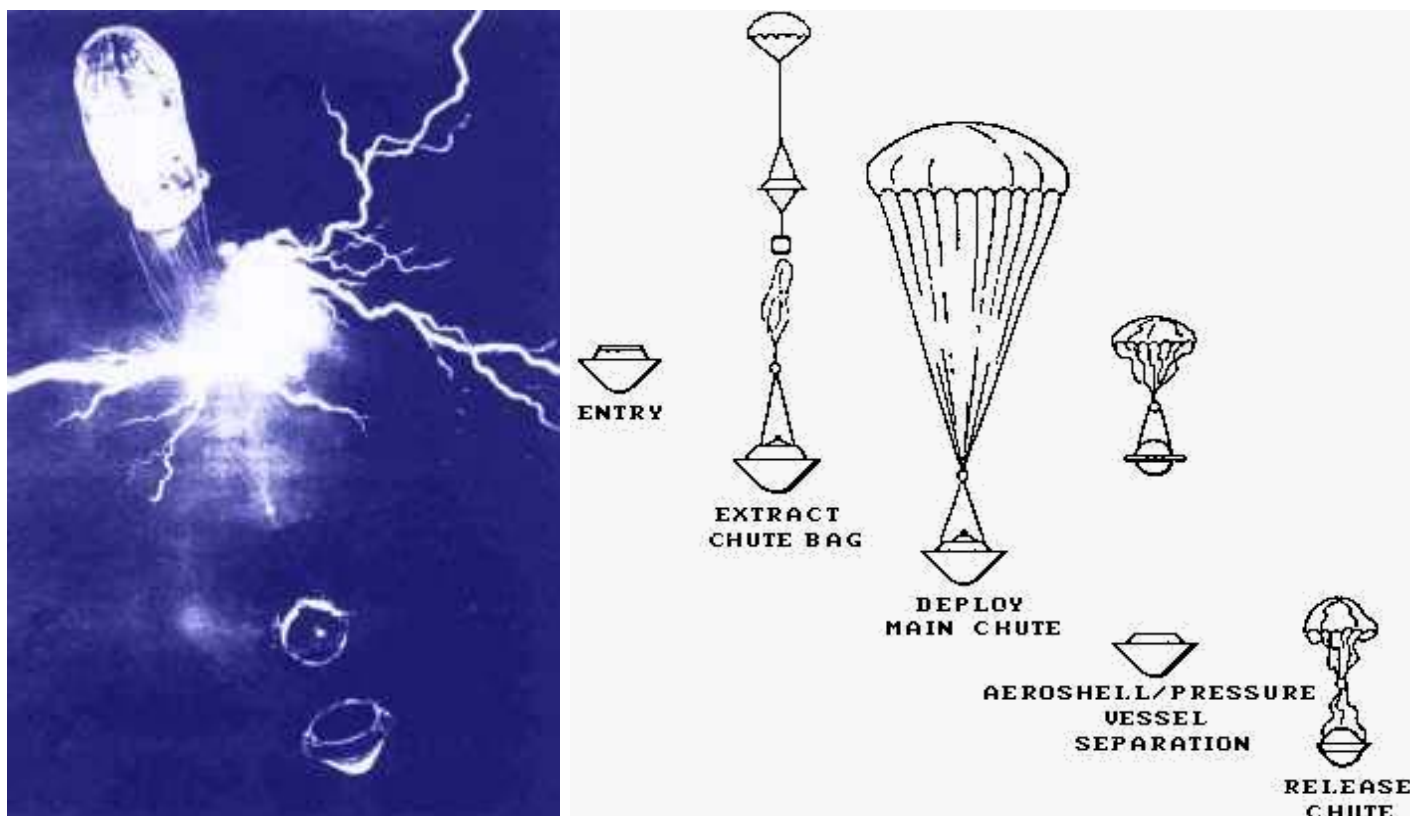
Wie wir wissen, bewegen sich die irdischen Wolken

a) durch die Planetenrotation und

b) durch die Temperaturunterschiede zwischen Tag- und Nachtseite. Wie sieht das nun bei der Venus aus?

Da ein Venustag 243 Erdtagen entspricht, hat die Venus nur eine ganz langsame, rückläufige Rotation. Trotzdem sind die (gemessenen) Temperaturen auf der Venus-Tages- und -Nachtseite gleich, es gibt also keine Tages- und Nacht-Temperaturunterschiede. Wenn diese angegebenen Werte wirklich stimmen, dann sei die Frage erlaubt: Durch was werden die Wolken bewegt?

Der Luftdruck auf der Venus-Oberfläche beträgt angeblich um die 90 bar. Wieviel ist das eigentlich? 90 bar entspricht einem Wasserdruck in etwa 930 Metern Tiefe auf dem Boden eines irdischen Ozeans. Wie ist es dann möglich, dass die amerikanischen und sowjetischen Sonden mit Fallschirmen auf der Venus-Oberfläche niedergegangen sein sollen?



Die Fallschirm-Landungen auf der Venus: Links eine NASA-Zeichnung, rechts eine NASA-Skizze.

Hat eigentlich noch niemand bemerkt, dass diese Behauptung in Verbindung mit der Angabe des Atmosphären-Druckes völlig unsinnig ist?

Bei einer so extremen Dichte wie der vorgegebenen Venus-Atmosphären-Dichte käme ein Abbremsseffekt von selbst zustande. Selbstverständlich sollte ein Hitzeschild für das Eintauchen in die oberen Atmosphäreschichten schon vorhanden sein. Doch die enorme Dichte würde jeden Gegenstand abbremsen. Eine Sonde würde gemächlich nach unten torkeln, vergleichbar mit einer Münze, die man flach in einen Wasserbehälter untertauchen lässt, und das ganz ohne Fallschirm.

Als NASA-Wissenschaftler die Eigenschaften der Raumsonde CRONOS diskutierten, die zum Saturnmond Titan geschickt werden und dort mit einem Fallschirm landen soll, erinnerte der NASA-Experte James Murphy daran, dass Titan eine rund 500 km dicke Atmosphäre besitze (= identisch

mit der Venus-Atmosphäre!), und dass ein Fallschirm keine Wirkung habe, weil die Atmosphäre zu dicht sei.

Von den amerikanischen und sowjetischen Sonden wurde festgestellt, dass sich in der Venus-Atmosphäre pausenlos zahllose Blitze entladen. In einer der irdischen Atmosphäre vergleichbaren Lufthülle mag das möglich sein, doch - setzt man die von den Wissenschaftlern angegebene 90 bar dichte Kohlendioxid-Atmosphäre voraus, mit Schwefelsäure beladen, hundert mal so dicht wie die irdische, dann kann eine elektrische Aufladung gar nicht zustande kommen, weil eine solche Lufthülle sich selbst erden würde. Blitze können wir dann getrost vergessen, weil sie dann ein Ding der Unmöglichkeit sind. Auch in einem Swimmingpool oder im Meer können keine Blitze entstehen.

Was stimmt jetzt eigentlich? Ist die Venus-Lufthülle hundert mal so dicht wie die irdische - oder bilden sich laufend Blitze? Hat sie etwa nur die Dichte der Erdatmosphäre? Beides passt jedenfalls nicht zusammen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch die angeblich auf Radarbildern festgestellte Oberflächenbeschreibung erwähnen, wonach ein äquatornahes Gebiet von der Größe Alaskas sehr stark von großen Einschlagkratern mit Durchmessern von 35 bis 165 Kilometern bei einer Tiefe bis zu 400 Metern übersät sein soll. Ein Vergleich mit dem irdischen Mond wurde dabei herangezogen. Das müssen schon eine ganze Menge ziemlich großer Brocken gewesen sein, wenn sie sich in der genannten dichten Lufthülle nicht zerlegt haben oder verglüht sein sollen, denn wenn die Venus-Lufthülle wirklich so dicht ist, wie angegeben, ist sie ein perfekter Schutz gegen jeden ankommenden Himmelskörper.



Oberflächenaufnahme der Venus von VENERA 10. Unten im Bild ein Teil des Landekörpers.



Oberflächenaufnahme der Venus von VENERA 9. Unten im Bild ein Teil des Landekörpers.

Die sowjetischen Venus-Sonden übertrugen exzellente Oberflächenbilder, bevor sie ihre Funktion einstellten. Ist denn niemandem bisher aufgefallen, dass dies unter den vorgegebenen Umständen der angeblich so dichten Venus-Atmosphäre völlig unmöglich ist?

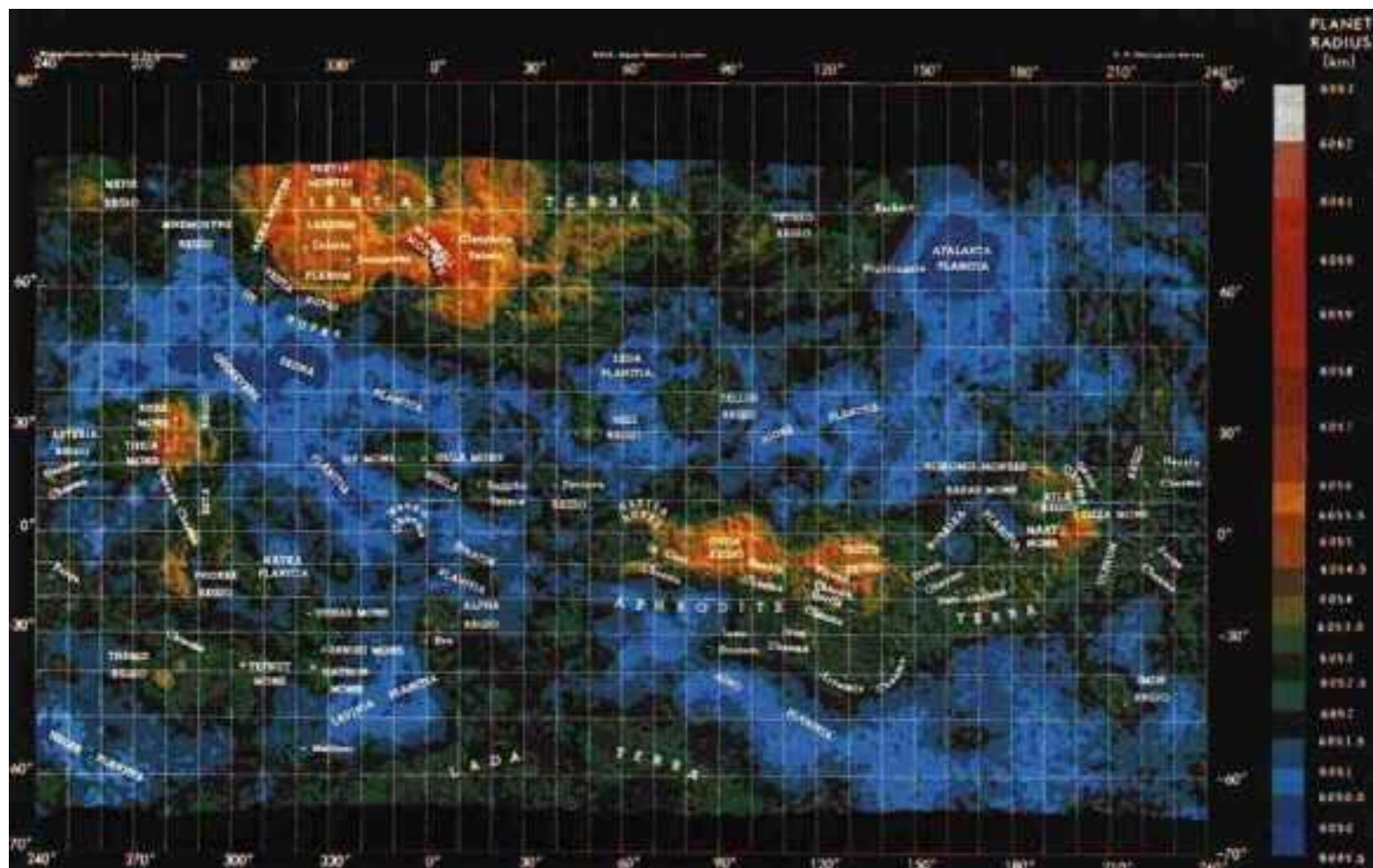
Auf der Venusoberfläche müsste es stockdunkle Nacht sein! Man erinnere sich daran, wie irdische

Unterwasseraufnahmen nur einige zehn Meter unter der Wasseroberfläche aussehen: Die Sonne kann über Wasser noch so hell scheinen, da unten ist es dunkel. Eine hundert mal so dichte Lufthülle wie die irdische hätte den gleichen Effekt: die Lichtstrahlen würden so zerstreut und abgelenkt werden, dass sie den Boden erst gar nicht erreichen. Bei der Venus kommt zusätzlich noch die dichte Wolkendecke hinzu, die ebenfalls lichtabsorbierend wirkt. Diesen Effekt kann man bei unseren irdischen Wolken täglich feststellen.

Fazit: Auf der Venus-Oberfläche müsste es rabenschwarz sein, stockdunkle Nacht. Und dass Venus-Sonden mit Scheinwerfern ausgerüstet waren, um die Landstellen auszuleuchten, wird nirgends erwähnt.

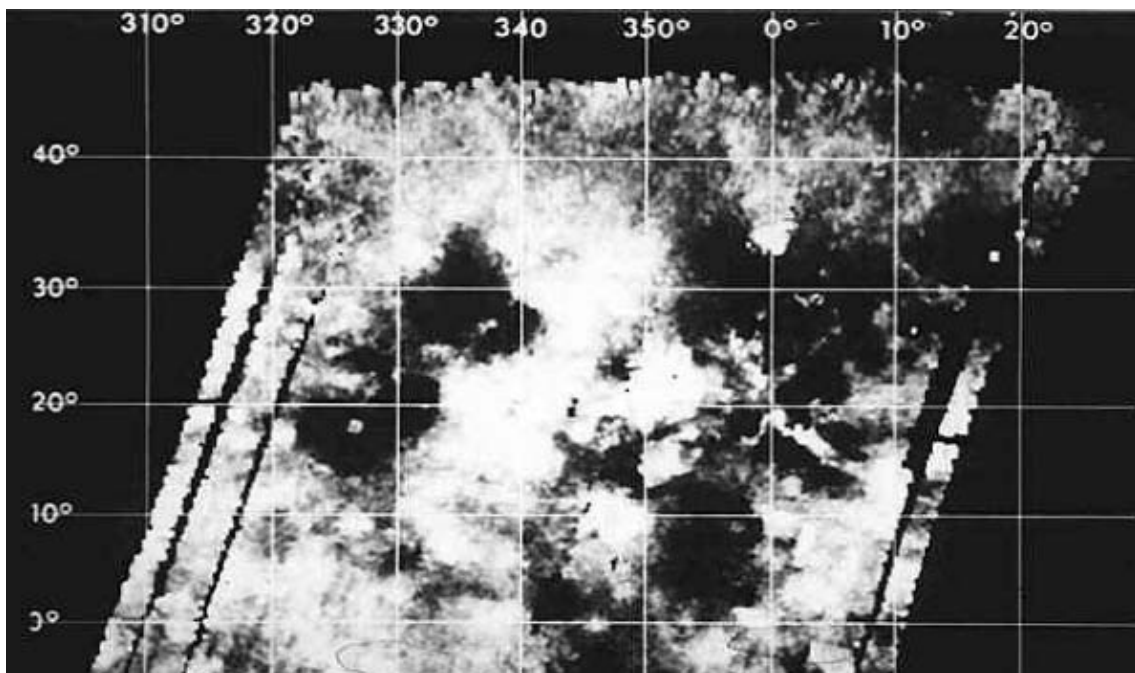
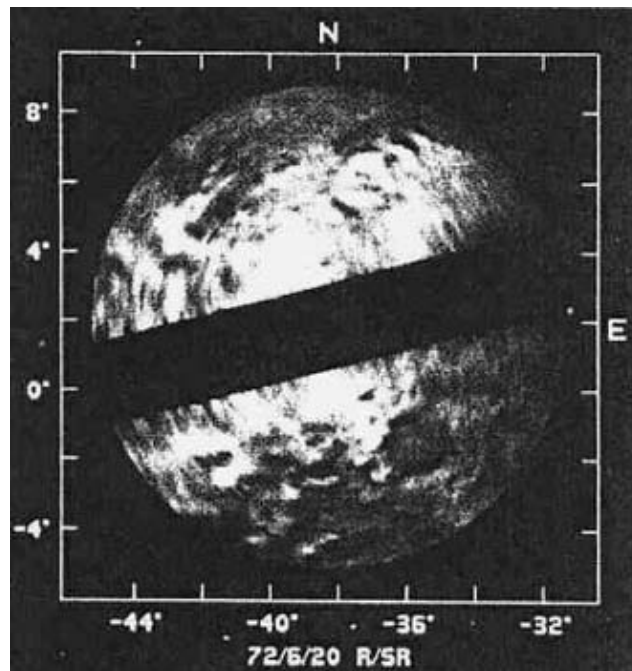
Man offeriert uns exzellente Radarkarten des Planeten Venus. Ein Wunder der irdischen Technik? Die Sache hat einen gewaltigen Pferdefuß:

Unter den angeblich festgestellten Atmosphärebedingungen ist es technisch *unmöglich*, eine derartige Landkarte mit Radartechnik zu erstellen. Warum? Weil Radarwellen nicht in der Lage sind, ein derart dichtes Medium zu durchdringen. Sie werden zerstreut und abgelenkt. Wenn es so einfach wäre, mit Radar zu kartografieren, dann hätten wir auf der Erde bereits alle unsere Meeresböden mit Radar vermessen. Warum haben wir das bisher nicht getan? Weil diese Technik so nicht funktioniert! Dichte Wassermassen reflektieren Radarstrahlen. Bestenfalls mit Sonar-Geräten (sie werden u.a. in U-Booten zur Orientierung unter Wasser verwendet) ist eine Vermessung möglich. Diese hatten die Venus-Sonden aber nicht an Bord. Und eine derart dichte Atmosphäre, wie sie für die Venus angegeben wird, hätte auf Radarwellen exakt die gleiche Wirkung wie eine Meeresoberfläche.



Radarkarte von der Venusoberfläche (NASA).

Übrigens - und davon können militärische Stellen in Ost und West lange Lieder singen - werden Radarstrahlen bereits von "gewöhnlichen" Regenwolken reflektiert. Aus diesem Grund sind auch Radar-Geschwindigkeitsmessungen bei Regen ungültig.



Radarbilder von der Venusoberfläche.

Auch die Angaben der NASA, dass alle US-Sonden vor dem Start sterilisiert worden seien, "um keine irdischen Bakterien zu verbreiten", wäre bei einer sterilisierenden Temperatur von knapp 500° C, die auf der Venus herrschen soll, völlig unnötig - wobei die zusätzliche Eintauchreibungshitze noch hinzu kommt ...

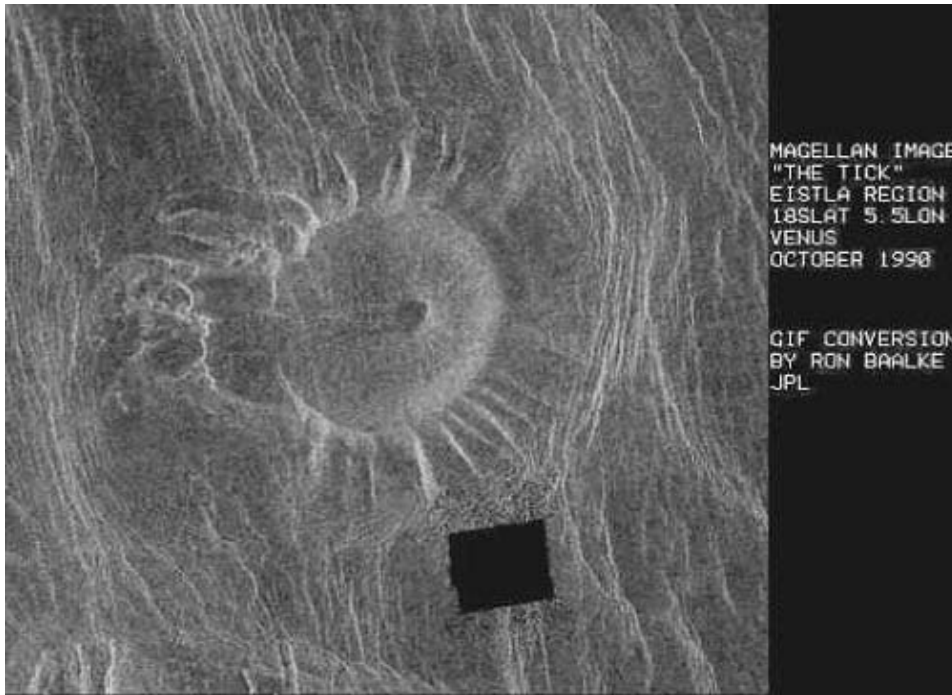
Und was ist mit der Zusammensetzung der Venus-Atmosphäre? Noch Anfang des Jahrhunderts war man, bestärkt durch spektroskopische Messungen, der Überzeugung, dass die Zusammensetzung sich "fast gar nicht von der irdischen unterscheidet".

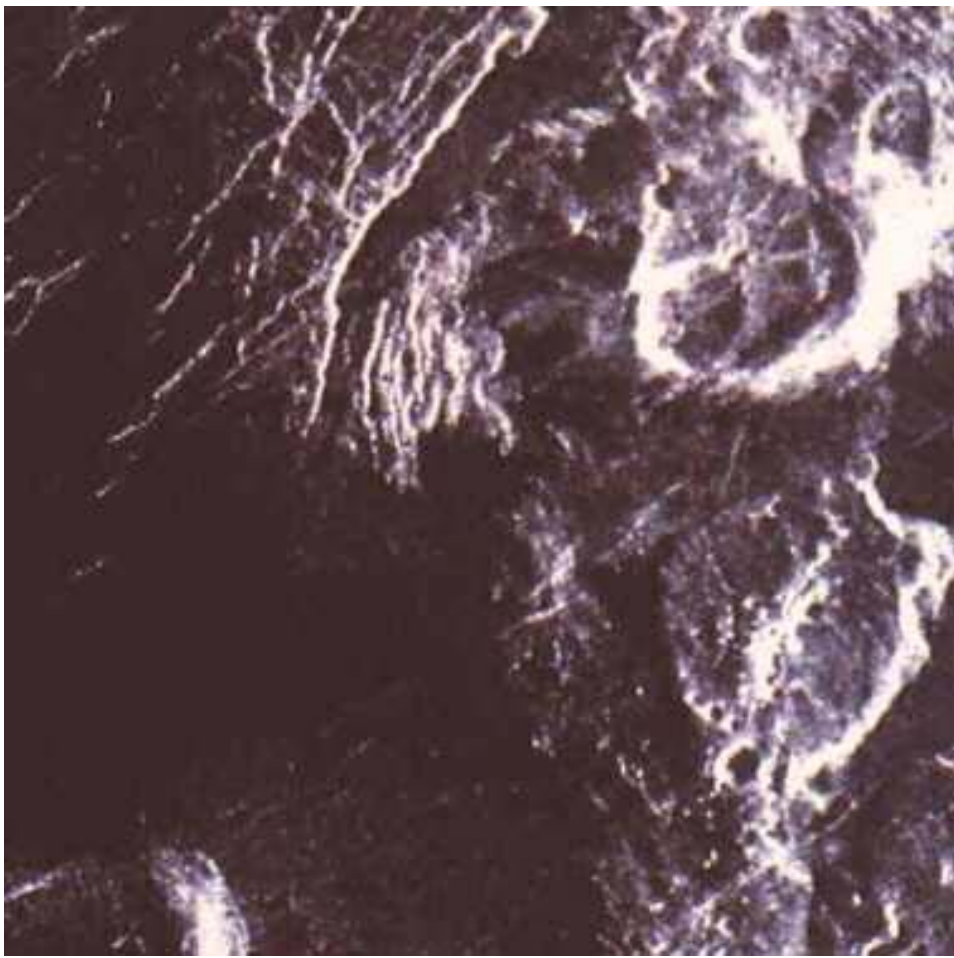
Was soll man glauben, was nicht?

Stimmen die Daten von der dichten, heißen Venus-Lufthülle, dann gibt es keine Blitze und Fallschirmlandungen, und die Radarkarten sind eine pure Erfindung. Sind die Radarkarten und die Oberflächenfotos jedoch echt, und das nehme ich an, dann können die Atmosphäredaten nicht stimmen.

Die Venus muss eine Lufthülle mit der vergleichbaren Dichte der Erde haben, wenn nicht sogar die Zusammensetzung übereinstimmt, was auch der sonstigen Erdähnlichkeit der Venus entsprechen würde. Anderenfalls könnten die geschilderten Fakten nicht zutreffen. Es ist somit fraglich, ob nicht bezüglich der Atmosphären-Zusammensetzung vorsätzlich Falschdaten verbreitet werden.

Fotos: NASA





Oben eine Aufnahme der Venussonde MAGELLAN, unten eine merkwürdige Struktur (oben rechts) in einem Krater.

Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei http://www.efodon.de/html/archiv/sonstiges/ritter/2001_ritter_manhattan.pdf ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.



Die heidnische Religion Europas

(c) Uwe Topper; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 2/2001

In zahlreichen Artikeln wurde in dieser Zeitschrift die Entstehung des Christentums aus dem europäischen Heidentum untersucht und eine erneute Erforschung der ursprünglichen europäischen Religionsform angestrebt. In diesem Sinne will der folgende Beitrag einen Anstoß geben, der in eine neue Richtung führt: die iranischen Wurzeln unserer Weltanschauung.

Wenn es um die Anfänge einer Kultur- oder Religionsgemeinschaft geht, glaubt man oft einen ganz exakten Zeitpunkt dafür angeben zu können: die Erleuchtung Siddharts oder die Bergpredigt Jesu oder die "Flucht" des Propheten Mohammed ... Erst bei genauerem Hinsehen entpuppen sich diese Fixpunkte als nachträgliche Mythen, die zwar für die jeweiligen Anhänger dieser Religion felsenfest stehen mögen, von Wissenschaftlern jedoch zumindest hinterfragt werden sollten. In dem neuen Entwurf der Geschichtskonstrukteure für die ersten Jahrhunderte nach 1000 AD unserer Zeitrechnung – oder genauer gesagt: für die Zeit vor 700 und mehr Jahren vor heute – haben sich nur einige wenige vage Anhaltspunkte ergeben, die grundsätzlich auf architektonische Überreste beschränkt sind.

Wir stellen uns die Frage: Was bedeuten die Skulpturen und Dachfiguren an den romanischen Kirchen? Welcher Geist spricht aus ihnen?



Kopflöser Mann bezwingt einen Löwen (Gestalten an der romanischen Abteikirche in Andlau im Elsaß)

Als bekanntes Beispiel möchte ich die Abteikirche von Andlau im Elsaß anführen. Bekannt auch, weil Heinz Ritter-Schaumburg (1982) die sagenhaften Heldendarstellungen literaturbezogen deuten konnte. Da sieht man allerdings recht häufig auch Fabeltiere wie geflügelte Drachen oder Zwitterwesen aus Mensch und Tier, oder erotische Szenen: Kopulation von Menschen mit Tieren oder umgekehrt. Der Sinn dieser Darstellungen ist uns völlig unbekannt. Es gibt praktisch keine Aufzeichnungen darüber, obgleich derartige Kunstwerke über mehrere Jahrhunderte von Portugal bis Deutschland über ganz West- und Mitteleuropa hinweg ausgeführt wurden, und aus jenen Jahrhunderten auch einige Literatur auf uns gekommen ist. Die Diskrepanz zwischen dieser uns bekannten Literatur (ich denke an die Scholastik oder die Ritter-Epen) und den angeblich gleichzeitig hergestellten Figuren an Kirchen und Kathedralen reicht, um sich völlig neu umzusehen.

Das Problem wurde in unserem Kreis häufig aufgerollt. In einem Vortrag zeigte Paul C. Martin (in Leonberg 1998) mit einigen Lichtbildern aus der Toskana, dass an den dortigen kleineren Kirchen, den Pieven, dieser heidnisch anmutende Gestaltungswille überraschenderweise noch bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts wirksam war. Man bekommt den Eindruck, dass erst zu jenem Zeitpunkt das katholische Christentum dort Fuß fasste.

Im Dom zu Pesaro an der adriatischen Küste Italiens ist eine weitere Überraschung versteckt (siehe Zarnack, S. 49 ff): Über den geometrischen Fußbodenmosaiken, die offensichtlich einer bilderfeindlichen, das Abstrakte bevorzugenden Weltanschauung (angeblich "Arianismus") huldigen, liegt eine jüngere Schicht von Mosaiken, die mythologische Szenen wiedergeben: ein Kentaur schießt auf Hirsch und Hindin, Helena steht im Schiff vor Troja, ein Greif kämpft mit einem Eber, ein Fisch verschlingt einen Menschen usw. Leider erlangten wir keinen Einlass in den Dom, der Priester wies uns schroff ab, denn in den Zeitungen war schon manche scharfe Frage über diesen seltsamen Fund gestellt worden. Wo bleibt hier christliche Kunst? Wir fanden ähnliche Mosaikbilder im südlichen Sila-Gebirge, und da liegen sie ebenfalls als Fußboden in einem heute christlichen Kirchengebäude. Ich möchte sie ins 13. Jh. datieren, aber dann fällt eine ganze Menge leere Zeit in die Versenkung.



Kopflöser Mann bezwingt einen Löwen (Gestalten an der romanischen Abteikirche in Andlau im Elsaß)

Im folgenden Abriss meiner Hypothese will ich keinen lückenlosen Beweis für ihre Richtigkeit führen, nicht einmal die vielen Details aufzählen, die mich zu diesen Gedanken verleitet haben, sondern erst einmal den Entwurf vorstellen. Er sollte darum zunächst als Ganzes erfasst werden, bevor die Diskussion um Einzelheiten einsetzt.

1. Als Künstler gehe ich vom Stil und dem geistigen Ausdruck der architektonischen und plastischen Zeugnisse aus. Ich möchte die Mosaiken und tierhaften Skulpturen in (heute) christlichen Sakralbauten unter dem Begriff "Tierstil" zusammenfassen. Dabei kann ich nur an die Steppe denken, an Innerasien, vom Schwarzen Meer bis zur Mongolei. Hierin wird mir jeder folgen können: dort liegt die Heimat des sogenannten Tierstils. Die verschlungen kämpfenden Tierpaare, deren gelungene Stilisierung nicht mehr erkennen lässt, ob es sich um eine wilde Jagd, einen Fruchtbarkeitsgestus oder ein mystifiziertes Standardmotiv handelt, sind aus der Ökonomie der Viehzüchter- und Jägervölker entsprungen und haben sich nach China, Iran und Europa fortgepflanzt.

2. Die Grundströmung, die von der katholischen Kirche als heidnisch bekämpft wurde, war dualistisch im Sinne der zoroastrischen Lehre. Als Hauptgegner benannte die Kirche (siehe Augustin) den Manichäismus – hier nur ein Sammelbegriff, der auch einfach mit "Häresie", Ketzerei, gleichgesetzt werden kann. Dasselbe gilt für die andere große monotheistische Religion, den Islam, wo ebenfalls die dualistische Strömung heftig bekämpft wurde (z.B. in der islamischen Theologie des Mhd. Ghazali gegen die Sindiquiyah). Leider wissen wir über die Häretiker des späten Mittelalters nur das Wenige, was uns die Überläufer (auch Augustin war ja einer) durch ihre Anti-Ketzerschriften überlassen haben, eigentlich also Propaganda-Schriften, in denen man mühsam ein paar Körnchen der gegnerischen Lehre herausliest.

3. In soziologischer Hinsicht dürfen wir von einer Rittergesellschaft sprechen, die als die Auftraggeber für alle großen Bauten, auch die Kirchen, verantwortlich war. Nicht Bauern und nicht Händler, sondern Ritter bildeten den höchsten Stand jener Zeit. Sie hatten ihre eigene Lebensform, ihre Ideale und Literatur, ihre Geheimnisse und politischen Ziele. Sie blickten auf eine lange Vergangenheit zurück, die seltsamerweise nicht vom Ritterstand der römischen Kaiserzeit geprägt war, sondern mehr gemeinsam hatte mit dem persischen Adel (der Sassaniden), mit skythischem Nomadentum und türkischem Machtanspruch.

4. Ein weiteres wichtiges Merkmal ist das Aufkommen eines echten Individualismus, der zwar im Gegensatz zu anderen Zeitströmungen stand, sich aber doch gerade damals im west- und mitteleuropäischen Bereich, also im Gebiet des zu untersuchenden romanischen Bildschatzes, durchgesetzt hat und heute fast weltweites Vorbild geworden ist. Er mag durch wiederbelebte griechische Texte in der Renaissance verstärkt worden sein, hatte seine Wurzeln aber doch nicht bei den alten Griechen, sondern offensichtlich im fahrenden Rittertum selbst, in der Gralsuche und Liebeserhöhung.

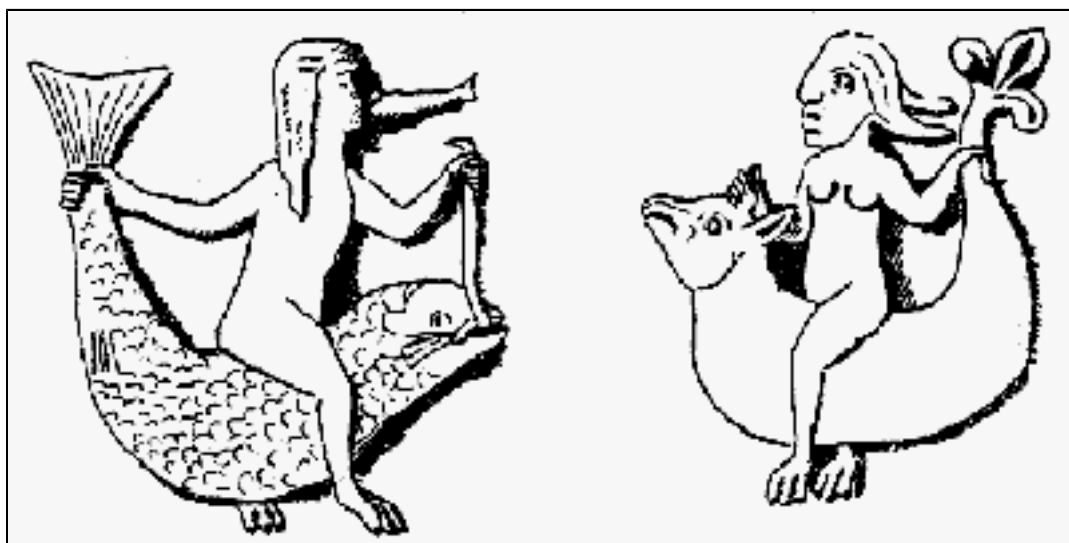
5. Wichtig ist auch das ethnische Element, das zwar unglaublich vielgestaltig auftritt, aber doch eben eine neue Variante darstellt: Von den uralischen Völkern, Hunnen und Türken über die germanischen Gruppen iranischer Herkunft (Goten, Alanen) bis zu den "autochthonen" Verbänden (Wenden, Kelten, Iberer, Italiker, Etrusker etc.) sind sehr weit gefächerte Volksgruppen in dieser Lebensform zusammengefasst. Nur das orientalische Element ist schwach vertreten.

Alle genannten geistigen Grundzüge jener Zeit in unserem Lebensraum sind unchristlich und lassen sich auf iranisch-turanische Wurzeln zurückführen. Erwähnt sei noch einmal, dass die einzige griechische Nennung der Germanen (bei Herodot) diesen Stamm im Iran sieht.



Wolf mit gefangener Gans und Frau reitet einen großen Fisch (Gestalten an der romanischen Abteikirche in Andlau im Elsaß)

Auch in unserem Jahrhundert haben mehrere Wissenschaftler mit großem Forschungsaufwand belegt, dass die eigentlichen Wurzeln der europäischen Weltanschauung im Iran liegen. Ich nenne nur einige bekannte Namen wie Eduard Wechssler, Hans Mühlestein oder Giulio Evora, um den Umkreis anzuzeigen.



Links: Frau reitet auf einem sehr großen Fisch und verschlingt einen Hering. Rechts: Nackte Frau auf einem Fabelfisch mit Lilienschwanz (Gestalten an der romanischen Abteikirche in Andlau im Elsaß)

Dazu möchte ich Oswald Spengler zitieren, der wie kein anderer weitblickend erkannte, was sich "damals" abspielte. In einem Arbeitspapier "Altasien, Aufgaben und Methoden" (postum 1937/1951, S. 105-109) hat Spengler neue Ideen vorgestellt, die von der Forschung beachtet wurden. In seiner Skizze der großen geistesgeschichtlichen Bewegungen bringt er als letztes Ereignis:

"5. Aber nun die gegenläufige Welle: Das chinesische Imperium erweist sich als stärker als das römische. Längs der steinzeitlichen Gräberstraße versuchen die Menschen des Nordkreises in die reichen Welten des Südens vorzubrechen. Die von den Hunnen eingeleitete altaisch-germanische Völkerwanderung, an den Grenzen Chinas abgewiesen, setzt sich nach Westen in Bewegung und durchbricht den Grenzwall der römischen Welt. Eindringen primitiverer Formen und Anschauungen in das Sassanidenreich (schon die Pather?), nach Ostrom, endlich in breiter Welle durch die mit Asiaten gemischten Germanenstämme bis nach Spanien und Marokko. Die Bewegung zum Teil vorbereitet durch die magische Religionspropaganda (Manichäer in Südfrankreich, Montanisten in Nordafrika, Arianer durch die am Don wohnenden Ostgoten nach Italien), Untrennbarkeit germanischer und mittelasiatischer Form in der sogenannten Völkerwanderungskunst, ebenso innere Verwandtschaft des Holzbaues von Skandinavien und Russland bis Nordchina und Korea. Es sind die uralten Formen des Nordkreises."

Die Bezeichnung "Arianer" ist nur ein Behelfsbegriff, der uns durch die katholische Kirche aufgezwungen wurde. Günter Lüling wies schon darauf hin, dass die Bewegung der Arianer nur einen verschwindend kleinen Anteil an der gesamten weltanschaulichen Neuerung hatte, die seinerzeit Abendland und Orient durchtobte. Umfassender wäre "Manichäer", denn auch die Moslems bezeichneten ihre Abweichler so: "sindihiyah", und deren Hauptpunkt war der Dualismus.

Wir müssen also kurz auf Zarathustras Lehre zurückgreifen, zumindest auf die in der sassanidischen Rittergesellschaft gepflegte "reformierte" Form davon. Der kosmische Kampf der Lichtengel gegen die Dämonen der Finsternis spielt sich in jedem einzelnen Menschen in ähnlicher Weise ab. Dabei kommt dem Individuum eine große Verantwortung zu, denn mit seinen persönlichen Entscheidungen greift er in den kosmischen Kampf ein und hilft mit zum Sieg der einen oder anderen Seite. Ein Nachgeben, eine Fehlentscheidung gegen das Licht, ist nicht nur fatal für den Einzelnen, sondern ebenso für die gesamte Menschheit. Darum darf keiner der Streiter – und jeder ist es ja – schwach werden, weil er dann in diesem weltumspannenden Kampf seine Aufgabe nicht mehr erfüllen kann. Lange Krankheit, Siechtum vor dem Tode etc. sind Schwachpunkte, die vermieden werden müssen. Daraus entspringt eine gewisse geistige und körperliche Hygiene, die auch Euthanasie mit einschloss: Wer zur Entscheidung nicht mehr fähig war, empfing den Tod von eigener Hand oder der seiner nahen Verwandten.



Ein Löwe schaut zu, wie ein anderer Löwe einen Eber bezwingt (Gestalten an der romanischen Abteikirche in Andlau im Elsaß)

Die enorme Bedeutung des Individuums im kosmischen Aspekt tritt hier klar zutage. Sie ist vermutlich erstmals von Zarathustra in dieser krassen Weise formuliert worden und hat sich in abgeschwächten Formen über ganz Westasien ausgebreitet, wobei auch Griechenland und Israel mitgeprägt wurden. Die eigentlichen Erben dieser persischen Religion waren die Patarener, Bogomilen, Paulikianer, Katharer, Waldenser, Albigenser ... – eine Bewegung, die unter verschiedenen Namen und gewiss nicht einheitlich vom 10. bis 14. Jahrhundert über Armenien und Bulgarien flutend Italien, Frankreich und Deutschland erreichte. Als stärkste und bestorganisierte Mission erwies sich die der Bogomilen (= "Gottesfreunde"), die in Bulgarien um 940 erstarkte und bald den ganzen Balkan und Norditalien ("Patarener") überzog. Ihnen sehr nahestehend und nur in einzelnen dogmatischen Punkten verschieden waren die Paulikianer aus Byzanz, deren Name allerdings nichts mit Paulus zu tun hat, sondern mit *populo* = Volk, weshalb sie richtiger auch Publikaner genannt wurden, ein Begriff, mit dem die katholische Kirche später zeitweise einfach alle Ketzer bezeichnete.

Etwa zweihundert Jahre später begann nämlich eine dagegen gerichtete Strömung feste Gestalt anzunehmen: die von Bernhard von Clairvaux 1146 AD gegen den Islam ausgerufene christliche Religion, die sich in den folgenden Generationen als katholische Kirche formierte und später von Frankreich nach Rom übersiedelte. Mit militärischer Gewalt bekämpfte und vernichtete sie die vielgestaltige aber insgesamt eben doch eindeutig fremdartige Weltanschauung iranischer Prägung, die bis ins 12. Jahrhundert die Mehrheit gebildet und die erwähnten romanischen Gebäude erstellt hatte.

Zu diesem Bild müssen wir die verkürzten Zeitmaßstäbe nehmen, die inzwischen als richtig erkannt wurden. Zwar geht es nicht an, genaue Jahreszahlen zu nennen, da ja keine verlässlichen Dokumente vorliegen. Ein Herausschneiden von 297 Jahren aus der bekannten Geschichte würde uns noch immer kein realistisches Bild bescheren. Aber das Zusammenschrumpfen um mindestens drei Jahrhunderte muss einbezogen werden.

Ravenna war die letzte weströmische Hauptstadt während der sogenannten Völkerwanderung. Der Ostgotenherrscher Theoderich d.Gr. ließ sich hier (angeblich um 520 AD) sein Grabmal erbauen, das noch deutlich die Stilmerkmale der Kurgane der Steppe trägt: Ein freistehender Rundbau mit einem enormen Deckstein als Krönung. Man hat das Gewicht des Decksteines auf 400 t geschätzt; aber auch wenn es weniger sind, ist doch der Aufwand ganz unverhältnismäßig und unrömisch, wenn man bedenkt, dass dieser Stein auf Schiffen von Istrien übers adriatische Meer herangeschafft worden sein soll. Das Gebäude selbst war fast völlig schmucklos. Die wenigen Kreuze können leicht als spätere Fälschungen enttarnt werden, wobei man die beachtliche Mühe erwähnen sollte, die bei einem der Kreuze aufgewandt wurde, um die Täuschung so perfekt wie möglich wirken zu lassen: Man hat (vielleicht im 16. Jahrhundert) einen wichtigen Stein aus einer Wand herausgebrochen und durch einen anderen mit reliefartigem Kreuz ersetzt; der Betrug fällt erst in jüngerer Zeit auf, da sich beim Senken des Bauwerks hier ein Riss gebildet hat, während die sonst einheitlichen übrigen Wände den Druck gut ausgehalten haben.



Geflügelter Greif packt ein Jungtier (Gestalten an der romanischen Abteikirche in Andlau im Elsaß)

Alle in jene frühen Jahrhunderte gotischer Herrschaft ("6. Jh.") datierten katholischen Kirchen Ravennas - wie auch die "Taufkirche der Arianer" - sind nicht vor dem 12. Jh. erbaut worden, ihre Mosaiken, die meist als Beweis für das hohe Alter angeführt werden, wurden zwar vielfach renoviert und neugestaltet, gehen jedoch m.E. nirgendwo auf die Zeit vor 1100 zurück. Durch Vergleiche mit anderen italienischen Kirchenmosaiken, besonders in Palermo auf Sizilien, ist eine derartige Aussage schlüssig nachzuweisen.

Auch die Schwaben (Suevos) und Westgoten (Visigodos) der Iberischen Halbinsel beginnen nicht bei ihrer angeblichen Katholisierung im 7. Jahrhundert mit Kirchenbau, sondern haben Thronsäle hinterlassen, die erst etwa ab dem 12. Jahrhundert – vermutlich später – in Kirchen umgewandelt wurden. Die Kirche von Sta. Maria de Lebeña in Asturien, nach einheimischer Tradition im 11. Jahrhundert geweiht, hat noch einen Altarstein mit heidnischen Symbolen, der auch später nicht künstlich christianisiert wurde (Abb. in Topper 1999, S. 152).

Für die anfangs erwähnten Dachfiguren, Sims- und Sockelgestalten im heidnischen Stil,

die teilweise noch an gotischen Kathedralen auffallen, können wir festlegen, dass eine radikale Christianisierung in gewissen Gegenden bis zum 15. Jahrhundert nicht erfolgt ist.



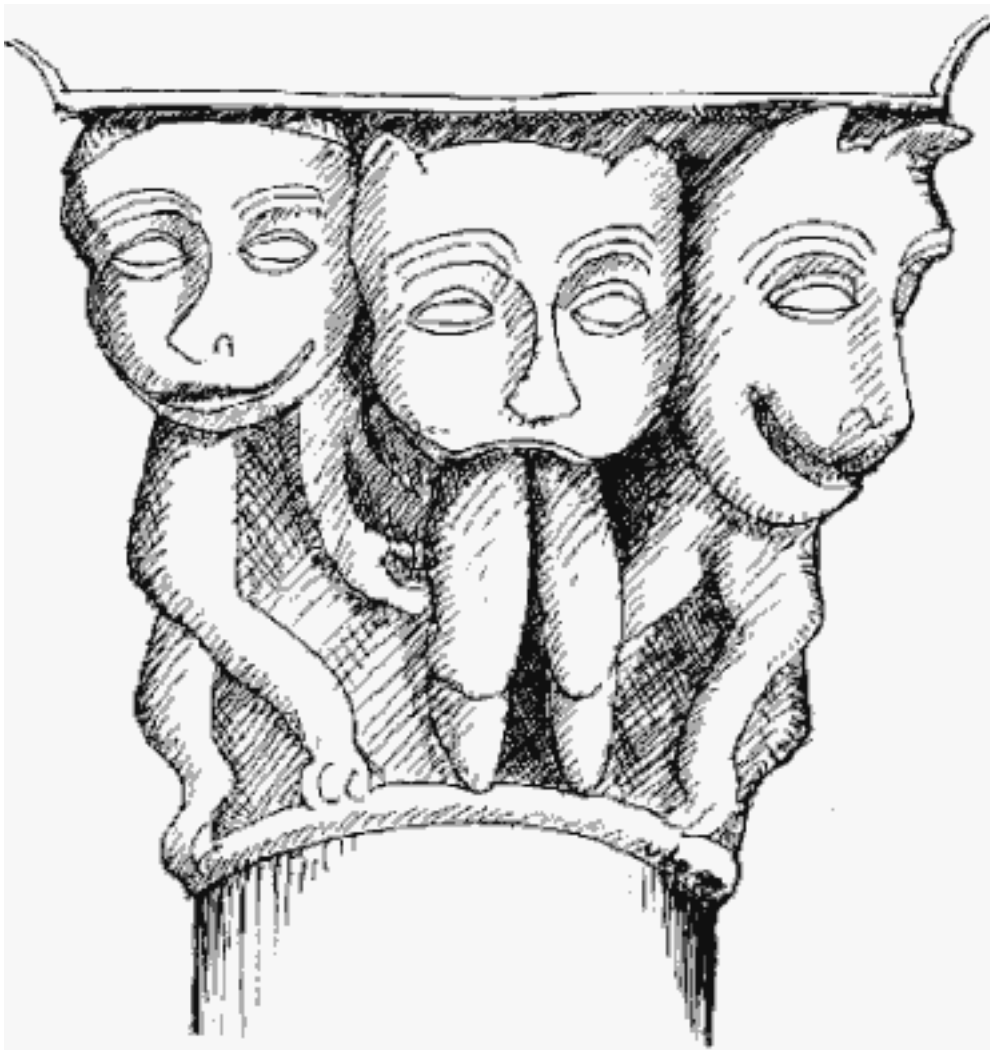
Ein Vogel pickt von den fünf Trauben des Lebensbaumes (Gestalten an der romanischen Abteikirche in Andlau im Elsaß)

Beachten wir die Zeitkürzung um drei Jahrhunderte, dann bleiben zwischen Theoderichs Grabmal und der Bogomilenbewegung kaum 120 Jahre. Und selbst das scheint mir noch viel, wenn der ganze Entwurf vorgestellt ist:

Für die Entwicklung des Rittertums, die Ausprägung des dualistischen Glaubens und die Entstehung der romanischen Kirchen können wir etwa drei Jahrhunderte ansetzen. Die Sassanidenherrschaft ging gegen "650" zu Ende (das wäre also etwa umgerechnet 950 oder besser gesagt vor 1050 Jahren; das vermutliche Auftreten Bogomils in Bulgarien wird mit "940" angesetzt). Spätestens von diesem Moment an haben wir das Ausströmen der iranischen Lehre, die durch Flüchtlinge nach Indien, China, Zentralasien und Westeuropa gebracht wurde. Der Weg nach Westen erfolgte in zweifacher Weise: nördlich des Schwarzen Meeres entlang auf den Balkan und von hier donauaufwärts durch Turkvölker und Bulgaren; über Armenien und Byzanz durch Thrakien und Dalmatien nach Oberitalien

und Südfrankreich. Beide Wellen begegneten sich, erkannten sich als wesensgleich und verstärkten sich. Ihre gemeinsamen Merkmale waren Individualismus, Rittertum und demokratische Formen des Gemeinschaftslebens. Ihre künstlerischen Ausdrucksformen sind von Tierstil und verschlungenen Mustern gekennzeichnet, die auch nach Irland und Skandinavien ausstrahlten, wo sie eine eigene Blüte erlebten.

Interessant ist nun das Wechselspiel dieser iranischen Geisteströmung mit den schon vorher vorhandenen religiösen Formen. Zunächst einmal können wir annehmen, dass die "germanischen" Völker durch ihre lange Tradition im iranischen Einflussbereich schon im Steppengebiet eine eigene Verschmelzung geschaffen hatten, weshalb eine direkte Ableitung des romanischen Tierstils aus den sassanidischen Kunstwerken schwerfallen wird. Die zentralasiatische Komponente ist durchschlagend in vieler Hinsicht. Das fällt auch an den Grundrissen der ersten romanischen Kirchen auf, etwa an Sankt Maria im Kapitol in Köln, an der Karlskirche in Aachen, selbst an der Hagia Sophia in Byzanz: Rundbauten, wie sie aus dem Kult-Zelt und dem Kurgan entwickelt sind, grundverschieden von den Rechtecktempeln des Mittelmeers, die aus dem hölzernen Langhaus entstanden waren.



Die dreifache Katzengottheit verschlingt einen Menschen; Abbild der Heiligen Trinität? Kapitel der romanischen Kirche Sta. Maria de Bermés in Lalin (Prov. Pontevedra, Spanien), "etwa 1150"; grauer Granit, 31x40 cm (Uwe Topper)

In der Literatur dürften der Gralsroman, die Arthur-Legende, das Rolandslied usw. den Typ am besten verkörpern, der vom fahrenden Ritter auf seinem Weg nach Westen – der Sonne folgend – geschaffen wurde. Vorbild müssen in vieler Hinsicht die zahlreichen iranischen Heldenlieder gewesen sein, deren letzte und vollendetste Ausprägung das Schahname von Firdosi darstellt.

Literatur

- Evola, Julius (1955): *Mysterium des Grals* (München)
- Geise, Gernot L. (2000): *Der Teufel und die Hölle: historisch nachweisbar* (EFODON DO-44)
- Hunke, Sigrid (1998): *Europas eigene Religion* (2. Aufl., Tübingen)
- Lüling, Günter (1985): *Sprache und archaisches Denken* (Erlangen)
- Mühlestein, Hans (1957): *Die verhüllten Götter* (Wien)
- Müller, Angelika (1997): *Wer sind die Heiligen Michael und Georg?* (ZS 3/97, S. 369-385)
- Riemer, Thomas (1997): *Der Teufel – ein ehemals ehrbarer Berufsstand* (EFODON DO-23)
- Ritter-Schaumburg, Heinz (1982): *Dietrich von Bern, König zu Bonn* (München)
- Spengler, Oswald (1937/1951): *Reden und Aufsätze* (3. Aufl., München)
- Topper, Uwe (1988): *Wiedergeburt. Das Wissen der Völker* (Reinbek)
- (1998): *Die »Große Aktion«* (Tübingen)
- (1999): *Erfundene Geschichte* (München)
- Wechssler, Eduard (1936/1947): *Hellas im Evangelium* (Berlin/Hamburg)
- Zarnack, Wolfram (2000): *Der Ursprung des christlichen Kreuzes im heidnischen Mal* (Vortrag; Selbstverlag Göttingen)

Abbildungen

Fotos: (c) Uwe Topper

Zeichnungen (nach Raymonde Bianchi und Elisabeth Reeb, Andlau)

Sensation: Ursache für die Fälschung der mittelalterlichen Zeitrechnung gefunden

© Walter Haug; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 2/2001

Das Wissen, dass die uns überlieferte Geschichte und der christliche Kalender nicht stimmen können, ist uns spätestens seit Illigs Demontage der Karolinger-Zeit bewusst. Eine ganze Epoche wurde frei erfunden und in die Weltgeschichte aufgenommen. Nur, stimmt das wirklich? Kann das Kürzen einer einzigen Epoche von 297 Jahren die vielen ungeklärten Probleme der Geschichtsschreibung lösen?

Illig stellte schon 1995 in seinen "Zeitensprüngen" die Forschungsergebnisse des Moskauer Fomenko-Instituts vor. In Russland wird nämlich schon seit Morozow in der Zarenzeit am Problem der Geschichtsfälschung geforscht. Fomenko kam dabei zu überraschenden Ergebnissen. Demnach sind alle Epochen vor der Zeit der Habsburger völlig unglaubwürdig. Die Herrscherzeiten der Dynastien der Römischen Reiche von der Gründung der Stadt Rom "753 v.Chr." bis zum Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation (Ottonenzeit) um 1280/1350 erscheinen aufgrund umfangreicher statistischer Vergleiche nur als Duplikate der Habsburger Dynastie von 1350 bis zum 30-jährigen Krieg.

Leider hat Illig diese profunden wissenschaftlichen Analysen nie akzeptiert, obwohl sie aufgrund der mathematischen Schlüssigkeit und logischen Evidenz nicht zu ignorieren sind. Die fortschrittlichsten Zeitrekonstrukteure wie Uwe Topper und Christoph Pfister verabschiedeten

sich deshalb von Illig und betrieben ihre unabhängigen Forschungen weiter. Auch ich konnte mich den überwältigenden Fakten nicht verschließen. Denn Illigs Zeitkürzung greift viel zu kurz.

Mein Forschungsgegenstand sind megalithische Cairns, in den Fels hoher Berge gebaut - wie der unbefangene Betrachter meint: Abraumhalden in Steinbrüchen. Seit der Entdeckung von sechs und mehr megalithischen Dolmenkammern in diesen teils stufenpyramidengroßen Monumenten dürfte diese Meinung obsolet und die Entdeckung anerkannt sein. Das Bewusstsein, dass diese "Steinbrüche" der Kürnbacher Umgebung, von Sulzfeld bis runter nach Maulbronn und weit hinein in den Stromberg sehr alt sein müssen, mindestens in die römische Zeit zurück reichen, ist weit verbreitet. Schon im Mittelalter, als das Kloster Maulbronn und die ersten Dorfkirchen gebaut wurden, sollen alte römische Steinbrüche reaktiviert worden sein. Man fragt sich, wie so lange Zeit, von 260 n.Chr., als angeblich die römische Besatzungszeit durch den Alemanneneinfall zu Ende ging, bis 1147, als der Klosterbau von Maulbronn in Angriff genommen wurde, die Steinmetzkunst verloren gegangen sein konnte.

Die Römer, die hier in Villen lebten, waren sicher keine Italiener, sondern in römischen Diensten stehende Kelten, die ihre keltischen Götter hatten und auch in Stein darstellten. Dafür gibt es unzählige Belege, sowohl im galloromanischen Frankreich als auch in Deutschland. Es scheint schier ausgeschlossen, dass sämtliches zivilisatorisches

Wissen völlig verloren ging und eine blühende Hochkultur vollständig durch eine ignorante bäuerliche Kultur, nämlich die der Germanen, ersetzt worden sein soll. Mehr als ein halbes Jahrtausend lang soll sich niemand mehr in der Region des Massivsteinbaus erinnert haben. Dann aber baute man wieder, als ob es keine Pause dazwischen gegeben hätte, nun romanisch, nicht mehr römisch, als würde man sich plötzlich wieder der römischen Rundbögen erinnern.

Dass die ganze überlieferte Geschichte viel zu lang gestrickt ist, dass Romanik unmittelbar an die Römerzeit anschließt, das erkannte schon Thomas Riemer (ehemaliges EFODON-Mitglied), und dafür gibt es viele architektonische Beweisführungen, die aber durch den durch angeblich echte Urkunden belegten Geschichts- und Epochenverlauf in ein völlig diffuses Bild münden. Sieht man die Einzelbauwerke, die mal hier, mal dort in den fraglichen tausend Jahren entstanden sein sollen, liegt der Traditionsstrang völlig in Trümmern. Wie soll die hochentwickelte Architektur und Steinmetztechnik immer wieder um ganze Jahrhunderte vergessen, nicht ausgeübt worden sein, dann wieder an völlig anderem Ort, z.B. in Byzanz, wie aus dem Nichts wieder erstehen? Wo ist die ungebrochene Kontinuität der Weitergabe des Wissens vom Meister an den Schüler? Wo sind die Schulen, die diese Techniken den Spezialisten vermittelten, wer erzählt über die Bauhütten oder Universitäten, an denen dieses komplexe Architekturwissen weitergegeben worden sein muss? Niemand! Verschwörerische Freimaurerlogen hüten die Geheimnisse bis auf den heutigen Tag. Nur: wissen sie wirklich Bescheid? Wer kann plausibel erklären, warum es erst ab dem 11. Jh. einen gotischen Baustil in Europa gebracht und verbreitet wurde. Ascenas bezeichnet er als den Altvater der Deutschen, die Juden aber nennen sich noch heute Askenasische Juden. Spaten kennt 1691 anscheinend noch den ursprünglichen jüdischen Kalender, denn er schreibt, dass Rom erst 3212, also 1212 erbaut (wieder aufgebaut?) worden wäre. 753 v.Chr. aber ist das heute gültige Gründungsdatum und der Beginn des römischen UC-Kalenders, der mit dem jüdischen Kalenderdatum 3212 = 548 v.Chr. nicht übereinstimmt. Das durch Erdbeben und völkerwandernde Invasoren zerstörte Rom kann aber zu dem jetzt wahrscheinlichen Zeitpunkt im Mittelalter nur wieder errichtet worden sein. War es die unbequeme Wahrheit über den im Judentum und Babylon wurzelnden Ursprung der abendländischen Zivilisation und ihren christlichen Kalender, welche die mittelalterliche Weltchronik verschleiern sollte? Die Konsequenzen sind natürlich gewaltig, denn man rührt damit an den Grundfesten unserer abendländischen Zivilisation, am christlichen Kalender, der vielfach verknüpft ist mit den Kalendern der anderen Kulturen und Religionen, an unser vertrautes Weltbild schlechthin, so dass hier vor allem große psychologische Barrieren überwunden werden müssen und es sehr schwer erscheint, überhaupt die volle Wahrheit zu erfassen.

Unser Geschichtsbild entstand also erst im Hochmittelalter und in der Renaissance. Hier tauchen die Urkunden aus dem frühen Mittelalter und der Antike in Klöstern auf, die alle nur Abschriften sind. Können jegliche Originale ausnahmslos verschwunden sein? Die Wahrscheinlichkeitsrechnung schließt das aus. Die Zeit von 433 v.Chr. (Ende des AT nach dem christlichen Kalender) bis 1327 (3327 Ende des AT als Thoradatum) ist also völlig frei erfunden und die reale Geschichte erst seither fassbar. Fomenko und sein Vorgänger Morozow errechneten eine Verschiebung der jüdischen Geschichte um 1778 Jahre zur christlichen, ohne den Grund dafür nennen zu können.



Abb. 1: Kürnbach, Steinmetzinschrift, die in indisch-arabischen Ziffern das Jahr 3496 zeigt

Die Kürnbacher Entdeckung aber bestätigt nun auf eindrückliche Weise dieses Forschungsergebnis und liefert eine Zahl, die fast genau diesem Zeitraum entspricht, der sich aus dem heute gültigen jüdischen Kalender ergibt: 3760 Jahre nach der Weltschöpfung = Christi Geburt minus 2000 Jahre ergeben 1760 Jahre!

Fomenko sieht die Habsburger Epoche als Matrix für alle erfundenen Epochen vor dieser Zeit. Allerdings ergibt sich daraus ein Rätsel, für das auch Fomenko keine Lösung parat hat, nämlich: Warum erscheint die Epoche der jüdischen Könige in der Luther-Bibel, aber auch in deutsch-jüdischen Übersetzungen, zu einer Zeit, als die Habsburger Epoche noch gar nicht beendet war und somit als Vorlage noch gar nicht verwendet werden konnte? Eine logische Erklärung wäre, dass konträr zu Fomenko nicht die Habsburger Dynastie Vorlage für die große Geschichtsfälschung war, sondern das Alte Testament, was auch dem religiösen Geist der damaligen Zeit und der Existenz eines jüdischen, auf dem Alten Testament fußenden Kalender entspräche, der zur Grundlage des christlichen wurde. Also wäre auch hier wieder ein starkes Indiz für ursprünglich dominierendes Judenchristentum in Europa gefunden.

Durchgehende Anno Domini Datierungen gibt es offiziell erst seit 1431. Schließlich sind wir nicht ein-mal sicher, ob die Zeit von 1350 bis zum 30-jährigen Krieg wirklich so stattgefunden hat, wenn erst um 1431/1499 vom jüdischen zum christlichen Kalender gewechselt wurde. Erst 1582, mit der gregorianischen Kalenderreform, bekam der christliche Kalender seine bis heute gültige Form.

Es gab viele Versuche im Mittelalter, das Alte Testament, also den jüdischen Kalender, an den christlichen anzuschließen. Immer ging es dabei um den Zeitpunkt der Geburt oder Kreuzigung Christi, der vom Beginn der Welt (Weltschöpfungsära) an gerechnet wurde.

Das Bemerkenswerte ist, dass die ältesten Dokumente, die angeblich schon in der Antike entstanden, erst während der Renaissance als Kopien auftauchten, deren Originale verschwunden sind, sie also als Fälschungen zu werten sind. Die ersten Anknüpfungsversuche sind daher auch höchst obskur. So legte der Jude Demetrios aus Alexandria/Ägypten Adams Erschaffung auf 5000 Jahre vor Christi Geburt fest, das jedoch machte er schon im 3. Jh. v.Chr., als Christus noch gar nicht gelebt hatte! Ein absoluter Nonsens. In die selbe Kerbe schlug Sextus Africanus ("180-250"), der mit 5500 Jahren rechnete. Eusebios ("303") entschied sich in seiner Weltchronik für 5200 Jahre. Selbst die Freimaurer Schottlands kreierten noch 1679 ein ARS MUNDI-Datum 4000 Jahre v.Chr. Das Jahr 1679 und die Renaissance-Epoche davor dürfte überhaupt die Zeit sein, als die phantasievoll datierten "antiken" Autoren erfunden wurden.

Also überall der Drang nach runden Jahreszahlen, was schon einmal höchst verdächtig ist und mit realen Zeitabläufen absolut nichts zu tun haben kann.

In der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts begründete der Rabbiner Josse ben Halafta angeblich die der heutigen Chronologie fast exakt entsprechende Weltära mit dem Datum "Erschaffung der Welt" 3758 v.Chr. Angeblich im Jahre 344 dann entschied sich der jüdische Patriarch Hillel II. aus Tiberias/Palästina, noch drei Jahre darauf zu legen, um auf das heute gültige Datum 3761 v.Chr. zu kommen. Er hatte also der christlichen Methode entsprechend ebenfalls mit zweitausend Jahren hantiert, diese jedoch nicht abgezogen, sondern dem jüdischen Kalender hinzugefügt, und zwar zum Sintflutdatum (Ausbreitung der Völker), 1760 Jahre nach Weltenbeginn, womit er (vielmehr sein frühneuzeitlicher Erfinder) wohl noch an den gemeinsamen nachkataklysmischen Ursprung der Menschheit, egal ob Juden, Christen oder Mohammedaner, erinnern wollte.

Entlarvend ist, dass angeblich seriöse astronomische Berechnungen, die von Dionysius Exiguus schon im 6. Jh. den Zeitpunkt der Kreuzigung Christi (Osterdatum) fixierten, auf Kalkulationen Matthäus Vlastars in den Kirchenvätergesetzen aufbauten, die erst im 12. bis 14. Jh. verbreitet wurden. Ebenso entlarvend ist, dass die 1. und 2. Zerstörung des Tempels von Jerusalem jeweils auf den 9. Tag des Monats Aw (August) fällt, das Alte Testament aber keine 2. Tempelzerstörung schildert, sondern als Happy End nur den Wiederaufbau des 2. Tempels kennt. Tatsächlich fällt die Geschichte des "Römischen Imperiums" in die Wahnzeit (433 v.Chr. bis 1327), kann also überhaupt nicht so stattgefunden haben. Das heißt also, dass der 2. nachbabylonische Tempel immer noch steht, und zwar als islamisierter Felsendom und Al-Aksah-Moschee, die fanatische Juden gerne niederreißen und durch einen neuen Tempel ersetzen würden (Al Aksah scheint auf Alexander hinzuweisen, bedeutet im Arabischen aber "der Glaubensbruder", "Mitglied eines Ordens").



Abb. 2: Datum auf der Stadtkirche von Bietigheim, 1544, auch als 1445 lesbar, das anstelle drei senkrechter Einser diese drei Ziffern zu einer einzigen zusammengefasst zeigt.

Die Berechnungen Fomenkos legen nahe, dass das Neue Testament erst im Zeitraum 13. bis 14. Jh. geschaffen worden sein kann, als die jetzt abgelehnten Juden ihre Identität in Gettos zu wahren suchten.

Das heißt aber nicht, dass Jesus überhaupt nicht existierte. Wenn die 1. Tempelzerstörung mit der 2. identisch ist, dann waren nicht Römer im heutigen Sinne die Zerstörer, sondern Nebu-Kadnezar (Nebu-Ekzandar = griech. Al-Exander, arab. Iskender, jüd. Askenase). Statt Titus regierte Nebu-Kadnezars Statthalter Zedekia in Jerusalem. Alexanders Reich ist also mit dem oströmischen Reich identisch. Während die jüdische Elite in Babylon interniert war, führte Jesus seinen an Mahatma Gandhi erinnernden pazifistischen Aufstand gegen die Besatzungsmacht. Die babylonischen Judenherrscher aber ignorierten den Freiheitskampf, der in ihrer Abwesenheit in Jerusalem stattfand, und spielten sich nach ihrer

Rückkehr als Herren auf. Jesus erscheint in ihrem Talmud nur als Zauberer Beleam erwähnt. Den daheim gebliebenen aufopferungsvollen Judenchristen haben wir also unser weltumspannendes Christentum zu verdanken. Jesu Gerichtsakten können demnach nicht in (west-) römischen Archiven gefunden werden. Am aussichtsreichsten ist die Suche im als "Hure" gescholtenen Babylon, bei Persern, Chaldäern, Armeniern, Griechen, Makedoniern, etc.

Warum aber musste man die ganze Weltgeschichte vor 1350 fälschen? Wenn es nicht dieser ganze Kalenderschlamassel war, der wohl nur dazu diente, christliche und jüdische Geschichte nachhaltig voneinander zu trennen, wenn vor 1350 kein Christentum, sondern

nur heidnische Gallo-Römer in Europa nachweisbar sind, könnte ein viel gravierenderer Fakt das Motiv für diesen Realitätsverlust geliefert haben.

Wie Christopher Marx vehement vertritt, kommt eine große und vielfach geologisch und archäologisch nachweisbare Kometenkatastrophe in Frage, die zu Beginn des hohen Mittelalters den ganzen Erdball erfasste und als Sintflut in die Thora Eingang fand, aber auch bei uns als die "große Mandränke" überliefert ist. Die Katastrophe wirkte als Schnitt in die tradierte Geschichte, als Strafgericht für die gottlosen Heiden und Startschuss für eine neue Spiritualität, die zum Christenglauben führte.

Aufgrund der umfassenden Vernichtung, der Vertreibung und Umschichtung der Völker und Einwanderung orientalischer Völkerschaften aus dem Nahen und Mittleren Osten war eine wahrheitsgetreue Rekonstruktion der vorkatastrophischen Zeit nicht mehr möglich und die Erinnerung an die vorsintflutliche Hochkultur mit unseren gigantischen Steingrabhügeln im Fels verschwand völlig.

Während die jüdische Thora/Altes Testament den Kataklysmus weit zurückdatiert, deuten neueste Baumringuntersuchungen eines irischen Professors namens Baillie auf das Katastrophenjahr 540 n.Chr. Ob dieses Datum angesichts der Unbrauchbarkeit der C14-Methode verlässlich ist? Es gibt noch viel zu forschen.

Bildnachweis:

Alle Fotos W. Haug

Ist etwas dran an "Geistheilung"?

(c) 2001 Gernot L. Geise

Ein Erfahrungsbericht

Besonders in letzter Zeit wird sehr viel von "Geistheilung" geredet. Die eine Seite bejubelt sie als alternative Möglichkeit zur Schulmedizin und stellt - meist unbelegt - phänomenale Erfolge vor.

Die andere Seite, darunter die konventionelle Medizin, lehnt "Geistheilung" konsequent als unnachprüfbar Scharlatanerie ab. Der Normalbürger wird meist nur einseitig informiert und weiß nicht, was er davon halten soll, denn weder die eine noch die andere Seite ist objektiv. Beide Seiten übertreiben meist ihre Positionen und werten die andere Seite ab. Bisher hatte ich mich nicht um dieses Thema gekümmert, da es mich nur am Rande interessierte und es kaum möglich ist, objektive Berichte zu erhalten. Und selbst bei jenen ist es unklar, ob sie wirklich objektiv sind. Meine Meinung zur "Geistheilung" war daher eher abwartend, obwohl ich solche Behandlungsmöglichkeiten durchaus nicht in Abrede stellen möchte.

Da ich mich selbst davon überzeugen wollte, ob "Geistheilung" möglich (und erfolgreich!) ist, beschlossen die Heilpraktikerin Barbara Teves und ich testweise geistige Behandlungen.

Meine hier beschriebenen Eindrücke können demgemäß nur meine eigenen subjektiven sein!

Dazu muss ich darlegen, was und wie behandelt werden sollte. Ich hatte im Jahre 1991 eine Bandscheibenoperation wegen eines schweren Bandscheibenvorfalles und seither Beschwerden. Daran kann man die Schwere des damaligen Eingriffes erkennen.

Die Rückenschmerzen wurden zwar im Laufe der Jahre schwächer und sind in den letzten Jahren fast ganz abgeklungen. Das hatte sich jedoch drastisch geändert, nachdem ich in meinem Garten größere Erdbewegungen durchgeführt hatte.

Die Schmerzen befanden sich etwa in Höhe der alten Operationsstelle (Wirbel L4-S1) und fühlten sich ähnlich an wie eine Art Hexenschuss, allerdings intensiver und mehr Wirbel- als Muskel-orientiert (Hexenschuss ist eine mehr oder weniger schlagartig auftretende Muskelverspannung im Lendenwirbelbereich). Mit diesen Schmerzen, die zwar im ruhigen Stehen oder Sitzen einigermaßen erträglich, jedoch bei jeder Bewegung (aufstehen!) äußerst schmerzhaft waren, kam ich zu Frau Teves und bat sie um eine "geistige" Behandlung.

Die Behandlung sah so aus, dass Frau Teves ihre Hände in ein paar Zentimetern Abstand über die schmerzende Stelle am Becken bzw. gegenüber auf der Bauchseite hielt und sich geistig auf die schmerzende Stelle konzentrierte. Die ganze Behandlung fand im Stehen statt, wobei Frau Teves mich zuvor aufforderte, ganz entspannt zu stehen.

Die Behandlung dauerte etwa zehn Minuten. Der erste sichtbare (und spürbare!) Unterschied danach war der, dass ich mich wieder hinsetzen, aufstehen und aufrecht gehen konnte, ohne die leicht gebückte, verkrampfte Haltung, die jeder kennt, der schon einmal einen Hexenschuss hatte. Die Schmerzen hatten sich noch nicht verringert. Das dauerte etwa eine Stunde, und dann konnte ich auch hier ein Abklingen feststellen. Nach einer weiteren Stunde war ich völlig schmerzfrei.

Was war geschehen? War das alles nur meine Einbildung? Placeboeffekt? Oder wirkliche

Harmonisierung meiner körpereigenen Energieströme?

Zwei Tage vergingen, und dank "weggeblasener" Schmerzen widmete ich mich wieder meinen Gartenarbeiten, wobei ich mir dessen bewusst war, dass ich zur Schonung meiner Wirbelsäule wesentlich öfter eine Pause hätte einlegen sollen. Andererseits wollte ich jedoch austesten, wie lange die neue Schmerzfreiheit anhielt.

So musste Frau Teves ein zweites Mal einspringen, drei Tage später, denn bis dahin hatte ich meine Wirbelsäule wieder so weit überlastet, dass die Schmerzen erneut auftraten. Nun wollte ich wissen: Funktioniert eine geistige Beeinflussung oder "Heilung" auch ohne persönlichen Kontakt? Die räumliche Distanz zwischen Frau Teves und mir betrug etwa hundertfünfzig Kilometer.

Ich rief sie telefonisch an, und sie gab mir die Anweisung, mich nach dem Telefonat für die nächste etwa halbe Stunde bequem hinzusetzen und zu entspannen. Während dieser Zeit wollte sie sich auf mich und meine Rückenschmerzen konzentrieren. Während dieser Zeit verspürte ich keine Änderungen im Schmerzbereich. Allerdings saß ich so, dass kaum Schmerzen auftraten. Hin und wieder spürte ich ein leichtes Stechen im Lendenwirbelbereich. Das war alles.

Die anschließende Wirkung glich der persönlichen mentalen Behandlung: Nach Ablauf der halben Stunde stand ich auf, wobei die verkrampfte Haltung wieder abgeklungen war. Bis etwa eine Stunde nach der Behandlung waren die Schmerzen wieder völlig abgeklungen. Wie lange dieser Zustand anhalten würde, wusste ich nicht. Doch die Schmerzen waren ohne sonstige Hilfsmittel (Medikamente, Heizkissen o.ä.) abgeklungen und verschwunden. Sie kamen auch in den folgenden Tagen nicht wieder, allerdings muss ich zugeben, dass ich arbeitsintensive Bewegungen in den Folgetagen vermied.

Resümee:

Ob auf geistigem Weg bei mir eine völlige Heilung der Wirbelsäule möglich ist, wage ich zu bezweifeln, denn die Ärzte hatten seinerzeit mit ihrer Operation harte Tatsachen geschaffen, indem sie eine Bandscheibe entfernt hatten. Und was weg ist, ist weg. Da wird auch keine "Geistheilung" etwas ändern können.

Allerdings kann ich nun aus eigener Anschauung bestätigen, dass es möglich ist, auf geistigem (mentalen) Weg selbst starke Schmerzen zu unterbinden und dauerhaft zum Abklingen zu bringen.

Eugen Gabowitsch

Eine Balkanreise

Teil 2: Von Saloniki nach Sofia

Im Mai 2000 unternahm ich eine Reise auf den Balkan. Hauptziel: den bulgarischen Zeitforscher Prof. Dr. Jordan Tabov und sein Seminar „Anachronismen“ kennenzulernen. Ich wollte außerdem den bulgarischen chronologieskeptischen Kollegen, die eine umfangreiche kritische Untersuchung der alten bulgarischen Geschichte schon in vielen Artikeln und Büchern dokumentiert haben, über die entsprechende Forschung in Deutschland berichten. Dazu hielt ich dort zwei Vorträge: in Sofia und in Dimitrovgrad. Außerdem gelang es mir, Kloster Rila und Plovdiv zu besuchen.

Seit der Reise stehe ich im ständigen Kontakt mit bulgarischen Kollegen. Einige Beiträge dieser Forscher sind in der Online-Zeitschrift „Geschichte & Chronologie. Kritik, Kürzungen. Rekonstruktion“ zu finden (URL: <http://geschichte.eu.cx>). Eine Gruppe bulgarischer Chronologiekritiker hat sich schon für die Teilnahme an der Tagung in Rüspe im Juni 2001 angemeldet.

So verfälscht man Geschichte

Saloniki (= Thessaloniki), die zweitgrößte Stadt Griechenlands und die Hauptstadt der griechischen Provinz Makedonien, ist erst seit 1912 griechisch. Und nach nicht einmal 100 Jahren ist diese Tatsache in Griechenland ziemlich gründlich vergessen worden. Durch die ständige Betonung der altmakedonischen

(„Für griechische Verhältnisse ist Thessaloniki eine junge Stadt – ihre Geschichte setzt erst im Jahre 315 v. Chr. mit ihrer Gründung durch den makedonischen König Kassandros ein, der sie nach seiner Gemahlin Thessalonike, einer Schwester Alexanders des Großen, benannte“ [1, S. 173]),

römischen

(„Unter den Römern (seit 146 v. Chr.) blühte die Stadt auf, war sie doch durch ihre Lage am Meer und an der Via Egnatia ein wichtiger Handelsplatz. Sie wurde zur Hauptstadt der römischen Provinz Makedonien erklärt; Cicero und der Apostel Paulus weilten in ihren Mauern“, *ibidem*),

frühchristlichen

(„Nach der römischen Epoche entwickelte sich Thessaloniki zu einem Zentrum der Missionierung der Slawen und später zu einem Bollwerk gegen die Überfälle in den Zeiten der Völkerwanderung durch Goten und Slawen, später durch Bulgaren und Sarazenen“, *ibidem*)

und byzantinischen

(„In byzantinischer Zeit, besonders unter Kaiser Justinian, wurde

Thessaloniki mit vielen prächtigen Bauwerken ausgestattet“, *ibidem*)

...Herkunft der Stadt wird der Eindruck erweckt, die Stadt sei von je her eine griechische Metropole gewesen. Eine griechisch-antike Frühgeschichte scheint die Stadt überhaupt nicht gehabt zu haben. Die oben erwähnte Via Egnatia führte aus Italien nach Konstantinopel.

Aus heutiger geschichtskritischer Sicht bewerte ich all das folgendermaßen:

- ❖ Die Stadt wurde vermutlich etwa im 10. Jh. nach Chr. durch die makedonische Urbevölkerung gegründet (vielleicht auch ein wenig früher oder später).
- ❖ In der Kreuzritterzeit (im 12.-13. Jh.) kam sie zu einer gewissen „römischen“ Blüte und vermutlich zu den ersten großen Bauten.
- ❖ Danach wurde sie stark umkämpft (im 13.-15. Jh.) – vermutlich in dieser Zeit wurden die Akropolis und weitere Befestigungen gebaut.
- ❖ 1430 marschierten die Türken (die früher Sarazenen hießen) in Thessaloniki ein, reparierten die beschädigten Stadtmauern und bauten die weiteren aus.

Die türkische Periode (1430-1912) war vermutlich die längste Zeitperiode des Friedens und der wirtschaftlichen Blüte in der Geschichte der Stadt. Das wird heute heruntergespielt und aus dem Gedächtnis der Einwohner gestrichen.

Die traurige neueste Geschichte

Fünf Jahre, nachdem die Stadt griechisch wurde, brannte die Innenstadt

fast völlig aus. Man findet keine Erklärungen für den Großbrand in den Geschichtsbüchern, aber ich kann die folgende Hypothese nicht ausschließen: beim Versuch, viele türkische Denkmäler zu vernichten und moslemische konfessionelle Einrichtungen niederzubrennen, provozierten die Griechen einen Großbrand. Bekannt ist, dass nicht nur Moscheen, sondern auch die größte orthodoxe Kirche Aghios Demetrios (Kirche des heiligen Demetrios), die bis 1912 als Moschee diente, abbrannte.

Für einen Teil der Bevölkerung bedeutete der Anschluss an Griechenland eine noch größere Tragödie als diese: für die Juden, die hier seit dem 15. Jh. lebten und eine der lebendigsten Gemeinden in Europa aufbauten. Lt. [2] gab es in Thessaloniki sogar um zwanzig jüdische Gemeinden: 21 in der Zeit des Sultans Suleiman des Prächtigen (1520-1566). Man sagte zu Thessaloniki „die jüdische Metropole des Mittelmeeres“.

1941-44 wurde Thessaloniki durch deutsch-italienische Truppen besetzt gehalten. In dieser Zeit vernichteten Gestapo und Sonderkommandos fast die ganze jüdische Bevölkerung, um 90%, 60-70-tausend Menschen in ganz Griechenland (meist in Thessaloniki). Wäre Thessaloniki türkisch geblieben, hätten diese Menschen überlebt.

Kirche des heiligen Dimitrios

Die fünfschiffige Basilika Aghios Demetrios – die größte Kirche der Stadt - sieht so aus, als wäre sie gerade vor kurzem gebaut. So ganz falsch ist dieser Eindruck nicht: die Kirche brannte 1917 völlig nieder und wurde danach neu gebaut. Beim Aufbau wur-

Balkanreise



Die heutigen Professoren werden nicht unbedingt heilig gesprochen.

de sie gründlich erforscht. Unter den Brandruinen fand man Reste einer alten Krypta. Neuromanische Formen des Neubaus sollen vergessen lassen, dass die Kirche 1493-1912 als Moschee diente. Die Aufbauarbeiten und die aufwendige Restauration der Kirche dauerten bis 1948.

Der heilige Dimitrios soll in der Krypta gefangen gehalten und im Jahre 303 unter Diokletian den Märtyrertod erlitten haben (vermutlich etwa 1000 Jahre später, wenn überhaupt). Heute ist er zum Schutzpatron der Stadt er-

klärt worden.

Während der Restaurationsarbeiten wurden mehrere Fresken entdeckt, die heute in das 7. Jh., 11.-12. Jh. und nur teilweise in die zwei späteren Jahrhunderte datiert werden. In Wirklichkeit sind sie alle vermutlich (wenn schon keine noch späteren Fälschungen) aus dem 14.-15. Jh. Die meisten sind so stark „überrestauriert“, dass man sie eher für moderne Malerei halten kann.

Die etwas weiter vom Meer auf dem Berghang stehende Kirche des hl. Dimitrios symbolisiert die heutige Geschichte der Stadt, die an eigener Geschichte intensiv und schöpferisch „arbeitet“. Die Geschichtsproduktion ist in Westeuropa schon längst abgeschlossen und kann nirgendwo so gut beobachtet werden wie am Balkan.

Modernität und Altertümlichkeit

Fast jede Kirche in Thessaloniki sieht älter aus als die Kirche des hl. Dimitrios, die wir zeigen. Insbesondere die Kirchen, die, wie die Krypta auf unseren Abbildungen, aus viel Mörtel und wenigen Steinen (nur teilweise Backsteine) gebaut wurden. Die entsprechenden Legenden erzählen von schrecklichen Türken, die es nicht erlaubt haben sollen, die Kirchen zu bauen, so dass die Bauern aus der Umgebung heimlich ein bis zwei Steine unter den Körben mit landwirtschaftlichen Waren in die Stadt geschafft haben.

In Wirklichkeit war die Lage vermutlich so, dass man von Kirchgän-

gern verlangte, dass sie Baumaterial spenden und jeder, der in die (zuerst vermutlich noch nicht ganz ausgebaute oder aus Holz gebaute) Kirche ging, Steine mitschleppte. Die wenigen reicheren Kirchenbesucher aus der Stadt haben vermutlich Backsteine mitgebracht, die ärmeren und Bauern unbearbeitete Natursteine. Und so sieht man oft, dass nach einer Lage Backsteine mehrere aus Natursteinen folgen: man baute nach und nach und appellierte ständig, aber nicht immer sehr erfolgreich, an die Gläubigen.

Von den Geldspenden kaufte die Kirche Kalk und bezahlte die Maurer. Selbstverständlich kann man auch Kalkspenden nicht ausschließen. Und Kalk benötigte man nicht nur fürs Mauern: auch Fenster wurden aus Kalk geformt. Diese Kalkgitter waren vermutlich sehr schön. Leider sind sie nur in wenigen Fällen erhalten geblieben.

Gitter mit kleinen Öffnungen reichten im sonnigen Klima aus, um genügend Licht ins Innere der Kirche zu lassen (an wenigen kalten Tagen schloss man vermutlich die inneren Fensterläden aus Holz zu und zündete Kerzen an). Heute sind fast alle Kirchenfenster aus Blech gemacht und sehen unheimlich „modern“ aus, im schlimmsten Sinne des Wortes. Die grauen verschmutzten Bleche aus Zinn oder verzinnem Stahl mit Reihen von durchgeschnittenen kleinen runden Öffnungen passen nach meinem Ge-



Die bösen „Römer“ haben nicht nur Jesus auf dem Gewissen



Griechische Version der Kreuzigung



Mit Kreuz (gut zu sehen) und Schwert (etwas verborgen dargestellt) nach der Kanonisierung: Der Hl. Dimitrius als Schutzpatron der griechischen Metropole Thessaloniki

schmack mehr zu einem Gefängnis als zum Gotteshaus.

Endlich nach Bulgarien!

Vom Zug als Verkehrsmittel hat mir Prof. J. Tabov abgeraten: er fährt langsam und steht lange an der Grenze. Mit dem Bus soll das um einige Stunden schneller gehen. Also kaufte ich eine Busfahrkarte, und am frühen Morgen des vierten Tages ging die Reise Richtung Bulgarien weiter. Die



Ohne Kreuz und Schwert: fast ein Engel (ein modernes Mosaik)

Landschaften nördlich von Thessaloniki wirkten zuerst ziemlich industriell, bald aber rein landwirtschaftlich. Die hügelige Gegend ist schön, vermutlich noch wenig vom Tourismus in Anspruch genommen.

Kurz vor der Grenze hielt der Bus in einer Kleinstadt an, wo man nur wenige Menschen auf den Straßen sah. Dazu aber Unmengen von streunenden Hunden. Später verstand ich, dass frei laufende und sich selbst um ihre Ernährung kümmernde Hunde ein Markenzeichen des heutigen Balkan sind.

An der Grenze ging alles ruhig und mitteleuropäisch zu. Wir mussten alle aus dem Bus aussteigen. Jeder sollte seine Taschen und Koffer aus dem Bus nehmen und zum Gebäude der Grenzpolizei schleppen. Vor diesem Gebäude wurden wir in eine Reihe gestellt und gebeten, unsere Sachen zu zeigen. Aber die Zöllner waren nicht besonders aktiv und erpressten auch kein Geld. Also ist Mitteleuropa doch kein Osteuropa.

Nach dieser Prozedur hatte ich noch genügend Zeit, um etwas Geld zu wechseln: aus Drachmen wurden Leva, genug, um unterwegs eine kleine Tasse Kaffee zu trinken und eine bulgarische Zeitung zu kaufen. Diese Währung ist uns eigentlich gut bekannt (obwohl sie anders heißt): 1 Lev (Löwe) = 1 DM. Und das war keine zufällige Übereinstimmung: die bulgarische Währung ist fest an unsere gebunden.

Die ersten bulgarischen Eindrücke

Die Preise sind dafür aber Gott sei Dank noch nicht alle auf unserem Niveau: alles, was in Bulgarien produziert wird, ist noch erheblich billiger als bei uns. Eine Tasse Kaffee kostet keine halbe Mark, für fünf bis sechs DM und weniger kann man gut essen. Auch im Restaurant muss man nicht unbedingt mehr als 10 Lev pro Person ausgeben.

Nur die Preise, die ausschließlich für Touristen gelten, sind höher: Souvenirs, Hotels, letzte Zeit auch gewisse Bücher, kosten ziemlich viel. Trotzdem kaufte ich eine Menge Bücher auf bulgarisch.

Der Bus fuhr entlang der Grenze zur ehemaligen jugoslawischen Republik Mazedonien (Makedonier sind ein Slawenvolk, eng mit Bulgaren verwandt). Gerade in der Mitte zwischen



Wieso dieses auch ziemlich modern wirkende Mosaik in das 7. Jh. datiert wurde, blieb für mich ein Rätsel.

der Grenze und Sofia hielten wir in Blagoevgrad an. Zwei Stunden später stand ich am Busbahnhof in Sofia und versuchte zu erahnen, wer von anwesenden Leuten mich abholen sollte.

Der junge Kollege von Prof. D. Tabov hat mich selber „ausgerechnet“ und brachte mich in seinem alten Wagen zum Institut für Mathematik und Informatik der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften (BAW). Hotelpreise sind heute für einen normalen Gast des Instituts, insbesondere wenn der entsprechende Mathematikprofessor aus dem Osten Europas kommt, unerschwinglich. Darum wurde im riesigen Gebäude des Instituts eine Ecke in ein Quasi-Hotel umgewandelt, wo man Zimmer (ohne Frühstück) für etwa zwanzig Mark pro Tag bekommt. Früher waren das Büros, aber als viele Mitarbeiter des Instituts ins Ausland gingen, baute man sie in Schlafzimmer um.

Zwei solche Zimmer bilden einen Block mit eigener Küche, einem Kühlschrank und WC-Dusche. Die Dusche ist in keiner Duschkabine untergebracht, sondern so installiert, dass der ganze Raum einschließlich der WC-Einrichtung beim Duschen nass wird.

Balkanreise



Auch diese strammen Männer sollen schon im 4. Jh. gelebt haben und erst im 7. Jh. abgebildet worden sein? Nach mehr als 300 Jahren wusste der Maler selbstverständlich noch ganz genau, wie die Herren ausgesehen haben...

Die gleiche Konstruktion habe ich bei Prof. Tabov und in einer Privatwohnung in Plovdiv beobachtet.

Das Nebenzimmer im Block blieb die ganze Zeit frei, also hatte ich im Zimmer eine relative Ruhe. Nur die Hunde, die ich schon oben erwähnte und die das ganze riesige Gelände um das Institut dicht besiedelten, haben durch das Bellen am frühesten Morgen die Ruhe gestört. Wegen dieser Hunde hatte man am späten Abend ein ziemlich ungutes Gefühl, als man einige hundert Meter durch die dunklen Grünflächen und am Gebüsch vorbei den Weg zum schlecht beleuchteten Institutsgebäude suchte.

Ganz alleine blieb ich im Zimmerblock doch nicht: große Kakerlaken leisteten mir fast täglich Gesellschaft. Darum musste ich mich fast täglich vor meinen bulgarischen Kollegen entschuldigen, dass ich unchristlich genug einige der besten Exemplare der örtlichen Schabenpopulation durch Schuhschläge á la Chruschtschow in der UNO eliminierte.

Mathematikprofessor Dancho Tabov

Schon am ersten Tag traf ich Herrn Dancho Tabov. Seinen Namen erfuhr ich einmal aus einem Buch von A. T. Fomenko. Anfang des Jahres 1999 entdeckte ich seine Internetseite und schrieb ihm einen Brief auf Deutsch, weil er seine Doktorarbeit an der

Humboldt-Universität in Berlin präsentiert hatte. Die Antwort kam auf Englisch: es sei ihm leichter, auf Englisch zu kommunizieren. Dann fragte ich ihn, in welcher Sprache er seine Doktorarbeit schrieb. „In Russisch“ – lautete die Antwort. „Und können Sie noch Russisch?“ - fragte ich, weil ich meinte, dass bei Bulgaren Russisch heute nicht mehr populär sei. Seine Antwort lautete: „Ich habe doch in Moskau an der Uni studiert, heiratete dort meine Frau Lydia, und wir sprechen zu Hause bis heute Russisch.“

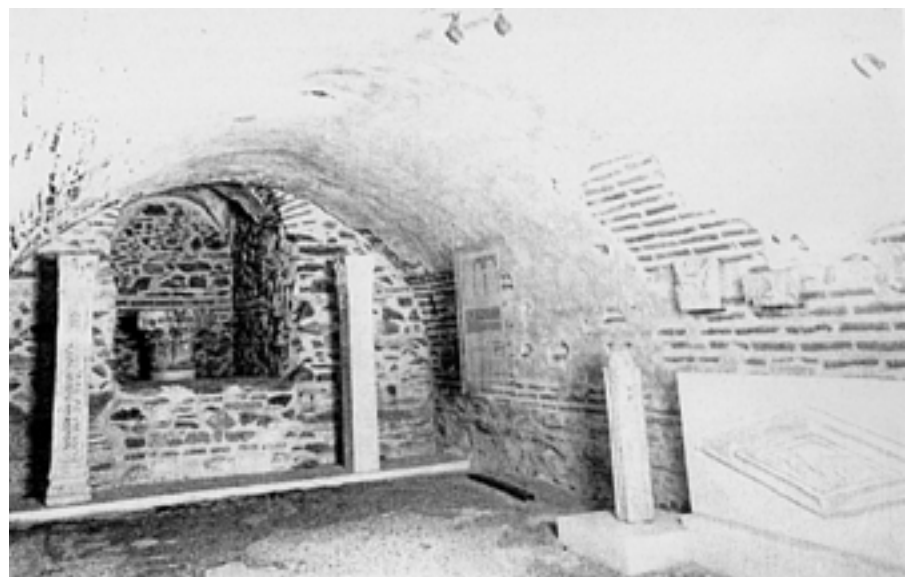
So wurde die Kommunikationssprache gefunden, die uns beiden passte: obwohl Tabov ohne Weiteres deutsche Bücher liest, steht Deutsch für ihn als Sprache der Kommunikation erst an vierter Stelle. In den folgenden Tagen gingen wir fast täglich zusammen spazieren und besprachen viele Aspekte der Geschichtskürzung. Er erwies sich als ein ausgesprochen sympathischer und kontaktfreudiger Mensch, und wir sind bis heute gute Freunde geblieben. Und er machte mich mit vielen netten Menschen bekannt, die Sie vielleicht per Namen aus meinen Internetberichten über diese Reise in <http://geschichte.eu.cx> kennen. Noch vor meiner Abreise aus Karlsruhe hat mich Tabov davor gewarnt, dass er an einer Darmerkrankung leide, er konnte nur wenige Gerichte essen (eine strenge Diät) und praktisch nichts trinken (Ich wollte wissen, welche Geschenke man nach Bulgarien am liebsten mitbringt). Darum sei er sehr schlank, sogar erschren-

ckend mager.

Er war immer sehr warm angezogen und wurde schnell müde. Ich wunderte mich, wie er überhaupt in einer solchen Verfassung seinen zahlreichen Verpflichtungen nachgehen kann:

- ❖ Im Institut leitet er die Forschungsabteilung für Pädagogik der Mathematik und der Informatik.
- ❖ An der Universität in Sofia hält er Vorlesungen.
- ❖ Jede Woche fährt er noch für drei Tage nach Burgos am Schwarzen Meer, wo er in örtlichen Universität auch Vorlesungen hält.
- ❖ Zweimal im Monat kommt sein Seminar „Anachronismen“ zur Geschichtsanalyse zusammen, wo er oft vorträgt und alle Sitzungen leitet.
- ❖ Außer zahlreichen mathematischen Arbeiten schreibt er noch Artikel und Bücher zum Thema Geschichtskritik.
- ❖ Bulgaren und ihre Sprache.

Außer den Kollegen aus dem Umkreis von Prof. Tabov hatte ich noch zwei Personen aufzusuchen, die ich schon früher kannte und die beide im gleichen Institut arbeiten. Einer, wie sich herausstellte, saß im Zimmer gegenüber meinem Schlafzimmer. Er heißt Kalcho Todorov und war ursprünglich ein Algebraiker, wie auch ich vor vielen Jahren. Irgendwann, als wir beide noch viel jünger waren, war ich sein „zweiter Doktorvater“ im damaligen Leningrad. Kalcho startete sei-



Heute heisst das Krypta. Früher sollen hier „römische“ Bäder betrieben worden sein.

Balkanreise



Wieso waren die Bäder „römisch“ und nicht türkisch? Sind die Räumlichkeiten zu eng für türkische Bäder gewesen?



Was können die später eingesetzten christlichen Symbole beweisen? Bäder bleiben Bäder.



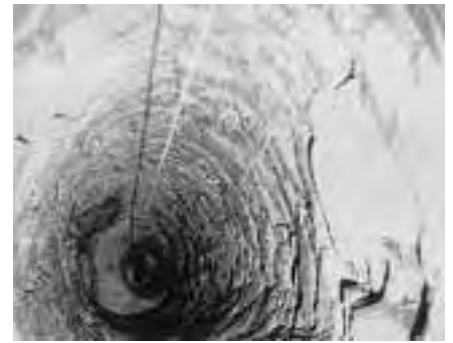
So generiert man Geschichte noch heute: der oberste Hüter der heiligen Märchen.

ne wissenschaftliche Karriere etwas später als ich und obwohl er zwei Jahre älter ist als ich, machte er seine Doktorarbeit nach meinen Anweisungen und nicht umgekehrt.

Wir sahen uns einige Male in Moskau vor meiner Aussiedlung und einmal in Oberwolfach im Schwarzwald. Seitdem verlor ich seine Spuren. Bis ich

in der Liste der Mitarbeiter des Instituts im Internet seinen Namen fand. Und nun stellte sich heraus, dass auch er sich an zwei Stellen engagiert: nicht nur in Sofia, sondern auch noch in Blagoevgrad, wo er Universitätsdozent ist (und wohin ich – wie er aufs Tiefsite überzeugt war - unbedingt mit ihm fahren muss, um meinen in Sofia geplanten Vortrag zu wiederholen).

Von seinem Gehalt kann man heute in Bulgarien nicht gut leben. Nicht einmal von zwei: die Frau von Kalcho ist auch eine Wissenschaftlerin in einem anderen Institut der BAW. Auch



Auch die Überreste eines ordentlich gemauerten Brunnens passen besser zu den Bädern als zu einer frühchristlichen Kirche.



Diese „Krypta“-Bilder beweisen nur eins: früher sparte man sich den Mörtel noch nicht. Vermutlich war Mörtel preiswerter als die flachen Backsteine.

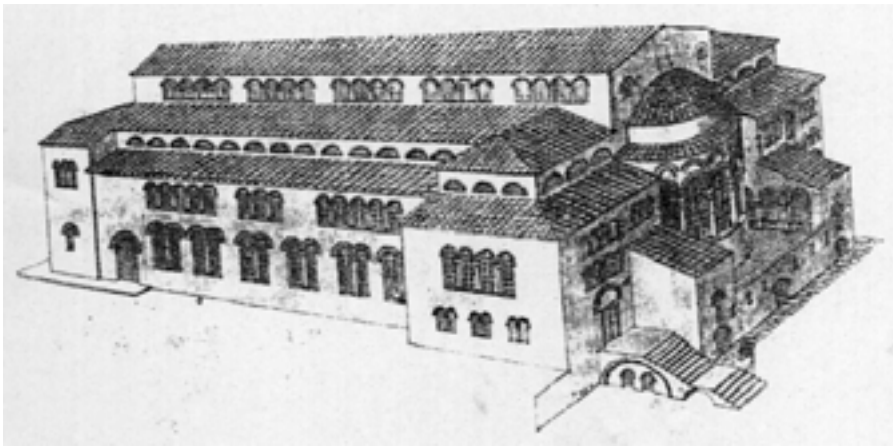
mit Kalcho (und seiner Frau) gingen wir spazieren. Sie erzählten, dass ihr Sohn, ein Informatiker, schon lange in den USA lebt und arbeitet und kaum noch nach Bulgarien als Besucher zurückkehrt. Den gleichen Weg nach USA, Deutschland und in andere entwickelte Länder haben in den letzten zehn Jahre hunderttausende jungen Bulgaren eingeschlagen. In früheren Zeiten gingen Bauern in die Städte zum arbeiten, heute fährt die Jugend ins Ausland ...

Bulgarisch ist eine slawische Sprache. Das bedeutet aber längst noch nicht, dass ein Russe einen Bulgaren beim Sprechen versteht. In Bulgarisch gibt es Artikel und Endungen, die das Verstehen der gesprochen Sprache erschweren. Etwas einfacher ist es das Geschriebene zu begreifen: man kann beim Lesen die Artikel und Endungen



Das orthodoxe Innere der alten Moschee

Balkanreise



Abgebrannte ehemalige Moschee und ein Phantasiegebilde: in dieser Form soll schon im 5. Jh. die Kirche des Hl. Dimitrios gestanden haben (um 629-634 abzubrennen. Nach anderen Angaben soll dieser Brand sogar zehn Jahre gedauert haben: 629-639)



Die heutigen Hüter des byzantinischen (bosnischen?) Erbes: man beachte die Doppeladler auf dem Boden der Kirche.



Die Eisenringe halten die Kolonnen zusammen und „zeugen“ von einem sehr hohen Alter. In Wirklichkeit weisen sie nur auf die Feuerbrandauswirkungen aus dem Jahr 1917.

ignorieren und dann klingt bulgarisch schon viel „russischer“.

Für Bulgaren der älteren Generation war Russisch lingua franca: sie studierten nach russischen Büchern, sie lernten Russisch intensiv in der Schule, sie fuhren nach Russland als Touristen. Und fast jeder konnte Russisch auch gut sprechen. Heute ist die Lage etwas anders. Die Bulgaren sprechen Russisch auf ziemlich unterschiedlichem Level. Die Taxifahrer verstanden mich, aber antworteten nur Bulgarisch. Der ca. 35-jährige Schriftsteller Kavadarkov sprach ein stark bulgarisiertes Russisch ohne irgendwelche Hemmungen: nach 5-6 bulgarischen Wörtern erinnerte er sich an ein russisches.

Dafür konnten einige junge Wissenschaftler erstaunlich gut Russisch. Und einer von diesen jungen Leuten erwies sich als ein Sprachgenie, der



Kirche des Hl. Dimitrios: Rundbogen-Detail

ca. 40 Sprachen beherrscht, darunter auch mehrere künstliche Sprachen. Nach einem Studium in USA und einer Doktorarbeit in England kehrte er nach Sofia zurück, wo seine beiden Eltern als bekannte Wissenschaftler leben. Eine von diesen künstlichen Sprachen (die Sprache der Klingonen) wurde für die Science-fiction-Serie „Raumschiff Enterprise“ von einem amerikanischen Linguisten entwickelt. Und der junge Bulgare beherrscht sogar diese Sprache.

Anmerkung

Die Abbildungen in diesem Artikel stammen alle aus dem Buch [5] sowie aus der englischen Variante des Buches.

Literatur

1. Klaus Bötig, Griechenland, Goldstadtverlag, Pforzheim, 1976.
2. Maren Frejdenberg, Juden auf dem Balkan. Am Ende des Mittelalters. Gescharim, Jerusalem, 1996. (Russ.)
3. Franz N. Mehling (Hg.), Knauts Kulturführer in Farbe. Griechenland, Weltbild, Augsburg 1998.
4. Marco Polo, Bulgarien. Reisen mit Insider-Tips, Maris, Ostfildern 1999/2000.
5. G. Archimandrit Panteleimon B. Kkalpakidis, Heiliger Dimitrios. Leben und Tempel des Schutzheiligen von Tessaloniki, Katafigi, Thessaloniki 1993.

Jäger aus der Tiefe

Das Geheimnis der unbekanntesten U-Boote

(c) Thomas Ritter; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 2/2001

In den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts erschütterten merkwürdige Zeitungsmeldungen die zivilisierte Welt. Ein mysteriöses „Seeungeheuer“ griff bevorzugt Kriegsschiffe der Kolonialmächte an und beförderte sie reihenweise auf den Meeresgrund. Um dieses Ungeheuer unschädlich zu machen, wurde eine Expedition unter der Leitung des Meereskundlers Professor Aronnax entsandt....

So beginnt der Roman „20.000 Meilen unter dem Meer“, den der bekannte französische Schriftsteller Jules Verne im Jahr 1870 veröffentlichte. Das Buch gehört auch heute noch zu den am meisten gelesenen Werken der phantastischen Literatur. Jules Vernes Geschichte um den menschen scheuen Kapitän Nemo und sein geheimnisvolles U-Boot „Nautilus“ hat Generationen von Lesern begeistert.

Im August des Jahres 2000 erschütterten Zeitungsmeldungen Europa. Wieder ging es um ein U-Boot. Doch diesmal war es kein Roman, diesmal war es Wirklichkeit. Das russische Atom-U-Boot „Kursk“, eines der modernsten Schiffe der russischen Flotte, sank am 12. August 2000 nach zwei Explosionen an Bord auf den Grund der Barentssee. Alle 118 Besatzungsmitglieder fanden den Seemannstod. Die Ursache der Katastrophe ist bislang unklar. Es gibt dazu mehrere Hypothesen, die selbst unter den Fachleuten umstritten sind.

1. Das norwegische Militär äußerte die Ansicht, die Explosion eines Torpedos oder eines anderen Waffensystems habe die „Kursk“ vermutlich zum Sinken gebracht. Ein norwegisches Boot, das das Manöver beobachtete, an dem die „Kursk“ teilnahm, habe zwei Detonationen an einer Seite des U-Boots registriert. Die erste und kleinere sei durch ein Waffensystem an Bord ausgelöst und selbst wiederum wahrscheinlich Ursache für die zweite und größere gewesen. Die Schäden im vorderen Teil der „Kursk“ ließen keinen Zweifel an einer Explosion von Waffen aufkommen. Der Chefredakteur des Standardwerks „Jane’s Fighting Ships“, Richard Sharpe, hält die Explosions-Theorie für „die wahrscheinlichste Erklärung“. Bei den Vorbereitungen zum Abfeuern eines Marschflugkörpers oder eines Torpedos könnte es zu einer Explosion gekommen sein. Die „Komsomolskaja Prawda“ brachte die Frage auf, ob nicht sogar 130 Seeleute in dem U-Boot gewesen seien. Die zusätzlichen zwölf Besatzungsmitglieder hätten ein besonderes Training mit Torpedos absolvieren sollen. Die russische Regierung dementierte das. Im Gegensatz zur Kollisionstheorie wird mit dieser Erklärung jedoch die Frage nach der Verantwortung für das Waffensystem gestellt - deswegen sei eine Explosion für Militärs und Politiker die unbequemste Erklärung.

2. Die „Kursk“ lief auf eine Mine. Der Oberkommandierende der russischen Nordmeer-Flotte, Michail Mozak, sagte, die „Kursk“ sei auf eine Mine aus dem Zweiten Weltkrieg gelaufen. Das norwegische Militär bezeichnete dies als möglich.

3. Die „Kursk“ kollidierte mit einem anderen U-Boot. Der russische Außenminister Sergejew unterstützt diese These. Er sagte, dass einen Tag nach dem Unglück eine Boje in der Nähe der „Kursk“ gesehen worden sei, die nicht russischer Herkunft gewesen sei. Die Boje sei jedoch wieder verschwunden. Ein Fernsehkorrespondent beschrieb die Boje als grün und weiß. Der norwegische Konteradmiral Einar Skorgen, der die Rettungsarbeiten leitete, hält den Zusammenstoß mit einem fremden U-Boot für „wenig wahrscheinlich“. Die russische Regierung beharrte auf ihrer Version, dass eine Kollision der „Kursk“ mit einem fremden Schiff am 12. August 2000 die wahrscheinlichste Unglücksursache sei.

Verteidigungsminister Sergejew sagte, neben dem russischen Boot sei zunächst ein ähnlich großes Objekt auf dem Meeresgrund der Barentssee geortet worden. Es sei später jedoch verschwunden. „Wir nehmen an, dass es ein schwimmendes Unterwasserobjekt mit einer Verdrängung von mindestens 8.000 Tonnen oder noch mehr war“, sagte Vizeregierungschef Ilja Klebanow im russischen Fernsehen. In der „Komsomolskaja Prawda“ hieß es, die „Kursk“ sei mit einem amerikanischen U-Boot zusammengestoßen. Die USA wiesen dies als falsch zurück. In einem weiteren Bericht der Zeitung hieß es, die „Kursk“ könnte auch mit einem britischen U-Boot zusammengestoßen sein. Auch Großbritannien dementierte diese Meldung. In der Tat scheinen weder britische noch amerikanische U-Boote in diesen Vorfall verwickelt zu sein, denn die schwere Beschädigung oder gar der Verlust eines Bootes hätten weder die englische noch die US-Marine auf Dauer geheim halten können.

Dennoch sollte die von russischer Seite vorgetragene Version des Zusammenstoßes mit einem anderen U-Boot als Ursache für den Untergang der „Kursk“ nicht voreilig verworfen werden. Das russische U-Boot könnte tatsächlich mit einem anderen Unterwasserschiff kollidiert sein, welches nach dem Vorfall in der Lage gewesen sein muss, die Unglücksstelle aus eigener Kraft zu verlassen. Bei diesem Schiff würde es um eines der „unbekannten U-Boote“ handeln, die seit Jahrzehnten immer wieder für Aufregung und zahlreiche Spekulationen sorgen.

In den siebziger und vor allem den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts wurden fremde U-Boote in Skandinavien derart häufig gesichtet, dass davon weltweit Kenntnis genommen werden musste.

„Hubschrauber und Patrouillenboote der schwedischen Marine suchen ununterbrochen nach einem U-Boot, das vor der Hauptstadt Stockholm in die Küstengewässer eingedrungen war.“ (Goslarsche Zeitung, 20.9.80)

„Ein U-Boot unbekannter Nationalität ist in den Territorialgewässern südöstlich von Stockholm gesichtet worden. Es war der vierte Zwischenfall in diesem Jahr.“ (WAZ, 6.6.81)

Um diese Eindringlinge zu stellen und zum Auftauchen zu zwingen, setzte die schwedische Marine zahlreiche U-Boot-Jäger, aber auch Flugzeuge und Hubschrauber ein. Doch selbst der Einsatz von Wasserbomben vermochte die fremden U-Boote nicht zu vertreiben. Sie hielten sich tagelang in den schwedischen Hoheitsgewässern auf, und verstanden es immer wieder, ihren Verfolgern unerkannt zu entweichen.

Am 28. Oktober 1981 tauchte dann ein unbekanntes U-Boot vor Südschweden auf, das nahe der Marinebasis Karlskrona auf einer Sandbank strandete. Die Identität des Eindringlings wurde nun rasch aufgeklärt. Es handelte sich um das sowjetische U-Boot 137. Waren die bisherigen Zwischenfälle mit fremden U-Booten den Medien allenfalls eine Kurzmeldung wert, so gelangte dieser Fall rasch in die Schlagzeilen. Doch nach wenigen Tagen und einigen diplomatischen Kontakten zwischen Schweden und der Sowjetunion wurde U 137 von der schwedischen Marine aus seiner misslichen Lage befreit und in internationalen Gewässern freigegeben. Nach den vorangegangenen rücksichtslosen Angriffen gegen die fremden U-Boote erschien das Verhalten der schwedischen Seite als ungewöhnlich kooperativ. So ist es nicht verwunderlich, dass recht bald kritische Journalisten und argwöhnische Forscher die Meinung äußerten, der Zwischenfall sei eine gelungene Inszenierung gewesen, um die wahre Identität der unantastbaren U-Boote zu verschleiern. Weder die Sowjetunion noch die NATO hatten in der damaligen Situation Veranlassung, derart massiv und dauerhaft die schwedischen Hoheitsgewässer zu verletzen.

Bei den Sichtungen unbekannter U-Boote handelte es sich nicht um Ausnahmefälle, sondern um fast

alltägliche Erscheinungen. Trotz des diplomatischen Abkommens, das zwischen Schweden und der UdSSR nach dem Vorfall mit U 137 abgeschlossen worden war, kamen die unbekanntes U-Boote mit schöner Regelmäßigkeit wieder.

„U-Boote tauchen vor den Schären: Fast jede Woche werden die Schweden daran erinnert, dass ihr neutrales Land eines der bevorzugten Gebiete für die militärische Aufklärung durch fremde Mächte sind. Wasserbomben haben bis jetzt nicht geholfen.“ (Ruhrnachrichten, 9.9.82)

Im Oktober 1982 gelang es der schwedischen Marine jedoch, eines der fremden U-Boote in einer spektakulären Aktion einzukreisen.

„Kaum ein Entrinnen aus dem eisernen Griff der schwedischen Marine: ‚Seehund‘ und Fangnetze stoppen die Flucht des mysteriösen U-Bootes ... Schwere U-Boot-Jagdhubschauber schweben in der weitverzweigten Schärenwelt, wo Wasser und Land pausenlos ineinander übergehen, Wasserbomben detonieren, dann werden erneut die Schleppwasserhorchgeräte hinuntergelassen – der Nervenkrieg gegen das fremde U-Boot, das in 30 Metern Tiefe verharret, dauerte gestern schon sechs Tage. Die beiden einzigen Fluchtwege aus diesem Labyrinth sind abgesperrt, starke Drahtnetze verschließen die Ausgänge, die schwedische Marine hat ihr eigenes U-Boot ‚Seehund‘ an den nördlichen Ausgang kommandiert, Taucher liegen auf Schlauchbooten in Bereitschaft, mit Echoloten wird der Grund der Ostsee durchkämmt.“ (Ruhr-Nachrichten, 7. Oktober 1982).

Auch bei der Verfolgung dieses U-Bootes wurden Wasserbomben eingesetzt. Konventionelle U-Boote würden durch solche Bomben sogar auf offener See und in größerer Tiefe vernichtet oder zumindest schwer beschädigt. Doch bei den unbekanntes U-Booten zeigten diese Waffen keinerlei Wirkungen.

„Am 1.10. kreiste die schwedische Marine ein fremdes Geister-U-Boot ein. Dicke Stahlnetze versperren den Weg. Keine Reaktion auf Wasserbomben.“ (Ruhrnachrichten, 7.10.82)

Doch das fremde U-Boot hatte noch andere ungewöhnliche Eigenschaften:

„Froschmänner brachten ein magnetisch haftendes Horchgerät bei dem fremden U-Boot an, welches jedoch nach dem Einschalten seines Antriebs, 20 Minuten später wieder abfiel.“ (Bild, 8.10.82)

Die am Rumpf des „Geister-U-Bootes“ angebrachte magnetische Sonde fiel wieder ab, als das Boot seine Antriebssysteme in Gang setzte. Hier dürfte es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um einen völlig neuartigen elektromagnetischen oder antimagnetischen Antrieb handeln. Natürlich spekulierten selbsternannte „Experten“ darüber, ob wieder ein sowjetisches U-Boot in schwedische Gewässer eingedrungen sei. Dabei hatten sie doch ein Jahr zuvor Gelegenheit gehabt, sowjetische U-Boot Technik auf der Sandbank vor Karlskrona zu studieren, auf die U 137 aufgelaufen war.

Es wurde jedoch auch der Verdacht geäußert, das es sich bei dem unbekanntes Schiff um ein deutsches U-Boot handeln könne. Die Bundesmarine zeigte sich von dieser These recht betroffen. Doch bei dem unbekanntes Eindringling konnte es sich allein schon deshalb nicht um ein deutsches U-Boot handeln, weil alle U-Boot Einheiten der Bundesmarine zum Schutz vor Minen aus antimagnetischem Stahl erbaut wurden. Die erwähnte Magnetsonde hätte am Rumpf eines solchen U-Bootes nie haften können.

Nach zwei Wochen wurde ersichtlich, dass der Kampf gegen das fremde Boot aussichtslos war. Nach drei Wochen dann war das unbekanntes U-Boot schließlich verschwunden und am 26. Oktober wurde die Jagd auf den Eindringling offiziell beendet.

Die unbekanntes U-Boote kehrten freilich mit schöner Regelmäßigkeit wieder an Schwedens Küsten zurück. Besonderes Interesse zeigten sie für die schwedische Marinebasis Karlskrona.

„Auf der Jagd nach U-Booten setzt die schwedische Marine Raketen ein - Tag und Nacht nur noch auf U-Bootjagd.“ (FAZ, 2.5.83)

„Stockholm stellt U-Boot-Suche ein. Beobachter sprechen von einem unkontrollierbaren Verwirrspiel. Dem ging eine erfolglose zwölf-tägige Jagd voraus, ca. 400 km nördlich von Stockholm. Nach Angaben hoher Offiziere haben die Eindringlinge, auf die ein Hagel von Wasserbomben niederging, eine völlig neue U-Boot-Technik verwandt, mit der Minen aus großer Entfernung gesprengt werden können.“ (Ruhrnachrichten, 11.5.83)

„Mit Bomben gegen fremdes U-Boot: Die schwedische Marine hat die Jagd auf ein fremdes U-Boot, vor ihrer Basis Karlskrona, intensiviert. Der Verteidigungsstab bestätigte, dass am vergangenen Samstag Froschmänner unbekannter Nationalität, an einer Station der Küstenartillerie gesehen wurden.“ (Offenburger Tageblatt, 16.2.1984)

„Belagerungszustand in der Karlskrona-Bucht: Nachdem dort Schiffe und Taucher seit drei Wochen ein USO jagten und auch fremde Froschmänner sichteten, hat die Marineführung die Sicherheitsmaßnahmen drastisch verschärft.“ (Westfälische Rundschau, 7.3.84)

Doch nicht nur vor Schweden, sondern auch in den angrenzenden Gewässern waren die unbekanntes U-Boote aktiv.

„Die dänische Marine hat im Iselfjord im Norden der Insel Seeland erfolglos nach einem U-Boot unbekannter Herkunft gejagt.“ (Westfälische Rundschau, 17.12.84)

„Norweger suchen fremdes U-Boot.“ (Oberhessische Presse, 28.4.86)

Auch in fernen Gewässern machten die fremden Schiffe auf sich aufmerksam:

„Neuseeland: Unbekanntes U-Boot gesichtet.“ (WAZ, 17.4.86)

Es verging kein Jahr, in dem nicht vor Skandinavien, insbesondere in schwedischen Hoheitsgewässern, diese unbekanntes U-Boote gesichtet wurden. Ihre Identität konnte nie festgestellt werden.

„Wieder fremde U-Boote in Schweden - Russen können es nicht gewesen sein.“ (FAZ, 25.10.86)

„Von Juli bis August 86 drangen 15 mal fremde U-Boote in Schwedens Gewässer ein. Die Nationalität konnte nie festgestellt werden.“ (Bild, 21.10.86)

„Schweden wieder auf U-Bootjagd“ (Oberhessische Presse, 3.7.87)

„Schwedens vergebliche Jagd nach Unterseebooten - Fotos, Geräusche und Augenzeugen / Unzufriedenheit mit Streitkräften.“ (FAZ, 11.8.87)

„Schweden droht mit der Versenkung fremder U-Boote.“ (Ruhrnachrichten, 22.12.87)

Diese Zeitungsmeldungen verdeutlichen, mit welcher rigoroser Härte insbesondere die schwedische Marine gegen die unbekanntes Eindringlinge vorging. Sie wurden mit Wasserbomben belegt und mit Raketen

beschossen. In den Schären vor der schwedischen Küste tobte ein erbitterter Krieg gegen die fremden Boote, obwohl von ihnen nie eine Aggressionshandlung ausgegangen war. Doch das Phänomen dieser unbekanntes Schiffe schlug auch in politischen Kreisen hohe Wogen.

„Neutralität in Gefahr: Gorbatschow besucht Schweden. Von sowjetischer Seite, auch von Gorbatschow, hat der schwedische Staatsminister Carlsson zu hören bekommen, dass die Sowjetunion niemals ihre U-Boote in die schwedischen Schären schickt.“ (Dagbladet, 1.2.88)

Die Sowjetunion bot den Schweden sogar ihre Hilfe im Kampf gegen die unbekanntes U-Boote an:

„In den vergangenen Wochen wurden in den Stockholmer Schären mehr als 50 U-Boot-Granaten und Minen gegen fremde Eindringlinge zur Explosion gebracht. Russen schlagen vor, eine gemeinsame Flotteneinheit zu bilden, um die ‚verfluchten U-Boote aufzustöbern und zu versenken‘, weil sie die Beziehungen zwischen den beiden Ländern gefährden.“ (Die Welt, 7.6.88)

Allein der Ton dieser Pressemeldung verdeutlicht, wie blank die Nerven auf beiden Seiten lagen. Dies ist kein Wunder, wenn man bedankt, dass in all den Jahren die schwedische Marine trotz des Einsatzes modernster Waffen keines der fremden Boote vernichten oder zum Aufgeben bewegen konnte. Es gelang nicht einmal, diese unbekanntes U-Boote zu beschädigen. Dies lässt ahnen, dass hier eine fortgeschrittene Technologie von einer unbekanntes Macht eingesetzt wird, deren Existenz bislang verschleiert wird.

Die fremden U-Boote sind real. Ihr Operationsgebiet reicht vom Pazifik bis in die Gewässer der Nord- und Ostsee. Die Identität jener Macht, welche die U-Boote lenkt, blieb bislang aber ebenso unbekannt wie die Motive, die sie mit dem Einsatz dieser scheinbar unverwundbaren Schiffe verfolgte.

Kein Wunder, dass über die Herkunft der fremden U-Boote zahlreiche Gerüchte umlaufen. Vielleicht hilft hier die Vermutung der schwedischen Marine weiter, dass es sich bei den unbekanntes Schiffen um deutsche U-Boote gehandelt haben könnte. Die Schweden müssen damit nicht Fahrzeuge der Bundesmarine gemeint haben, sondern können sich auch auf reichsdeutsche U-Boote bezogen haben, die gegen Ende des 2. Weltkrieges in einer großangelegten Absetzbewegung mit unbekanntes Ziel den Alliierten entkamen.

Historisch belegt ist die Flucht der beiden U-Boote U 530 und U 997 aus Kristiansund, die beide in Mar del Plata (Argentinien) im Sommer 1945 gestellt wurden – Monate nach der offiziellen Kapitulation. Nach den Aussagen von Karl Heinz Schaeffler, dem Kommandanten von U 997 handelte es sich bei der Fahrt dieser beiden U-Boote um eine ziellose Flucht, und nicht um eine geheime Aktion. Dennoch berichtete Schaeffler, dass er nach seiner Gefangennahme mehrfach intensiv nach dem Fluchtversteck Adolf Hitlers befragt worden sei. Demzufolge gingen die Alliierten noch im Sommer 1945 davon aus, dass Hitler rechtzeitig aus dem eingeschlossenen Berlin entkommen war und sich in einem sicheren Versteck aufhielt.

Auch der französische Marinehistoriker Leonce Peillard erwähnt in seinem Buch „Geschichte des U-Boot-Krieges“ ein brisantes Detail:

„Tatsächlich verließen zwischen dem 1. April und dem 6. Mai 1945 etwa 60 dieser neuen U-Boote die deutschen Häfen mit Kurs nach Norden.“

Gemeint sind hierbei die U-Boote des Typs XXI, die mit den sogenannten Walter-Turbinen ausgerüstet waren, einem Antriebssystem, das mit Wasserstoff arbeitete, der auch aus Meerwasser gewonnen werden konnte. Somit konnten diese Boote nahezu unbegrenzt unter Wasser operieren.

Erwiesen ist ebenfalls, dass die Wehrmacht bis zum Schluss des II. Weltkrieges um die Nordsee und um Norwegen kämpfte, vor allem, um die U-Boot Häfen zu sichern und einen Fluchtweg für die Bevölkerung der deutschen Ostgebiete offen zu halten, die vor der anrückenden Sowjetarmee fliehen mussten.



Ein reichsdeutsches U-Boot vom Typ VII

Auch die statistischen Angaben über den Einsatz der deutschen U-Boote legen die Vermutung nahe, dass eine größere Anzahl dieser Schiffe vor der Kapitulation entkommen sein könnten.

Dass die Geschichte der Marine des III. Reiches heute zu den am besten dokumentiertesten Gebieten der Militärgeschichte gehört, ist das Verdienst von Karl Dönitz (1890 – 1981), dem Chef der U-Boot Flotte und seit 1943 Oberbefehlshaber der deutschen Kriegsmarine. Er gab am Ende des II. Weltkrieges den Befehl, keinerlei Kriegstagebücher, weder das der Seekriegsleitung noch das der U-Boot-Führung, zu vernichten. Dönitz war der Auffassung, die deutsche Marine habe ehrenvoll gekämpft und nichts zu verbergen. Nur diesem Befehl ist es zu verdanken, dass heute alle Tagebücher der Marine den historischen Forschungen zur Verfügung stehen.

Über die Anzahl der deutschen U-Boote am Ende des II. Weltkrieges liegen sich widersprechende Angaben vor. Professor Michael Salewski nennt in seinem dreibändigen Werk „Die deutsche Seekriegsleitung 1939 – 1945“ die Zahl von 551 einsatzfähigen U-Booten im Februar 1945.

Der bereits erwähnte französische Marinehistoriker Peillard kommt in seiner „Geschichte des U-Boot Krieges“ auf insgesamt 404 U-Boote, die im Frühling des Jahres 1945 noch einsatzfähig waren.

Dönitz selbst nennt in seinem Buch „Zehn Jahre und zwanzig Tage“ für den Zeitraum von 1943 bis 1945 eine Anzahl von 595 neu produzierten U-Booten. Nach seinen Angaben umfasste die deutsche Marine während der Zeit von 1939 bis zum 8. Mai 1945 insgesamt 1.170 Boote. Davon kamen 863 zum Fronteinsatz und unternahmen eine oder mehrere Feindfahrten. Auf diesen Feindfahrten gingen 630 Boote verloren. Im Heimatgebiet beliefen sich die Verluste durch Feindeinwirkung (Bomben oder Minen) auf insgesamt 81 Boote. Weitere 42 Boote gingen durch Unfälle verloren. Bei der Räumung von Stützpunkten sowie zu Ende des Krieges wurden 251 Boote durch die eigenen Besatzungen gesprengt oder versenkt. Weitere 38 U-Boote wurden während des Krieges wegen Überalterungen oder nicht mehr reparierbarer Schäden außer Dienst gestellt. Insgesamt elf U-Boote taten Dienst in den Streitkräften fremder Länder oder wurden in ausländischen Häfen während des Krieges interniert. Nach der Kapitulation wurden 153 Boote in britische oder andere alliierte Häfen überführt.

Diese widersprüchlichen Aussagen belegen eindeutig, dass es tatsächlich möglich gewesen ist, U-Boote mit einer geheimen Mission als verschollen, selbstversenkt oder verunfallt zu führen.

Dönitz gibt in seinen eigenen Büchern jedoch keinen einzigen Hinweis auf eine Absetzung deutscher U-Boote. Dabei ist jedoch zu beachten, dass der ehemalige Großadmiral seine Bücher nach zehnjähriger Haft unter vollkommen geänderten politischen und gesellschaftlichen Bedingungen verfasste. Noch im Jahr 1944 versicherte Dönitz in einer Ansprache vor U-Boot Fahrern:

„Die deutsche U-Boot Flotte ist stolz, ein irdisches Paradies, eine uneinnehmbare Festung für den Führer erbaut zu haben, irgendwo in der Welt.“

Dieses Zitat überliefert der israelische Schriftsteller und ehemalige Geheimagent Dr. Michael Bar-Zohar in seinem Buch „The Avengers“. Bar-Zohar hatte sich bereits mit einer Biographie über den ersten israelischen Ministerpräsidenten David Ben Gurion einen Namen gemacht, bevor er dieses Buch verfasste. Er schreibt darin weiter:

„Im März 1945 wurde dem State Department in Washington ein ausführlicher Bericht unterbreitet, in dem es hieß: ‘Das Nazi-Regime hat genaue Pläne für die Verfolgung seiner Doktrin und der Herrschaft nach dem Krieg. Einige dieser Pläne sind schon zur Wirkung gelangt.’“

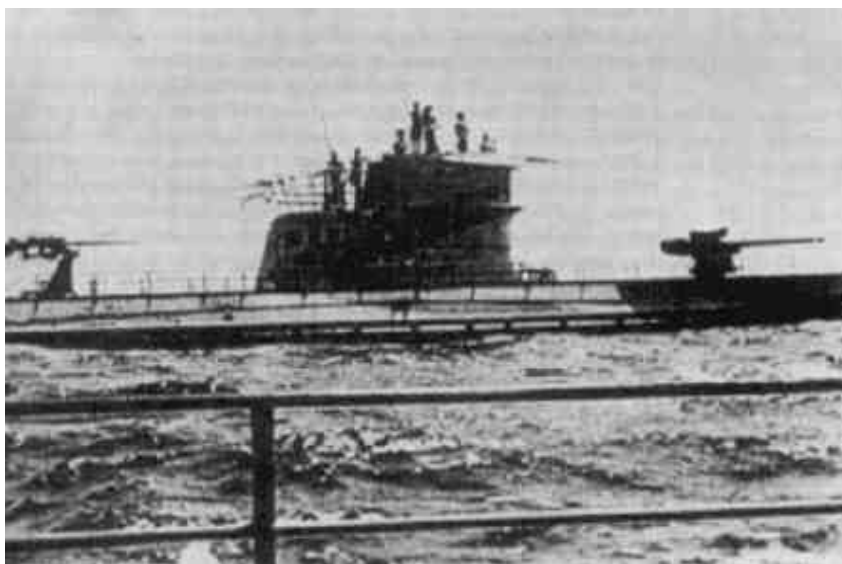
Möglicherweise haben sich im Mai 1945 außer U 530 und U 997 noch zahlreiche weitere U-Boote aus Norwegen abgesetzt. War ihr Ziel die von Dönitz erwähnte „uneinnehmbare Festung“? Wo könnte sie sich befinden? Bei dem Versuch der Beantwortung dieser Frage gerät man rasch in ein Gewirr aus Tabus und Spekulationen. Eine beliebte Hypothese gesteht den geflohenen Repräsentanten des III. Reiches eine geheime, unterirdische Basis in der Antarktis zu.

Die Ursache dieser Spekulation ist die im Jahr 1938 mit dem Flugzeugmutterschiff „Schwabenland“ durchgeführte deutsche Expedition in antarktische Gewässer, bei der zahlreiche neue geographische Erkenntnisse gewonnen wurden. Das erkundete Land erhielt die Bezeichnung „Neuschwabenland“. Dort befanden sich auch zahlreiche heiße Quellen vulkanischen Ursprungs, die mitten in der Antarktis eine eisfreie Zone schufen, welche nach ihrem Entdecker „Schirmacher Oase“ genannt wurde. In dieses Gebiet nun sollen sich die U-Boote im Jahr 1945 zurückgezogen haben.

Eine solche These ist jedoch ins Reich der Fabel zu verweisen. Entgegen landläufiger Meinung ist die Antarktis inzwischen gut erforscht. Noch keiner der dort tätigen Wissenschaftler hat von der Begegnung mit irgendwelchen reichsdeutschen Einheiten berichtet. Außerdem stellt sich bei einem solch umfangreichen Unternehmen wie der hier skizzierten Absetzung immer auch die Frage nach der Logistik und der dauerhaften Versorgung einer solchen geheimen Basis. Auch das beste U-Boot benötigt irgendwann einmal die Überholung in einer Werft. Die Besatzungen brauchen Proviant, und auch die Entsorgung des Abfalls muss geregelt werden. Ferner ist noch nicht bewiesen, dass der Mensch dauerhaft ohne seine natürliche Umwelt lebensfähig ist. Das vor wenigen Jahren diesbezüglich durchgeführte amerikanische Experiment „Biosphäre 2“ ist gescheitert. Bei diesem Experiment wurde noch nicht einmal berücksichtigt, wie sich der anhaltende Entzug des natürlichen Lichtes auf den menschlichen Körper und auf die psychische Verfassung auswirkt.

Eine unterirdische Basis in der Antarktis erscheint unter diesen Umständen äußerst unwahrscheinlich. Tatsächlich entsprang diese Legende der Phantasie des chilenischen Schriftstellers und Philosophen Miguel Serrano, der als Begründer des „esoterischen Hitlerismus“ gilt. Serrano ging es vordergründig um eine nachträgliche Mystifizierung der Person Adolf Hitlers, in dem er die Inkarnation schicksalhafter Mächte sah. Doch vielleicht lenkte Serrano mit seiner These um die Absetzung in die Antarktis auch bewusst vom wirklichen Standort der „uneinnehmbaren Festung“ ab?

In Südamerika hatten die nationalsozialistischen Ideen zahlreiche Sympathisanten gefunden. Auch der damals in Argentinien regierende Präsident Perron zeigte sich diesem Gedankengut durchaus aufgeschlossen. Im Gegensatz zu Serranos Legenden von einer Basis im ewigen Eis der Antarktis gibt es für eine Absetzung nach Südamerika durchaus handfeste Indizien. So zeigen Aufnahmen einer argentinischen Tageszeitung vom September 1946 deutsche U-Boote, die in der Mündung des Rio de la Plata vor Anker liegen. Es handelt sich dabei wohlgemerkt nicht um U 530 und U 997, die im Jahr zuvor bei Mar del Plata aufgebracht worden waren, sondern um andere Einheiten.



Ein reichsdeutsches U-Boot vom Typ XIV, Tanker, genannt „Milchkuh“.

Bereits vor dem Ausbruch des II. Weltkrieges war es der Reichsregierung und dem RSHA gelungen, in Argentinien, Uruguay, Chile und Paraguay bedeutende Ländereien zu erwerben. Auch heute noch befinden sich in Argentinien Flächen von der Größe des Freistaates Bayern in deutschem Eigentum. Eine Absetzung von U-Booten der deutschen Marine nach Südamerika ist auch deshalb wahrscheinlich, weil die Zufluchtsländer, insbesondere Argentinien unter Perron, bereits in den Jahren des Krieges ein Interesse am Erwerb von deutscher Technik und Technologie bekundet hatten.

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass amerikanische Militärs in den Jahren 1941 bis 1943 davon ausgingen, dass Deutschland im Fall einer Invasion auf dem amerikanischen Kontinent zunächst Süd- und Mittelamerika unter seine Kontrolle bringen würde, um dann über Mexiko von Süden aus in die USA vorzustößen. Solche Pläne existierten zwar in Ansätzen im deutschen Generalstab, jedoch gelangten sie nie zur Ausführung.

Über die Besatzungen der geflohenen U-Boote sind ebenfalls zahlreiche Legenden im Umlauf. So beschwört der amerikanische Autor Robert Ludlum in seinem Roman „Der Holcroft-Vertrag“ die Absetzung der Nazi-Nachkommen:

„Die Sonnenkinder. Hinausgeschickt per Schiff und Flugzeug und Unterseeboot. An alle Enden der zivilisierten Welt.“

Der Klappentext des Buches verheißt: *„Vierzig Jahre nach Kriegsende geht die Saat des Bösen wieder auf.“*

Es ist jedoch nicht erwiesen, dass es eine solche Nachkommenschaft überhaupt gibt.

Die unbekanntenen Unterseeboote, die seit Jahrzehnten weltweit operieren, sind jedoch Realität. Ebenso darf die Absetzung von etwa sechzig deutschen U-Booten in den letzten Tagen des II. Weltkrieges ein hohes Maß an Wahrscheinlichkeit für sich beanspruchen. Das Ziel dieser geheimen Operationen dürfte höchstwahrscheinlich Südamerika gewesen sein. Dort befanden sich größere Gebiete in deutschem Besitz. Außerdem ist bekannt, dass in der Zeit nach dem II. Weltkrieg zahlreiche Deutsche, nicht nur Funktionäre des nationalsozialistischen Regimes, sondern auch Angehörige der Wehrmacht, in Südamerika ein neues Leben begannen.

Natürlich sind die fremden U-Boote, die heute gesichtet werden, mit Sicherheit nicht jene Einheiten, die sich im Jahr 1945 absetzten. Doch geht man davon aus, dass diese U-Boote damals in die Marine eines südamerikanischen Staates integriert wurden, als Gegenleistung für ein Asyl der Besatzungen, so erscheint es durchaus möglich, dass die Schiffe im Verlauf der Jahrzehnte unter strenger Geheimhaltung kontinuierlich weiter entwickelt worden sind.

Vielleicht fanden dabei auch die Kenntnisse und Fähigkeiten deutscher Ingenieure Verwendung. Als nur ein Beispiel für Wissenschaftler, die im Jahr 1945 spurlos verschwanden, soll Dipl.-Ing. Otto Habermohl gelten, der mit geheimen Waffenentwicklungen im III. Reich in Zusammenhang gebracht wird.

Die unbekanntenen U-Boote gehören mit Sicherheit zu den modernsten Unterseeschiffen, die derzeit in den Weltmeeren kreuzen. Sie stehen im Dienst einer Macht, die weltweit seit mehreren Jahrzehnten intensive Aufklärung sowohl vor den Küsten von NATO-Staaten ebenso wie in neutralen Gewässern und im Bereich des ehemaligen Ostblocks betreibt. Nach der hier dargelegten These könnten sich die Stützpunkte der geheimnisvollen U-Boote auf dem Territorium eines südamerikanischen Staates befinden.

Literatur

- Dechs, Volker, „Jules Verne“, rororo-Biographien, Reinbek, 1986
Dönitz, Karl, „Zehn Jahre und Zwanzig Tage“, Bonn, 1958
Hanke, Helmut, „Männer, Planken Ozeane“, Leipzig, Jena, Berlin, 1964
Kershall, Gaylord T. M., „U-Boot-Krieg in der Karibik“, Hamburg, Berlin, Bonn, 1999
Ludlum, Robert, „Der Holcroft-Vertrag“, München 1999
Peillard, Leone, „Geschichte des U-Boot Krieges“, Wien, Berlin, 1970
Risi, Armin, „Machtwechsel auf der Erde“, Neuhausen/Altenburg, 1999
Salewski, Michael, „Die deutsche Seekriegsleitung 1935 – 1945“, München, 1975

Abbildungen: GLG-Archiv

Die Ruinen von Curtil-Vergy

(c) 2001 Gernot L. Geise

Klosterruine

Im Vorbeifahren, von der Straße aus, sahen wir nur eine Art Kegelberg rechterhand in der Landschaft. In der Landkarte waren hier, östlich der Hauptstraße D 35, drei kleine Pünktchen aufgeführt, sie markierten eine Ruine. Deshalb sagten wir uns, dass wir uns diesen Platz einmal kurz anschauen wollten, bevor wir weiter fahren. Aus dem "kurz" wurde jedoch nichts, denn hier erwartete uns, gut vor jeder Sicht geschützt, eine Anlage, wie wir sie hier nicht erwartet hatten.

Auf der Ostseite des Kegelberges – der nur von der Straße aus so aussieht – fanden wir neben einem Tennisplatz einen Parkplatz und begingen zu Fuß in Richtung Süden einen Weg, von dem wir annahmen, dass er zu der in der Landkarte markierten Ruine führe.

Als bald wurde der Weg rechterhand durch eine mächtige, gut erhaltene, größtenteils überwachsene Mauer begrenzt. An einer Stelle muss einmal ein Turm gestanden haben, der jedoch zerstört war.



Die Begrenzungsmauer um die ehemaligen Klöster von Curtil-Vergy

Der Weg führte zu den noch vorhandenen Ruinenreste eines ehemaligen Benediktinerklosters. Sie bestanden aus zwei ehemaligen Gebäuden, von denen allerdings nur noch die Außenmauern standen. In der unterhalb liegenden Ruine waren noch einige Deckenstreben erhalten, doch innen war das niedergebrochene Gestein mit großem Gerät zusammengeschoben worden.



Die "untere" Klosterruine von Curtil-Vergy

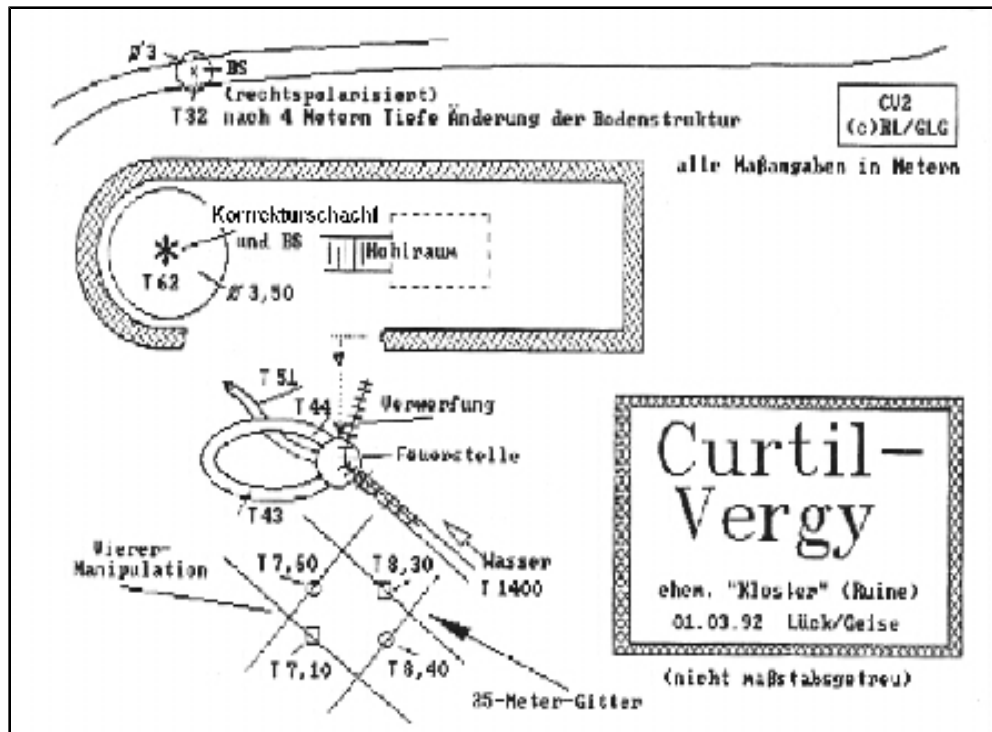
Das höher liegende, zweite Gebäude hatte einen überwachsenen Vorplatz und zeigt uns, im Gegensatz zu dem tiefer liegenden ersten Gebäude, die üblichen

Keltenschanzenkennzeichen. Diese Ruine bestand nur noch aus einigen Restwänden. Den Korrekturschacht der Schanze muteten wir im Apsis-ähnlichen, halbrunden Westteil des Gebäudes. Die Schanzen-Wasserschlaufe muteten wir in etwa 43 Metern Tiefe unter dem auf der südlichen Seite liegenden Vorplatz des westlichen Gebäudes. Dieses Merkmal befindet sich in jeder von uns bisher untersuchten Keltenschanze. Es ist ein unterirdischer, künstlich angelegter Wasserdurchfluss in Form einer Schlaufe, ganz ähnlich dem ägyptischen `Ankh ("Schlaufenkreuz").



Links: Die "obere" Klosterruine von Curtil-Vergy. Rechts: Reinhold Lück beim Muten.

Da die Schanzenkennzeichen relativ tief lagen, nahmen wir an, dass das Gelände weitläufig mit Erde oder Schutt aufgefüllt worden ist, zu welchem Zweck auch immer. Der Name "Vergy" deutet darauf hin (Lexer, Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch, Stuttgart 1986, S. 270: ver-giezen = verschütten, vernichten, zerstören.)

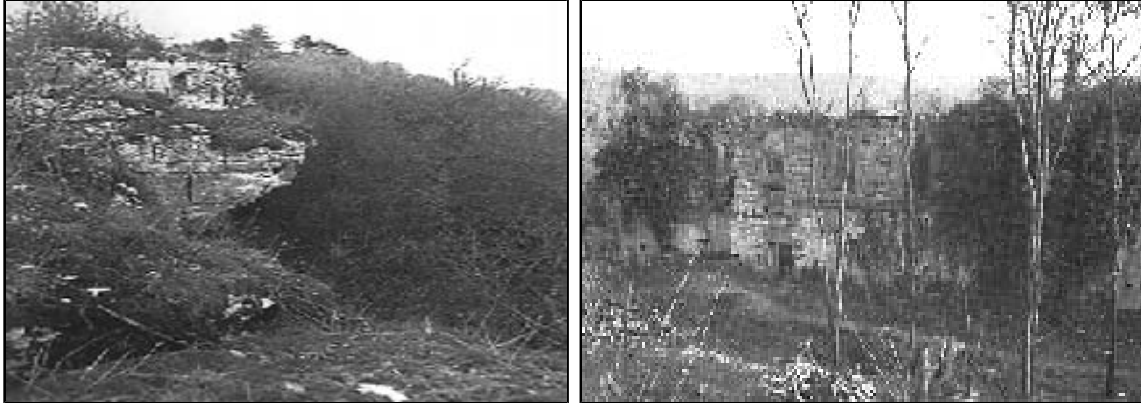


Radiästhetische Skizze der "oberen" Klosterruine von Curtil-Vergy.

Auf einem Weg westlich hinter den Ruinen muteten wir je eine links- und rechtspolarisierte Blind Spring. Neugierig geworden, stiegen wir weiter bergan, um den Gipfel des "Kegelberges" zu erreichen.

Zunächst fiel uns ein Felsenkamm auf, der mit seiner geglätteten, ebenen Westseite

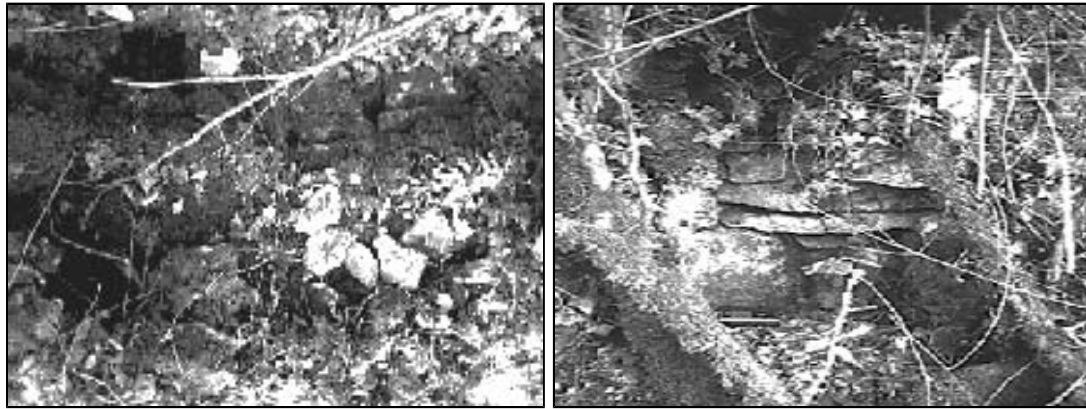
exakt in Nord-Süd-Richtung zeigt. In Nordrichtung steht in der Verlängerung eine auf einem Berg stehende Kirche. In Südrichtung liegt eine Bergkuppe mit einem ausgeprägten Baumbestand, ganz ähnlich wie bei den Externsteinen im Teutoburger Wald. Dieses Felsengebilde mit etwa vierzig Metern Länge hatte eine geschätzte Höhe bis zu etwa vier Metern. Ein fantastischer Ausblick rundum bis zum Horizont machte uns nachdenklich. Der Horizont scheint ringsum auf gleicher Höhe zu liegen. Solch ein Platz schreit geradezu danach, strategisch genutzt zu werden!



Links und rechts: Der Steilhang, auf dessen Berggrat sich ehemalige Verteidigungsanlagen befinden. Unten: Reinhold Lück beim Muten.

Ein schmaler Trampelpfad wand sich teilweise durch Gebüsch und Unterholz in nördliche Richtung. Schon hier fiel uns auf, dass der Berggrat eine Art flacher Hohlweg mit Sehschlitzten bildete, der eine ausgezeichnete Deckung gegen Sicht von außen bot. Links und rechts des Berggrates, der nur bis zu maximal zwanzig Meter breit war, fiel der Berg zum Teil schwindelerregend steil ab.

Nach etwa siebenzig Metern fanden wir eine etwa vier Meter durchmessende, runde Vertiefung, die eine positiv polarisierte Blind-Spring-Resonanz ausstrahlte, ähnlich wie ein Schanzen-Korrekturschacht. Eine Blind-Spring-Resonanz wird im Regelfall durch einen vergrabenen Resonanzkörper hervorgerufen, der beispielsweise durch einen magnetischen Reizstreifen des Erdmagnetfeldes zum Schwingen angeregt wird.



Links: Rand des gemauerten ehemaligen Schachtes.

Rechts: Wachstumslinie, die etwa fünf Meter unterhalb des Berggrates durch den Berg hindurch tritt

Den Resonanzkörper muteten wir in etwa 5,60 Metern Tiefe. Auch eine Verwerfung des Schachtes war spürbar. Der Schacht selbst war ausgemauert und erinnerte uns spontan an die Feuerstelle eines Ludrenplatzes. Ein Ludrenplatz war ein frühgeschichtlicher Signalplatz, auf dem im Gefahrenfall eine haushohe Feuerlohe gezündet werden konnte, um die umliegenden Gemeinden zu alarmieren.

Reinhold Lück meinte jedoch, die radiästhetischen Gegebenheiten würden nicht für eine Ludrenstelle sprechen, sondern eher für eine Art Schanzen-"Kultschacht". Der Schacht sah aus wie die typischen französischen "Kultschächte", die nach oben hin zugemauert sind, wobei bei diesem der obere Teil eingebrochen war. Die Resonanztiefe mutete Reinhold Lück bei 35 Metern, wobei der Resonanzkörper durch eine Wachstumslinie angeregt wurde, die etwa fünf Meter unterhalb des Berggrates durch den Berg hindurch tritt, wie Reinhold nach einer halbsprecherischen Kletterei am Steilhang ausmuten konnte.

Oben auf dem Berggrat spürte man zwar die Blind-Spring-Resonanz, jedoch nicht mehr die Wachstumslinie. In Höhe der in den westlichen Berghang eintretenden Wachstumslinie befindet sich ein ehemaliger, heute verschütteter Zugang, der wohl eine Verbindung zum Schacht darstellte. Möglicherweise hatten wir diesen Gang auf dem Berggrat als "Verwerfung" – einen unterirdischen Gesteinsabbruch - gemutet.

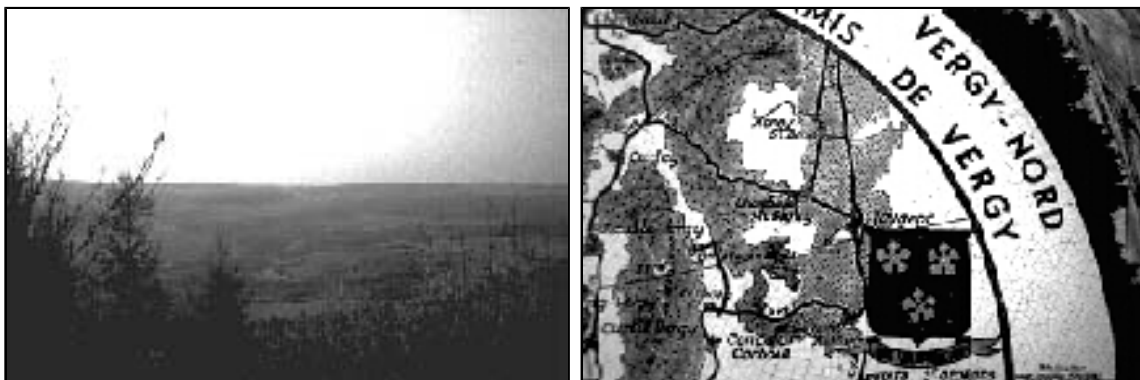
Weiter auf dem schmalen Weg in Richtung Norden kamen wir auf dem Berggrat an eine quadratisch ausgehobene Vertiefung von etwa vier mal vier Metern, die mit Erde und Laub verfüllt war. Daran anschließend war auf der Ostseite ein schlaufenförmiges Mauerchen zu sehen. Im weiteren Verlauf des Grates erkannten wir auf beiden Seiten wiederum niedrige Mauern, die wohl Verteidigungszwecken dienten und teilweise in den gewachsenen Fels gebaut waren.



Links: Auf der Nordseite des Gipfelpunktes befanden sich die Grundmauerreste eines quadratischen Turmes. Rechts: In der Sichtverlängerung steht eine Kirche ...

Auf der Nordseite eines Gipfelpunktes, der sich etwa fünfzehn Meter über den Bergkamm erhob, fanden wir die Grundmauerreste eines ehemaligen quadratischen Turmes mit einer einstigen Mauerstärke von rund achtzig Zentimetern. Der Zugang befand sich auf der Nordseite. Hier muteten wir das Zentrum einer gewaltigen, linkspolarisierten Blind Spring, deren erste Ankündigungen Reinhold Lück bereits am Parkplatz gemutet hatte. Schwefelhaltiges Wasser (etwa 1,4 g Schwefel pro Liter) fließt hier mit einer Temperatur von 62° C unter dem Turmrest von Ost nach West. Die Eindringung im Osten lag bei 1150 Metern Tiefe, das Wasser stieg hier bis zu 750 Metern Tiefe auf und floss mit etwa 130 Litern pro Sekunde nach Westen ab.

An diesen Punkt schloss sich, wiederum auf der Westseite, eine Begrenzungsmauer mit etwa sechzig Zentimetern Höhe und etwa 1,20 Metern Dicke an, die den Gipfel hinab auf das allgemeine Bergkamm-Niveau führte. Wenige zehn Meter weiter war der Bergkamm zu Ende. Der Trampelpfad mündete auf eine kleine Aussichtsplattform, auf der eine Tafel aufgestellt war. Darauf war der Rundblick dargestellt, mit Benennung der einzelnen umliegenden Landschaftspunkte.



Links: Die umliegende Landschaft, gesehen von der ehemaligen Burganlage. Rechts: Tafel mit der Benennung der umliegenden Landschaftspunkte.

Der nächste "Holzort" in der Umgebung: Bois de la Gr. De Combe (etwa 8 km westlich)

(Fotos: (c) Gernot L. Geise)

Das Pantheon als neulateinisches Bauwerk

(c) Christoph Pfister; veröffentlicht in EFODON SYNESIS Nr. 2/2001

Einleitung

Unlängst hat Eugen Gabowitsch in dieser Zeitschrift (EFODON-SYNESIS Nr. 1/2000, 11 ff.) über die frühe Verwendung von Beton referiert und dabei festgestellt, dass die alten Hochkulturen sehr wohl diesen Werkstoff kannten, und kein Grund zur Annahme besteht, dass dessen Gebrauch zwischenzeitlich vergessen wurde, wie uns die konventionelle Kunstgeschichte weismachen will. Der technologische Aspekt ist allerdings hochinteressant, scheint man sich doch bisher kaum Gedanken gemacht zu haben, worin der Unterschied zwischen Mörtel und Beton besteht. Nur so ist es zu erklären, dass man wie selbstverständlich feststellt, dass die "Römer" Beton für Gewölbebauten verwendeten, dass die anderen antiken Kulturen dieses Material nicht kannten und es erst im 19. Jahrhundert wieder erfunden werden musste.

Gabowitsch erwähnt in seinen Ausführungen auch einige wichtige römische Bauten, die in Beton aufgeführt wurden, unter anderem das Pantheon in Rom, dessen tatsächliche Entstehungszeit er aber ins 17. oder 18. Jahrhundert setzt (S.12). Hier wird das leidige Problem der Zeitstellungen angetippt, das ebenso schwer zu lösen ist wie die richtige Verortung eines alten Bauwerkes in einen architekturgeschichtlichen Zusammenhang. Doch gerade beim Pantheon und bei anderen "antiken" Bauten in Rom hat sich der Autor in der letzten Zeit einige Gedanken gemacht und möchte den Anlass benützen, darüber zu berichten.

Rätsel Rom im Mittelalter

Für die Allgemeinheit ist die Antike mit ihrer Geschichte, ihren Zeitstellungen und ihrer kulturellen Überlieferung immer noch sakrosankt und unwidersprochen. Nur die Leser dieser Zeitschrift wissen, dass Gernot L. Geise bereits vor einigen Jahren Zweifel an dem Bild von den "Römern" und dem "Römerreich" geäußert hat ("Wer waren die Römer wirklich?"). Es ergibt sich, dass es ein Römisches Reich in irgendeiner Form wohl gegeben hat, dass wir über dieses aber fast nichts Sicheres wissen. Die "antike" literarische Überlieferung muss als Fälschung des Spätmittelalters und der Renaissance verworfen werden. Die Zeitstellungen sind sowieso völlig arbiträr und in den gleichen Epochen erfunden worden. Und die Dauer dieser griechisch-etruskischen Kulturepoche, die man fälschlich "römisch" nennt, ist völlig überzogen. Der Autor hat schon 1998 vorgeschlagen, den Beginn der sogenannten Römerzeit auf frühestens 1000 vor heute anzusetzen (Pfister, 1998).

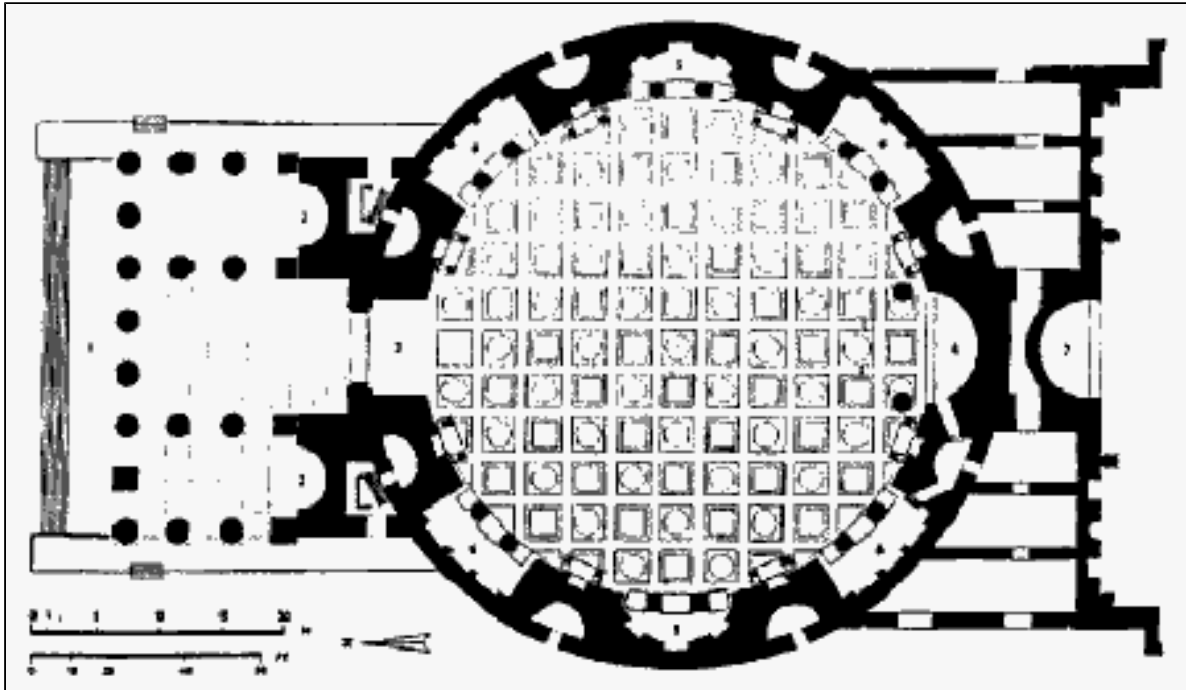


Abb. 1a: Grundriss des Pantheon (Henri Stierlin: "The Roman empire", Köln 1996, S. 154)

Die Stadt Rom in Italien ist in diesem Zusammenhang ein besonderes Problem. Geise meint, dass dieser Ort ursprünglich gar nicht so geheißen hat, weil es im ganzen Reich wohl Dutzende von Roms gegeben hat. – Sicher scheint, dass jenes Rom unmöglich das Zentrum des besagten Reiches gewesen ist – dieses lag wohl eher in Gallien und am Rhein. Dass die antike Stadt am Tiber zum Mittelpunkt eines Weltreiches hochstilisiert wurde, ist offenkundig eine raffinierte Fälschung des kurz nach 1400 entstandenen römisch-katholischen Papsttums, wie das bereits Wilhelm Kammeier in scharfsinniger Weise dargelegt hat (Kammeier, 1979). Das Ziel war, den Papst zum Rechtsnachfolger des Römerreiches zu machen, um so dessen imperialen Anspruch weiterführen zu können.

Rom in Italien soll eine Weltstadt gewesen sein. Aber betrachten wir die Quellen zur Geschichte dieser Stadt kritisch, so müssen wir feststellen, dass es bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts kaum verlässliche Nachrichten über jenen Ort und seine Bauten gibt. Ferdinand Gregorovius widmete dem mittelalterlichen Rom zwar sein klassisches achtbändiges Werk, aber auch er kann nicht mehr als erdichtete Geschichte erzählen. Zu Recht betitelte deshalb Kammeier eine 1938 über jenen Ort veröffentlichte Betrachtung mit "Rätsel Rom im Mittelalter". Der Autor übertreibt aber sicher, wenn er Rom vor 1400 nur als Dorf und große Ruinenstätte anerkennen will. Doch Kammeier hat klar erkannt, dass die Totalität der "Großen Aktion", der Umschreibung und Neuerfindung der Geschichte, es nicht bei literarischen Fälschungen bleiben lassen werde: "Die literarischen mussten durch archäologische Fälschungen ergänzt werden" (Kammeier, Rätsel Rom, 57) Also ist nicht nur die schriftliche Überlieferung über die Antike als gefälscht anzusehen, sondern zu einem Teil auch deren Artefakte, also die Münzen, Inschriften und Bildwerke. - Die gleiche Behauptung hat übrigens schon um 1700 der geniale Jesuit Jean Hardouin geäußert.

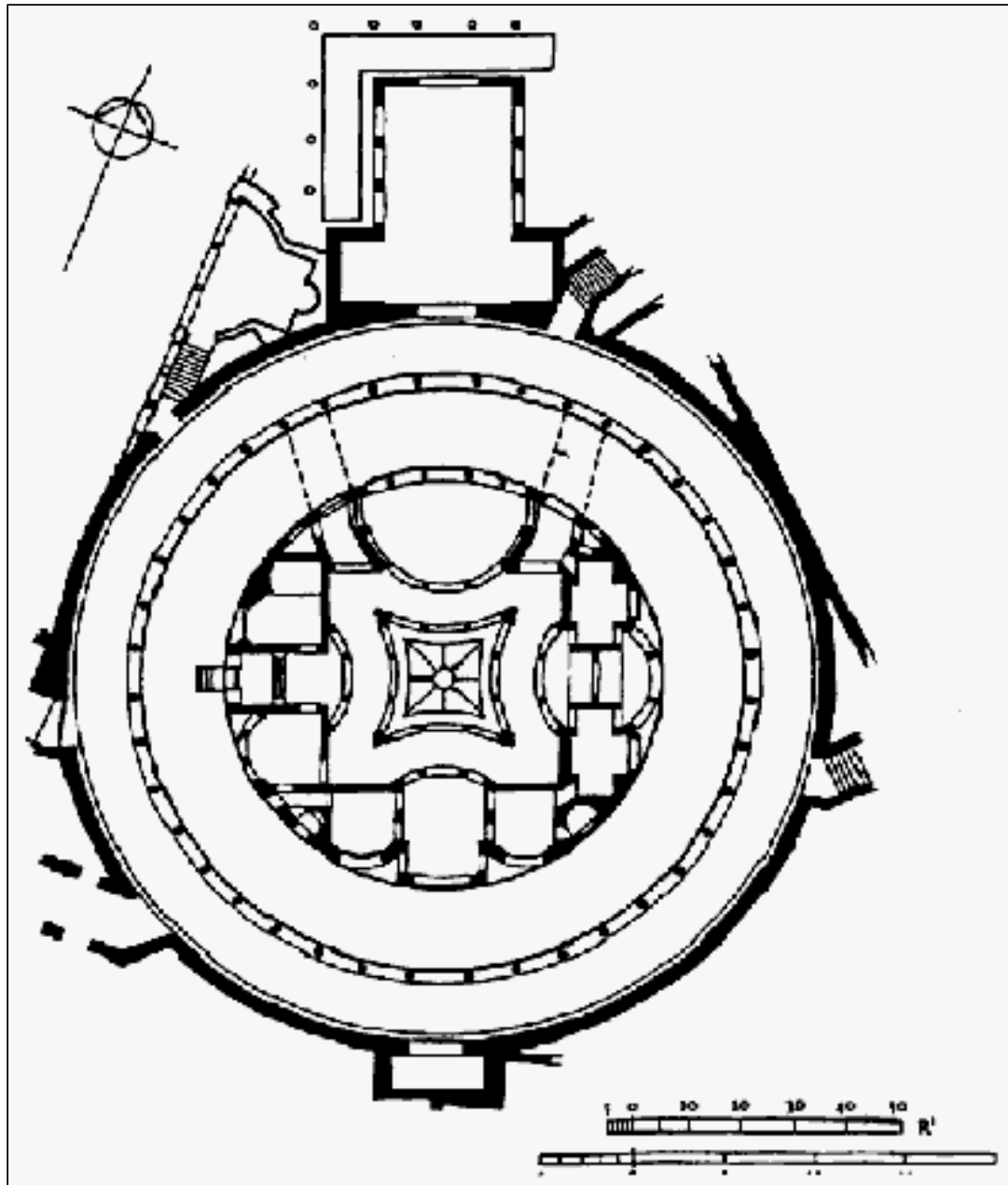


Abb. 1b: Grundriss Hadrians Villa bei Tivoli (William I. MacDonald/John A. Pinto: "Hadrian's Villa and its legacy New Haven", London 1995, S. 82)

Wenn Gegenstände gefälscht wurden, so wäre es in logischer Konsequenz auch möglich, dass Bauten in antikem Stil errichtet wurden und einem behaupteten Altertum unterschoben wurden. Kammeier hat diesen Gedanken leider nur angetippt und versprochen, ihn später auszuführen – was nie geschehen ist. So soll denn hier diese Fährte wieder aufgenommen und ausgeführt werden: Ist es möglich, dass etliche "antike" Bauwerke in Rom gar nicht aus jener behaupteten Antike stammen, sondern erst zu Beginn des späten Mittelalters – vielleicht im 14. oder 15. Jahrhundert – errichtet wurden? Der Verdacht besteht: Rom ist eine riesige Trümmerstätte, und die meisten Strukturen sind bis auf die Grundmauern zerstört. Aber wie durch ein Wunder gibt es darin eingesprenkelt etliche Monumente, denen weder der Zahn der Zeit, noch die "Barbaren", noch der Hunger des Mittelalters nach Baumaterial etwas anhaben konnten. Man denke etwa an die Triumphbögen des Titus, des Septimius Severus und des Konstantin, an die Bildsäulen von Trajan und Mark Aurel, aber auch an den Riesenbau des Kolosseums und an die großen

Kaiserthermen. Und vor allem fällt ein "antiker" Bau mitten in der Altstadt von Rom auf, der gar wunderbar gut erhalten ist: das Pantheon.

Fragen zu den antiken Bauwerken Roms

Auch die offizielle Archäologie und Kunstgeschichte anerkennt den merkwürdigen Umstand, dass wir von den Bauten der Stadt Rom fast alles wissen – Entstehungszeit, Urheber, Zweckbestimmung, Veränderungen – von den Monumenten in den "römischen" Provinzen jedoch so gut wie nichts. Die schriftliche und inschriftliche Überlieferung ist extrem romzentriert – und damit auch schon verdächtig und widerlegbar.

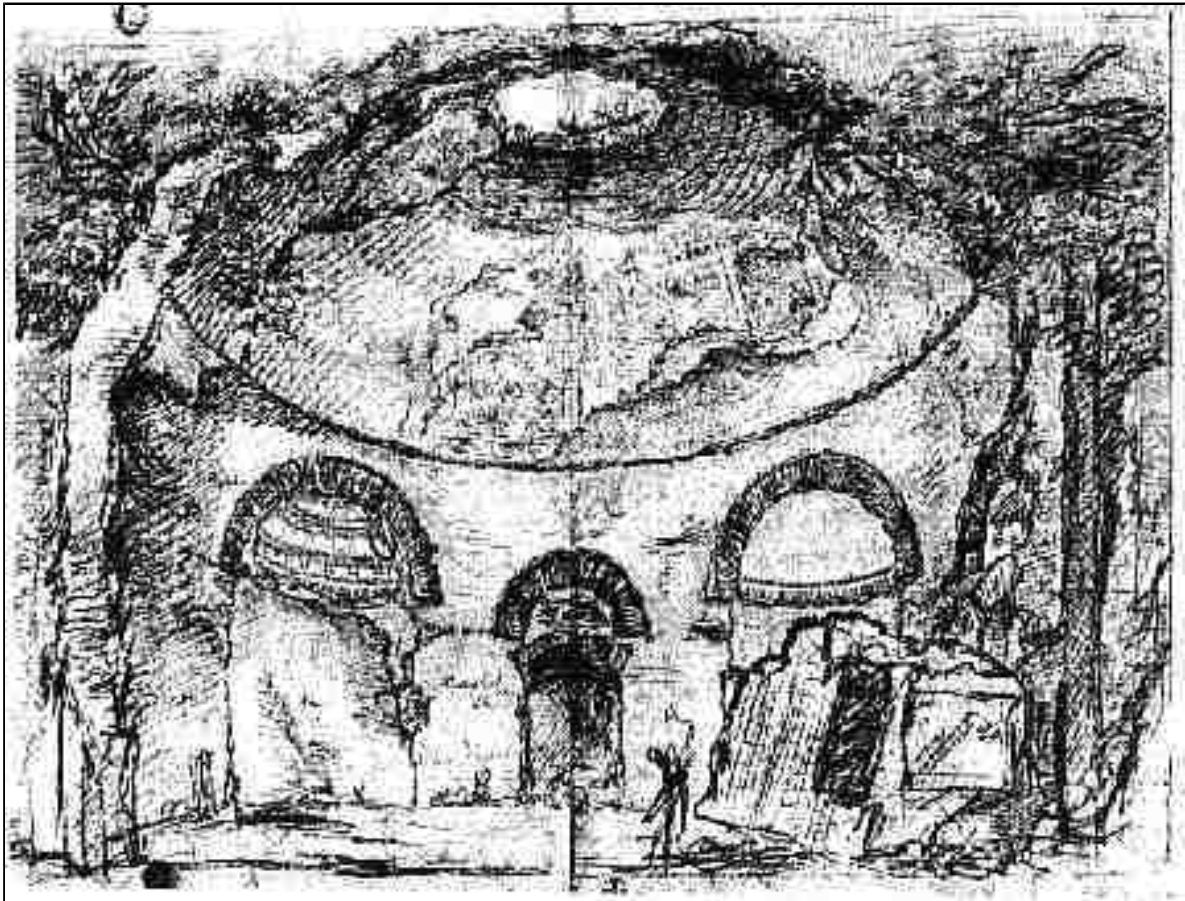


Abb. 2a: Der Kuppelraum der Großen Bäder in der Hadriansvilla bei Tivoli nach einer Zeichnung von Piranesi, ca. 1775. Die Ähnlichkeit mit dem Pantheon ist offensichtlich. (Nach: L. McDonald/John A. Pinto; Hadrian's Villa and its legacy; New Haven-London 1995, S. 158)

Aber auch wenn die antike Literatur gefälscht ist, so muss sie dennoch berücksichtigt werden. Denn es fällt auf, dass dieses Schrifttum viele Monumente Roms nicht oder nur selektiv wahrnimmt und nur mit bestimmten Eigenschaften. Es entsteht der Eindruck, dass mit einer namentlichen Erwähnung eines Bauwerkes ein bestimmter Zweck verfolgt wird. Nehmen wir als Beispiel eine Passage des lateinisch schreibenden griechischen Schriftstellers der Spätantike, Ammianus Marcellinus. Dessen *Res Gestae* sollen in ihrer ältesten Abschrift aus dem 10. Jahrhundert AD (= anno Domini = nach Christus) stammen; doch bekannt wird das Werk erst gegen 1430 im Umkreis des bekannten humanistischen Fälschers Poggio Bracciolini). Ammianus beschreibt einen Einzug des Kaisers Constantius II. in Rom, wobei er bei

gewissen antiken Monumenten regelrecht ins Schwärmen gerät:

"Bäder, ... großräumig wie Provinzen angelegt; die Riesenmasse des Amphitheatrs, festgefügt aus tiburtinischem Stein, dessen obersten Kranz kaum eines Menschen Blick zu erreichen wagt; das Pantheon, wie ein kreisförmiges, zu wundervoller Höhe aufgewölbtes Stadtviertel; mit Wendeltreppen im Inneren versehene Säulen, darauf die Standbilder früherer Kaiser; die Tempel der Stadt; das Forum des Friedens; das Theater des Pompejus; das Odeum, das Stadium und andere Schmuckbauten der Ewigen Stadt. Als jedoch der Kaiser auf das Trajansforum kam, dieses einzigartige Bauwerk unter dem weiten Himmel, das unserer Auffassung nach selbst die Götter als Wunder gelten lassen müssen, war er starr vor Staunen und ließ seine Gedanken um die riesenhaften Baukörper schweifen ..." (Ammianus Marcellinus, 112 f.).

Neben der "antiken" Literatur existieren für Rom auch "mittelalterliche" Reiseführer.

Sie beginnen mit der sogenannten Konstantinischen Regionsbeschreibung der Stadt Rom (Kammeier, Fälschung, 231 ff.), gehen weiter mit dem Anonymus von Einsiedeln (Gregorovius, III, 499 ff.) – angeblich aus "karolingischer" Zeit und von Poggio während des Konstanzer Konzils "entdeckt" – und dem sogenannten Magister Gregorius und den anonymen *Mirabilia urbis Romae*. – Aber alle diese Werke verunklären mehr als dass sie aufhellen.

Doch auch aus baugeschichtlicher Sicht gibt es gewichtige Einwände gegen die antike Entstehung von gewissen Monumenten: Der Boden Roms wurde im Mittelalter und auch noch in der beginnenden Neuzeit angeblich ständig nach Marmortrümmern durchwühlt, denn aus diesen brannte man Kalk. Trotzdem blieben etliche Bauten ganz oder teilweise erhalten. Der Zahn der Zeit scheint in der Stadt nur selektiv gewirkt zu haben. Und wie die ganze Geschichte, so enthält auch die Baugeschichte Roms Widersprüche. Beispielsweise soll unter Papst Nikolaus V. um 1450 Travertin von der Fassade des Kolosseums als Baumaterial weggenommen worden sein. Aber gleichzeitig brach man solchen Stein auch in der Umgebung von Tivoli.

Die Legende des Pantheons

Nun ist jeder fragwürdige antike Bau in Rom von einer Legende umgeben. Die Legende versucht, den Ursprung und das Schicksal eines Bauwerkes innerhalb des fingierten Geschichtsbildes zu erklären und liefert dabei oft erstaunlich detaillierte Einzelheiten. Von gewissen Bauten des Altertums in der Tiberstadt kennen wir deshalb sogar die Architekten, wir erfahren von Vorgängerbauten, hören von der Beschädigung durch Blitzschlag und Feuer, von Renovierungen, Umbauten und Neubauten. Auch die Einbeziehung von pseudohistorischen Ereignissen, wie dem großen Stadtbrand unter Kaiser Nero, gehört dazu.

Dabei können Pseudo-Fakten als Chiffren aufgefasst werden, welche bestimmte Absichten verbergen. Der erwähnte "Neronische Stadtbrand" zum Beispiel ist vielleicht als nützliche Begründung aufzufassen, welche umfangreiche Neubauten und die Zerstörung alter Bausubstanz in der Fälscherepoche erklären soll.

So gut wie das Pantheon erhalten ist, so spärlich wird es in der "antiken"

Literatur erwähnt. Neben der bereits erwähnten euphorischen Charakterisierung durch Ammianus Marcellinus erwähnt Dio Cassius den Bau, wobei er die Kuppel in der Übersetzung von Shelley als "the visible image of the universe" bezeichnet (Urbs Roma, 189), dabei aber den ersten Bau von Agrippa meint.



Abb. 2b: Rotunde der Großen Thermen (Nach: L. McDonald/John A. Pinto; *Hadrian's Villa and its legacy*; New Haven-London 1995, S. 236)

Die obskure *Historia Augusta*, welche gegen Ende des 15. Jahrhunderts "entdeckt" wurde, bringt als erste das Pantheon mit Kaiser Hadrian in Verbindung, behauptet aber, dieser habe den Tempel nur restauriert (Urbs Roma, a.a.O.). – Diese Quelle wendet sich also klar gegen die gültige Behauptung, dass wir heute einen hadrianischen Bau vor uns haben.

Dann gibt es auch eine Inschrift von Septimius Severus und Caracalla, die von einer Renovierung des Pantheon spricht, der wegen seines Alters zusammengefallen sei (*vetustate corruptum*) (Urbs Roma, 187). – Da aber gerät die ganze Baulegende durcheinander: Wir hätten also nicht den Bau Hadrians vor uns, welcher nach nur siebzig Jahren zur Ruine geworden war! Das, was wir heute fast als Weltwunder bestaunen, müsste also ein Werk der Severer sein! Unter dieser Kuppel – angeblich also um 200 AD wiedererrichtet – scheint die Zeit stillgestanden zu sein, trotz doch das Pantheon angeblich seit rund tausendachthundert Jahren erfolgreich dem Unbill der Zeiten und allen äußeren Einwirkungen wie Feuer, Wasser, Erdbeben, Kriegszerstörungen. Doch auch für den phantastisch guten Erhaltungszustand hat die Legende eine Erklärung parat: Der antike Wölbungsbau sei deswegen so gut erhalten, weil er zeitig (kurz nach 600 AD) in eine christliche Kirche umgewandelt wurde. – Aber

erstens altern und verfallen auch Kirchen. Und nach offizieller Zeitstellung hätte das Pantheon zwischen Hadrian und dem beginnenden 7. Jahrhundert nach Christus sich ein volles halbes Jahrtausend auf die christliche Obhut gedulden müssen!

Die Legende des Pantheons wird durch eine mittelalterliche Fabel ergänzt, geschrieben von einem Anonymus aus Salerno, angeblich aus der Zeit um 1000 AD (Gregorovius, III, 502 ff.). Erwähnenswert ist an dieser abstrusen Geschichte nur, dass darin Agrippa, die Schwaben (!), Sachsen (!) und Perser (!) auf der gleichen Ebene genannt werden. – Vor dem 15. Jahrhundert kann auch dieser Gallimathias nicht entstanden sein.

Die größte Kuppel vor der Renaissance

Das Pantheon (Abb. 1a) ist nicht nur das besterhaltene angeblich antike Bauwerk Roms; es ist auch trotz aller Erforschung noch immer rätselhaft (MacDonald, 11). – Aber vielleicht ist das Aenigma von den Erbauern gewollt und gibt uns einen Fingerzeig auf die mutmaßliche Zeit der Errichtung.

Schon baugeschichtlich ist das Pantheon einmalig, bedeutet es doch die radikale Abkehr vom griechisch inspirierten Bauschema des römischen Tempels, indem der künstlerische Ausdruck ganz auf den Innenraum verlagert wird. Trotzdem soll die Rotunde "das römischste aller Bauwerke" sein (Wachmeier, 24). Denn der Gedanke eines überwölbten Rundbaus wurde bei vielen anderen "römischen" Bauten in Italien nachgeahmt: bei dem Caldarium der Caracalla-Thermen in Rom, dann auch beim achteckigen Speisesaal der Domus Aurea beim Kolosseum, beim sogenannten Tempel der Minerva Medica an der Via Appia und beim sogenannten Merkurtempel in Baiae. Dabei gerät aber schon hier die chronologische Ordnung durcheinander; ist doch bei allen erwähnten Bauten unklar, welche vorzeitig, gleichzeitig und nachzeitig sind.

Aber der größte Ruhm gebührt dem Römer-Pantheon im Rahmen der Wölbungskunst. Gemäß der offiziellen Meinung ist dieser Rundbau mit einem Gewölbedurchmesser von 43,2 Metern der größte Kuppelbau der römischen Antike. Erst in der Renaissance seien mit der Kuppel des Domes von Florenz und der Kuppel des Petersdomes in Rom diese Masse wieder erreicht und übertroffen worden. Schon die damit implizierten Zeitdifferenzen zwischen Antike und Renaissance machen stutzig und fordern den gesunden Menschenverstand heraus: Wie soll man glaubhaft erklären, dass mehr als zwölf Jahrhunderte verstreichen mussten, bis man eine bestimmte Bautechnik wieder erlernte und anwendete?

Aber es scheint da einen Einwand zu geben. Die Römer bauten die erwähnten Kuppeln aus opus caementicium, also einer Art Beton; während die Kuppeln der Renaissance aus Ziegelsteinen gefügt waren.

Da stellt Gabowitsch (2000) zu Recht einige unbequeme Fragen, nämlich ob 1) die Römer den Beton entdeckt hätten, 2) ob sie diese Erfindung nur für Kuppelbauten nutzten und 3) ob es sein könne, dass eine so nützliche Technik für lange Zeiträume wieder vergessen wurde. Für den Autor ergibt sich, dass die Erfindung des Beton zeitlich viel später anzusetzen ist, dass also die sogenannten antiken Kulturen in eine Epoche verbracht werden müssen, die gemäß konventioneller Chronologie von dem hohen oder besser dem späten Mittelalter ausgefüllt wird. Der Grundsatz einer kontinuierlichen Kulturentwicklung zwingt uns, die alten Kulturen viel näher an die Jetztzeit zu

rücken.

Das Pantheon in Rom kann unmöglich zum klassisch-römischen Baubefund der Stadt gezählt werden. Dem widerspricht die phantastisch gute Erhaltung, dann aber der im Grunde unrömische Charakter des Tempels und eben die Bautechnik des Gussmörtels, die einer späteren Epoche anzugehören scheint. Das Pantheon ist also nicht "römisch" im klassischen Sinne, zählt aber auch nicht zur Renaissance. Welchem Stil ist es denn zuzurechnen? Es muss dies ein "neulateinischer" Stil gewesen sein - den übrigens auch schon Ferdinand Gregorovius für das Rom kurz vor der Renaissance postuliert (Gregorovius, VII, 622). Wenn die Päpste nach Kammeiers scharfsinnigen Darlegungen erst um 1420 Rom zu ihrer Residenz gewählt haben, so muss die neulateinische Kunst in Rom und in Unteritalien vermutlich im 14. und 15. Jahrhundert geblüht haben. Die Erwähnungen des Pantheons in der "antiken" Literatur, etwa bei Ammianus Marcellinus und Dio Cassius, schaffen weitere Anhaltspunkte. Diese Autoren müssen gemäß der Geschichte der Großen Aktion gegen 1430 vorgelegen haben, schaffen also einen zeitlichen Endpunkt für die Entstehung der Kuppel. Das Gleiche gilt für die bildlichen Darstellungen der Stadt Rom, die wie die übrige Literatur in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts einsetzen (vgl. Wiesel) und alle die Kuppel des Pantheons zeigen.

Die Kunstgeschichte ist in Verlegenheit. Sie behauptet zum ersten, dass sich die Kunstgeschichte von der Antike bis zur Gegenwart in Rom lückenlos darstellen lässt. Auf der anderen Seite muss sie zugeben, dass nach dem Altertum das Marsfeld – wo das Pantheon steht – erst im späten Mittelalter zum Zentrum der neuen Stadt wurde. Und der Kuppelbau steht dort mittendrin, fast flankiert von ebenso perfekt erhaltenen "antiken" Monumenten wie den Bildsäulen des Trajan und des Mark Aurel. Das Pantheon ist unter dieser Sicht mehr das Zentrum der neuen Altstadt von Rom, denn ein antikes Bauwerk.

Eine zeitliche Verortung des Kuppelbaus des Pantheons in das späte Mittelalter drängt sich auf. Diese ist nicht nur plausibel; sie macht es auch unnötig, die gute Erhaltung des Gewölbes mit Argumenten wie einer angeblichen Umwandlung des heidnischen Tempels in eine christliche Kirche in einer nichtexistenten frühmittelalterlichen Zeit stützen zu müssen.

Die offizielle Kunstgeschichte selber muss zugestehen, dass die architektonische Entwicklung Roms von derjenigen im nördlichen Europa abweicht: "Rom nimmt daran keinen Anteil, es bleibt wirtschaftlich und kulturell unproduktiv, es bleibt hinter der allgemeinen Entwicklung weit zurück". Weiter: "Die Kunstepochen der Romanik und Gotik ... streifen Rom ... nur von fern; die altehrwürdige Basilika spätantiker Herkunft behauptet das Feld, bis sie beinahe unvermittelt von der Renaissance abgelöst wird. Alles in allem: die fast tausendjährige Epoche des Mittelalters ist für Rom fast nur eine Zeit der Schrumpfung und Rückbildung" (Seidelmayer, 166 f.). – Aber wenn man die verschiedenen Kulturepochen zeitlich zueinander rücken würde, müsste man nicht eine fiktive tausendjährige Verfallszeit und kulturelle Rückständigkeit in Rom postulieren.

Bauliche Querverweise

Das Pantheon ist nicht nur rätselhaft, sondern bewusst so konstruiert: Der kreisrunde Grundriss, die sphärische Raumstruktur und die Siebenzahl der

Wandnischen deuten ausgeprägte astrologische, astronomische und kosmologische Vorstellungen an. Diese aber passen eher zum Spätmittelalter und zur Renaissance als zur klassischen Antike. Der Rückgriff auf die Ideengeschichte würde also ausreichen, um die nachantike Entstehung des Rundbaus zu begründen.

Die Apologeten einer "hadrianischen" Entstehung des Rundbaus haben zwar neben der Gewölbetechnik noch andere bauliche Argumente, die aber nicht beweiskräftig genug sind. So wird darauf hingewiesen, dass das Pantheon auf dem antiken Stadtniveau gebaut ist, das unterhalb des heutigen liegt. Doch ob "antik" oder "mittelalterlich", ist ein tieferes Fußbodenniveau bei einem alten Bau alleweil zu erklären.

Oder man verweist auf die Ziegelstempel am Pantheon, die alle aus hadrianischer Zeit stammen. Jedoch ist diese Materialkennzeichnung zur Datierung mehr als problematisch; sie begann in Rom in Julisch-Claudischer Zeit und läuft bald nach Hadrian wieder aus (MacDonald/Pinto, 8). Ziegelstempel sind also auf die klassische römische Kaiserzeit beschränkt – und die Probleme der fingierten "römischen" Geschichte sind damit erst noch ausgeklammert.

Dem Rätsel des Pantheons lässt sich nur so näherkommen, indem man die baulichen Querverweise und Zitate genauer betrachtet.

Die dem Pantheon ähnlichen Gewölbe in Rom und bei Neapel wurden schon erwähnt. Angefügt werden soll für Rom die Engelsburg, also das im Oberbau ebenfalls kreisrunde "Hadrians"-Mausoleum.

Der interessanteste Vergleichsbau zum Pantheon aber ist das sogenannte Teatro Marittimo in der Hadriansvilla bei Tivoli (Abb. 1b). Diese kreisförmige Konstruktion ist "eine Architekturschöpfung, die gleichsam modellhaft eine philosophische Daseinsform repräsentiert" (Wachmeier, 137): ein ringförmig geschlossener Bezirk, ganz auf das Innere gerichtet und nur im Inneren strukturiert. Und besonders bemerkenswert: Der Außendurchmesser des Teatro Marittimo entspricht auf einen Fuß genau demjenigen des Pantheons in Rom! Beide Anlagen müssen also aus der selben Zeit stammen; und wenn sie nicht "hadrianisch" sind, so muss diese Chiffre doch irgendeine Berechtigung haben.

So wie das Pantheon rätselhaft ist, so zeigt der Teatro Marittimo eine "unendlich vielfältige, rätselhafte Struktur" mit einer "reichen sinnbildlichen und semiotischen Bedeutung" (Stierlin, 170; Übersetzung: CP). Man sieht, dass hier ähnliche Begriffe für die Charakterisierung des Teatro gebraucht werden, wie für den Kuppelbau in Rom. Überhaupt finden sich in verschiedenen Gebäuden der Hadriansvilla Zitate des Pantheon-Gewölbes: im Heliokaminus-Bad, in der sogenannten Akademie von Athen, im Brunnenhof, im Wasserhof, aber am deutlichsten in der Rotunde der Großen Thermen (Abb. 2a); letztere hat auch eine ähnliche kreisrunde Lichtöffnung wie in Rom.

Der Teatro Marittimo wirkt übrigens – von der Forschung ausdrücklich festgestellt (Stierlin, 180 f.) – wie eine Realisierung des Aviariums von Terentius Varro, dem römischen Architekturtheoretiker. Aber Varro ist das Alter Ego des bekannten Renaissance-Architekten Leon Battista Alberti. Ist Alberti etwa der tatsächliche Architekt von "trajanischen" und "hadrianischen" Großbauten?

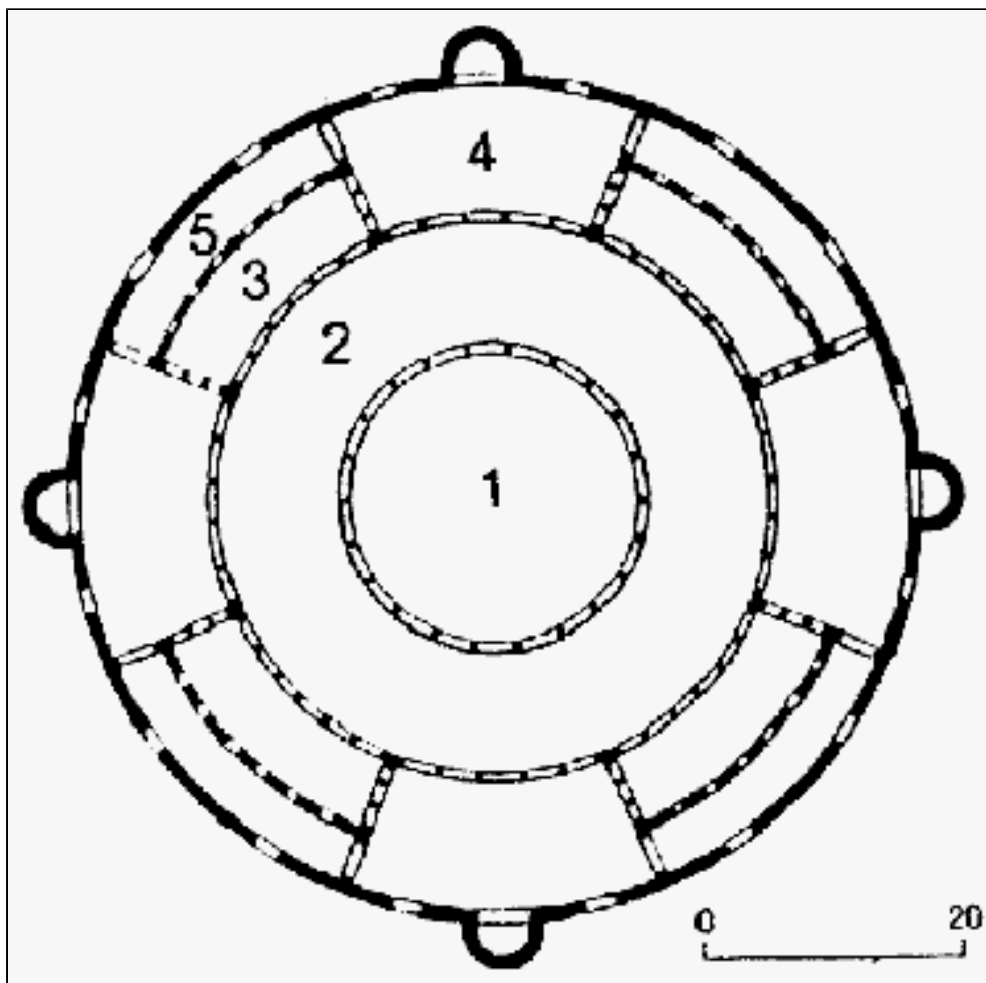
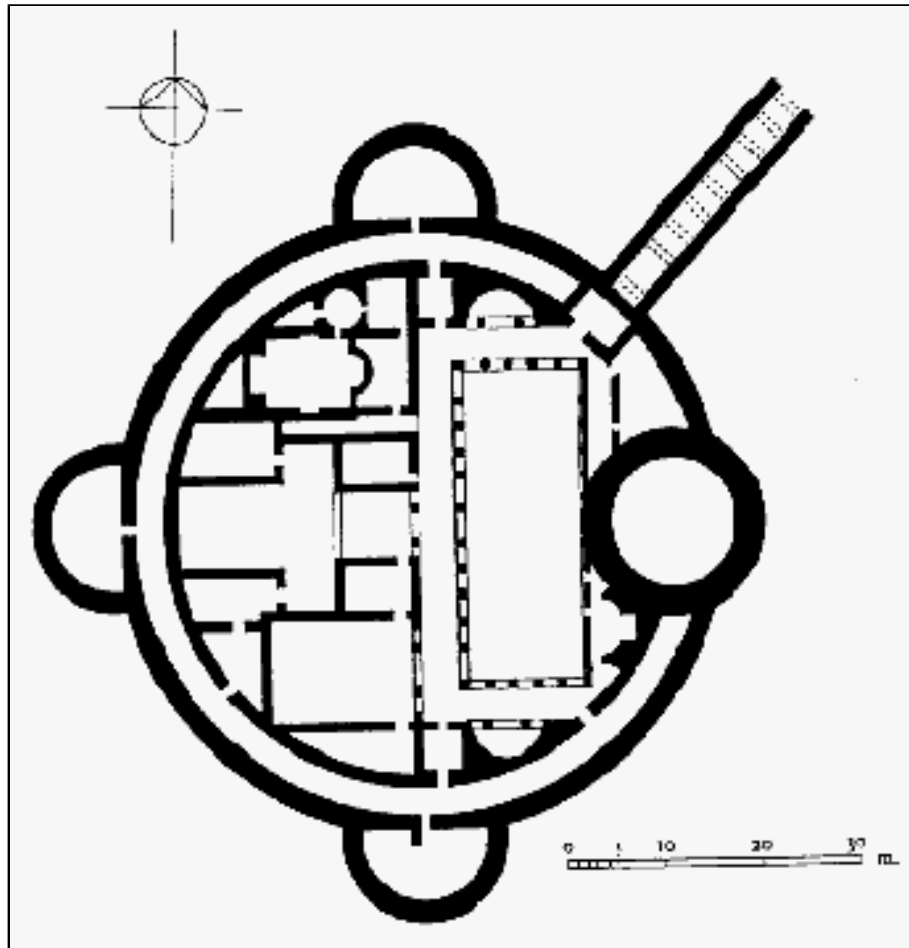
Überhaupt ist die ganze sogenannte Hadriansvilla als baulicher Rätselkomplex

zu betrachten und legt mit seinem Eklektizismus der verschiedenen Bauten, den vielen kreisförmigen, halbkreisförmigen und kurvigen Grundrissen und den griechischen und ägyptischen Zitaten eine nichtantike Entstehungszeit nahe. Diese Baulandschaft erinnert sehr an die künstlerischen Vorlieben der Renaissance und ihre platonischen und neuplatonischen Ideen. Man hat den Eindruck, dass die Villa nie vollendet wurde, dass sie bewusst als Ruinenlandschaft angelegt wurde – trotz der umfangreichen, auch unterirdischen, Infrastruktur.

Der erste, der die Hadriansvilla beschrieb, war übrigens 1461 der "Fälscherpapst" Pius II. Piccolomini mit seinem Sekretär Flavio Biondo.

Die Bauzitate zum Pantheon beschränken sich aber nicht nur auf die Umgebung von Rom und Neapel. Unbedingt muss in diesem Zusammenhang auf das sogenannte Herodion hingewiesen werden, eine merkwürdige, kreisrunde Festung auf einem künstlich aufgeschütteten Hügel, 15 km südlich von Jerusalem (MacDonald/Pinto, 87 f.; Abb. 3 oben). Die sonderbare, mehrstöckige Palastburg mit einem Durchmesser von ungefähr 70 Metern, mit drei halbrunden Türmen und einem sonderbar mittelalterlich anmutenden Rundturm, wirkt weder antik noch neuzeitlich und kann nur als übermeerischer Vergleichsbau zum römischen Pantheon richtig verstanden werden. Da ist es schon aus geographischer Hinsicht hochinteressant, dass sich dieses bauliche Zitat in Palästina findet. Es bestehen also deutliche Bezüge zum römisch-katholischen Universalkirchentum, das nach 1400 in Rom entstanden ist.

Das Herodion soll von Herodes dem Großen erbaut worden sein – daher der Name. Aber die Forschung stört sich nicht daran, dass in dieser Festung auch eine "byzantinische Kapelle" und sogar eine "Synagoge" nachzuweisen sind.



Grundriss des Herodions in Israel (oben) und der Kirche Santo Stefano Rotondo in Rom

(unten): Die Ähnlichkeit im Grundriss beider Bauten ist frappant, besonders wenn man die große geografische Distanz und die angeblich verschiedenen Entstehungszeiten bedenkt. (Oben: nach: William L. MacDonald/John A. Pinto, *Hadrian's Villa and his legacy*; New Haven-London 1993, S. 87. Unten: Wilhelm Koch, *Baustilkunde*; München 1991, S. 45)

Von Palästina kehren wir wieder nach Rom zurück. Hier gibt es die "frühchristliche" Kirche Santo Stefano Rotondo (Abb. 3 unten), die ebenfalls aus mehreren konzentrischen Kreisen aufgebaut ist und vier ähnliche halbrunde Ausbuchtungen an der Außenfassade hat wie das Herodion – dazu noch mit einem ähnlichen Außendurchmesser. Welches Bauwerk hat hier welches beeinflusst?

Salomons Rundbauten und Kuppeln

Die richtige Verortung des Pantheons in Rom kann hier nur skizziert werden. Sie ist im Zusammenhang mit der erwähnten Entstehung des "konstantinischen", "frühchristlichen" und "katholischen" Christentums zu sehen, dessen Entstehung Kammeier richtig ins spätere Mittelalter setzt. Und örtlich ist ein Spannungsdreieck zwischen dem italischen Rom und Unteritalien, dem byzantinischen Rom (Konstantinopel und auch Ravenna) und dem himmlischen Rom (Jerusalem) zu bezeichnen. Die christliche Kirche grenzt sich mit Rundtempeln oder Rundkirchen von der heidnischen Vergangenheit ab. In Rom entstehen so der "Tempio di Romulo" auf dem Forum Romanum – heute das Vestibül der Kirche SS Cosma e Damiano, die Kirchen Santo Stefano Rotondo und Santa Costanza. Und so gut wie in Rom das Pantheon entsteht, konkurriert Konstantinopel das italienische Bauwerk mit der Hagia Sophia. Und in Jerusalem, dem himmlischen Rom, wird die "konstantinische" Grabeskirche mit dem kreisrunden Zentralbau, der Anastasis, errichtet. Den letztgenannten drei Bauwerken sind Kuppeln gemeinsam, und alle spielen sie in versteckter Weise auf den Tempelbau des legendären Königs Salomon an.

Nicht von ungefähr erzählt die Sage, dass der oströmische Kaiser Justinian, als er den fertigen Bau der Hagia Sophia besucht habe, ausgerufen haben soll: "Salomon, ich habe dich übertroffen!" Wenn jener Bau also in eine salomonische Tradition gestellt wurde, so gilt das Gleiche auch vom Pantheon in Rom. Wen immer man als den König Salomon in Rom vermutet, das Pantheon muss als sein dortiger Tempelbau angesehen werden. Aber weit vor der geschichtlich fassbaren Zeit ab dem 15. Jahrhundert kann das nicht gewesen sein.

Literatur

Ammianus Marcellinus (1974): *Das römische Weltreich vor dem Untergang*. Sämtliche erhaltenen Bücher übersetzt von Robert Veh. Eingeleitet und erklärt von Gerhard Wirth; Zürich – München

Dudley, Donald D. (1967): *Urbs Roma. A source book of classical texts on the city & its monuments*; Aberdeen

Gabowitsch, Eugen (2000): *Betonbauten der Römer, Kelten und Aegypter*; in: *SYNESIS* Nr. 37, 11 – 20

Gregorovius, Ferdinand (1903 – 1908): *Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom V. bis zum XVI. Jahrhundert*; Bd. 1 – 8; Stuttgart – Berlin

Kammeier, Wilhelm (2000): *Die Fälschung der deutschen Geschichte*; Viöl

Kammeier, Wilhelm (1979): *Die Wahrheit über die Geschichte des Spätmittelalters*;

Wobbenbüll

MacDonald, William L. (1976): The Pantheon. Design, meaning, and progeny; London

MacDonald, William L./Pinto, John A. (1995): Hadrian's Villa and its legacy; New Haven – London

Pfister, Christoph (1999): Zur langen Baugeschichte des Mittelalters. Kritik an der überlieferten Chronologie und Versuch einer Neubestimmung; in: Zeiteinsparungen, 1, 139 – 166

Seidlmayer, Michael (1989): Geschichte Italiens; Stuttgart

Stierlin, Henri (1996): The Roman Empire; vol. 1; Köln

Wachmeier, Günter (1975): Rom. Die antiken Denkmäler. Mit Villa Hadriana, Ostia antica und Praeneste; Zürich – München

Wiesel, J.M. (1962): Visioni di Roma nelle stampe antiche dal XIV° als XIX° secolo; Firenze

Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei http://www.efodon.de/html/archiv/natur/weitere/2001_gladiss_bse.pdf ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.



Die Fälschung der Papstliste

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 2/2001)

Wie sich jetzt Dank des Kürnbacher Wappenfundes herausgestellt hat, existierte ursprünglich ein babylonischer Thora-Kalender in Europa, aus dem die Christen einfach 2000 Jahre strichen, um auf Christi Geburt zu kommen. Das belegen auch die chronologiekritischen Forschungen des Moskauer Fomenko-Instituts. Demnach sind alle Epochen vor 1350 gefälscht. Deshalb muss auch die Liste der Päpste untersucht werden, denn ein Großteil der Kirchenregenten regierte ja angeblich schon im 1. Jahrtausend n.Chr.

Wiederum ein Zufallsfund bietet einen weiteren Schlüssel zum Verständnis der Großen Fälschungsaktion. Von Arnolfo di Cambio existiert eine Papstskulptur Bonifatius VIII. („1294-1303“) mit der in römischer Schrift ausgeführten Aufschrift BONIFATIUS PP-VIII. Was zum Nachdenken anregt: Wenn man die Konsequenzen aus dem Kürnbacher Thora-Datum zieht, dass das jüdische Alte Testament mit einem eigenen Kalender bis mindestens 1431 (Einführung der Anno-Domini-Datierung) Gültigkeit hatte und erst ab dann mit einem Neuen Testament und einem christlichen Kalender zu rechnen ist, dann muss die Zahl der Päpste weitaus geringer sein, als die mittelalterliche Fälschung uns weismachen will. Zeigt uns die Skulptur vielleicht tatsächlich erst den 8. Papst der christlich reformierten altjüdischen Kirche? Die Inschrift lautet ja nicht Bonifatius VIII. sondern PP VIII., also der 8. Papst. PP ist die Abkürzung für Papa, Pope, Papst.

Haben wir mit PP aber vielleicht auch einen Hinweis auf einen bis heute unverstandenen Herrschernamen, nämlich Pippin, Vater Karls des Großen, den ja schon Heribert Illig restlos demontiert und ins Reich der Fabeln verwiesen hat. Dieser Name hat sich ja nie allgemein als Taufnamen durchgesetzt. Wohl weil jeder damit etwas ganz und gar nicht Würdevolles assoziiert. Steckt also hinter Pippin auch das griechisch gesprochene Kürzel PP, womit eindeutig auf den geistigen Mentor der Fälschung, den Papst, hingewiesen wurde? Pippin, eine päpstliche Kopfgeburt, und Karl, vom Papst erzeugt, heiliger und erhabener geht's nimmer.

Jetzt bleibt noch zu prüfen, inwieweit sich die Papstliste chronologisch aufschlüsseln lässt. Der Analyse zugrunde liegt die Papstliste des dtv-Taschenlexikons Band 14, S. 14. Ab welchem Papst in der Liste fand die Fälschung statt? Es haben mindestens schon acht Päpste existiert, als die Fälschung begann. Ist Bonifatius aber tatsächlich auch der letzte reale Papst? Ein Bonifatius IX. soll von „1389-1404“ regiert haben.

Wenn man davon ausgeht, dass die ganzen Vervielfältigungen päpstlicher Namen nur der Fälschungsaktion zu verdanken sind und es ursprünglich nur namentlich individuelle Päpste gab, kann ein 9. Bonifatius nur nach der Fälschung der Liste ernannt worden sein. Wir bewegen uns mit Bonifatius' angeblicher Regierungszeit in einem Zeitraum, der auch mit dem Epochenbeginn 1350 korreliert.

Schauen wir uns an, wann die ursprüngliche authentische Papstliste geendet haben muss. Da kommt gleich der Vorgänger Bonifatius IX, nämlich Urban VI. („1378-1389“) in

Frage, welcher in einer Liste unterzubringen ist, die mit Benedikt XII. („1334-1342“) widerspruchsfrei endet. Leider befinden sich die ursprünglichen zwölf Päpste nicht mehr in der ursprünglichen Reihe. Nach Be-nedikt, dem 12. Papst, wurden Klemens VI., Innozenz VI., Urban V., Gregor XI. und, wie schon erwähnt, Urban VI. eingeordnet. Von diesen drei Päpsten mit der Nummer VI aber kann nur einer tatsächlich der PP VI. gewesen sein. Welche Päpste sind also als Fälschungen aus der Liste zu streichen?

Ich warf alle raus, die ohne Nummerierung erscheinen, also auch Petrus und Konstantin, deren Namen in der Papst-Titulatur nicht wieder verwendet wurden. Die Durchforstung der Liste nach den zwölf authentischen Päpsten ergab nun tatsächlich, dass vor Urban VI. kein 13. oder weiterer Papst erscheint. Lediglich Johannes bildet eine Ausnahme, der als XXII. („1316-1334“) völlig aus der harmonischen Zwölferreihe tanzt. Diese krasse Ausnahme bestätigt die Regel.

Wenn nämlich tatsächlich das statistische Zufallsprinzip bei der Nummerierung der Papstnamen geherrscht hätte, dann müsste es zwischen einem 22. Johannes und einem 12. Benedikt noch eine Anzahl Nummern geben; nach demselben Zufalls-Verteilprinzip müssten sich aber auch Lücken in der Nummerierung von 1 - 12 auftun. Dass dem nicht so ist, heißt, dass hier massiv manipuliert wurde und tatsächlich eine geschlossene Zwölferreihe der Liste zugrunde liegt.

PÄPSTE

Übersicht in zeitlicher Folge (**Heilige, *Salige, Gegenpäpste eingedrückt)

Petrus**	..... † 64 oder 67	Dionysius	..... 530	Stephan VI. (VII.)	..... 896-897
Linus**	..... 67-76	Johannes II.	..... 533-535	Romanus	..... 897
Anacletus oder		Anupet I.**	..... 535-536	Theodor II.	..... 897
Cletus**	..... 76-88	Silverius**	..... 536-537	Johannes IX.	..... 898-900
Klemens I.**	..... 88-97	Vigilius	..... 537-555	Benedikt IV.	..... 900-903
Evaristus**	..... 97-105	Pelagius I.	..... 536-561	Leo V.	..... 903
Alexander I.**	..... 105-113	Johannes III.	..... 561-574	Christophorus	..... 903-904
Xystus (Sixtus) I.**	..... 115-125	Benedikt I.	..... 575-579	Sergius III.	..... 904-911
Telephorus**	..... 125-136	Pelagius II.	..... 579-590	Anastasius III.	..... 911-913
Hyginus**	..... 136-140	Gregor I.**	..... 590-604	Lando	..... 913-914
Pius I.**	..... 140-155	Sabinian	..... 604-606	Johannes X.	..... 914-928
Anicetus**	..... 155-166	Bonifatius III.	..... 607	Leo VI.	..... 928
Soterus**	..... 166-175	Bonifatius IV.**	..... 608-615	Stephan VII. (VIII.)	..... 928-931
Eleutherus**	..... 175-189	Deusdedik		Johannes XI.	..... 931-935
Viktor I.**	..... 189-199	(Adeodatus I.)**	..... 615-618	Leo VII.	..... 936-939
Zephyrus**	..... 199-217	Bonifatius V.	..... 619-625	Stephan VIII. (IX.)	..... 939-942
Kallixtus I.**	..... 217-222	Honorius I.	..... 625-638	Marinus II.	..... 942-946
Hippolytus**	..... 217-235	Severinus	..... 640	Agapet II.	..... 946-955
Urban I.**	..... 222-230	Johannes IV.	..... 640-642	Johannes XII.	..... 955-964
Pontianus**	..... 230-235	Theodor I.	..... 642-649	Leo VIII.	..... 963-965
Anterus**	..... 235-236	Martin I.**	..... 649-655	od.: Benedikt V.	..... 964-966
Fabian**	..... 236-250	Eugen I.**	..... 654 (655)-657	Johannes XIII.	..... 965-972
Cornelius**	..... 251-253	Vitalian**	..... 657-672	Benedikt VI.	..... 973-974
Novatian	..... 251	Adeodatus II.	..... 672-676	Bonifatius VII. 974	..... 974-985
Lucius I.**	..... 253-254	Donus	..... 676-678	Benedikt VII.	..... 974-983
Stephan I.**	..... 254-257	Agatho**	..... 678-681	Johannes XIV.	..... 983-984
Xystus		Leo II.**	..... 682-683	Johannes XV.	..... 985-996
(Sixtus) II.**	..... 257-258	Benedikt II.**	..... 684-685	Gregor V.	..... 996-999
Dionysius**	..... 259-268	Johannes V.	..... 685-686	Johannes XVI.	..... 997-998
Felix I.**	..... 269-274	Konon	..... 686-687	Silvester II.	..... 999-1003
Eusebius**	..... 273-283	Sergius I.**	..... 687-701	Johannes XVII.	..... 1003
Caius**	..... 283-296	Paschalis	..... 687	Johannes XVIII.	..... 1003-1009
Marcellinus**	..... 296-304	Johannes VI.	..... 701-705	Sergius IV.	..... 1009-1012
Marcellus I.**	..... 308-309	Johannes VII.	..... 705-707	Benedikt VIII.	..... 1012-1024
Eusebius**	..... 309 (510?)	Sisinus	..... 708	Gregor	..... 1017
Miltiades		Konstantin	..... 708-715	Johannes XIX.	..... 1024-1032
(Melchisedes)**	..... 311-314	Gregor II.**	..... 715-731	Benedikt IX.	..... 1032-1045
Silvester I.**	..... 314-335	Gregor III.**	..... 731-741	Silvester III.	..... 1045
Markus**	..... 336	Zacharias**	..... 741-752	Gregor VI.	..... 1045-1046
Julius I.**	..... 337-352	Stephan (II.)	..... 752	Klemens II.	..... 1046-1047
Liberius	..... 352-366	Stephan II. (III.)	..... 752-757	Benedikt IX.	..... 1047-1048
Felix (II.)	..... 365-366	Paul I.**	..... 757-767	Damianus II.	..... 1048
Damasus I.**	..... 366-384	Konstantin	..... 767-769	Leo IX.**	..... 1049-1054
Ursinus	..... 366-367	Philipp	..... 768	Viktor II.	..... 1055-1057
Siricius**	..... 384-399	Stephan III. (IV.)	..... 768-772	Stephan IX. (X.)	..... 1057-1058
Anastasius I.**	..... 399-401	Hadrian I.	..... 772-795	Benedikt X.	..... 1058-1059
Innozenz I.**	..... 401-417	Leo III.**	..... 795-816	Nikolaus II.	..... 1058-1061
Zozimus**	..... 417-418	Stephan IV. (V.)	..... 816-817	Alexander II.	..... 1061-1073
Bonifatius I.**	..... 418-422	Paschalis I.**	..... 817-824	Honorius II.	..... 1054-1072
Eotalis	..... 418-419	Eugen II.	..... 824-827	Gregor VII.**	..... 1073-1085
Zolestin I.**	..... 422-432	Valentin	..... 827	Klemens III.	..... 1080
Xystus		Gregor IV.	..... 827-844		..... 1084-1100
(Sixtus) III.**	..... 432-440	Johannes	..... 844	Yiktor III.*	..... 1086-1087
Leo I.**	..... 440-461	Seratus II.	..... 844-847	Urban II.*	..... 1088-1099
Hilarius**	..... 461-468	Leo IV.**	..... 847-855	Paschalis II.	..... 1099-1118
Simplicius**	..... 468-483	Benedikt III.	..... 855-858	Theodorich	..... 1100-1102
Felix III. (II.)**	..... 483-492	Anastasius	..... 855	Albert	..... 1102
Gelasius I.**	..... 492-496	Nikolaus I.**	..... 858-867	Silvester IV.	..... 1105-1111
Anastasius II.	..... 496-498	Hadrian II.	..... 867-872	Gelasius II.	..... 1118-1119
Symmachus**	..... 498-514	Johannes VIII.	..... 872-882	Gregor VIII.	..... 1118-1121
Laurentius	..... 499; 501-505	Marinus I.	..... 882-884	Kallix II.	..... 1119-1124
Hormisdas**	..... 514-523	Hadrian III.**	..... 884-885	Honorius II.	..... 1124-1130
Johannes I.**	..... 523-526	Stephan V. (VI.)	..... 885-891	Zolestin II.	..... 1124
Felix IV. (III.)**	..... 526-530	Formosus	..... 891-896	Innozenz II.	..... 1130-1143
Bonifatius II.	..... 530-532	Bonifatius VI.	..... 896	Anaklet II.	..... 1130-1138

Machen wir die Gegenprobe, nehmen wir z.B. das Jahr 1700 und untersuchen, ob sich eine geschlossene Reihe von individuellen Papstnamen ergibt. Nun haben wir als höchste Ziffer Gregor XV., es folgt Benedikt XIV. Für einen 13. muss wiederum Benedikt herhalten. Es öffnet sich also eine Lücke. Nehmen wir das Jahr 1550. Die höchste Nummer in der Liste hat nun Benedikt XIV., aber auch nur er kommt als 13. in Frage. Die Lücke ist wiederum offen. Daraus muss man schließen, dass Benedikt XII. tatsächlich der letzte einer evidenten Liste von historischen Päpsten war. Gab es aber vielleicht auch noch einen 13.?

Johannes XXIII. („1410-1415“) erscheint im Zeitraum kurz vor der Einführung der AD-Datierung 1431 als Gegenpapst der Obediens von Pisa. Muss sich ein Rebell nach der

herrschenden Titulatur richten? Entweder wollte hier einer das herrschende Nummernvergabesystem negieren und der Lächerlichkeit preisgeben. Oder aber, was wahrscheinlicher ist, Johannes XXIII. war ursprünglich der 13. Papst in der Reihe, wurde von Rom aber nicht akzeptiert. Sein Anspruch wurde getilgt, indem man ihm als ersten der noch authentischen Päpste die tatsächliche Rangfolge abnahm und durch die 23 kaschierte, d.h. dass man ein weiteres X vor das schon vorhandene setzte. Daraus kann man aber auch schließen, dass die Fälschung erst nach Johannes, nach 1415 stattgefunden haben kann, da er in der gefälschten Liste mit 22 alter egos auftaucht. Sein angeblich gleichzeitig amtierender Widerpart Gregor XII. („1406-1415) ist der erste unauthentische Papst außerhalb der ursprünglichen Zwölferreihe, denn er widerspricht Benedikt XII. und ist schon als Gregor XI. widerspruchsfrei in der Liste vertreten. Er hat offenbar nicht regiert, musste aber als Kirchenherrscher in Rom eingetragen werden, um die ununterbrochene Dominanz der Stadt herauszustellen.

Die Aufschlüsselung der Liste vor Urban VI. nach Papstnamen mit der Nummer 1 bis 12 führte zu folgenden möglichen „realen“ Päpsten (in rückwärtiger Reihenfolge):

- XII. Benedikt,
- XI. Gregor
- X. Stephan (IX.),
- IX. Leo,
- VIII. Bonifatius,
- VII. Klemens,
- VI. Urban, Innozenz,
- V. Hadrian, Nikolaus, Zölestin,
- IV. Silvester, Martin, Honorius, Alexander, Victor, Anastasius, Sergius,
- III. Lucius, Kalixt, Paschalis, Eugen, Felix (IV.),
- II. Anaklet, Gelasius, Agapet, Marinus, Theodor, Adeodatus, Pelagius, Anastasius, Xystus (Sixtus),
- I. Paul, Deusdedit (Adeodatus), Julius, Marcellus, Pius.

Die Namen der Päpste VI - XII wurden nach 1415 mit Ausnahme von Bonifatius und Stephan weiter verliehen. Auch Pius, Paul und Sixtus erscheinen noch öfters. Für die Päpste I bis VI existieren mehr als ein möglicher Kandidat. Möglicherweise handelt es sich bei den alternativen Namen aber auch nur um zusätzliche Benennungen.

- Bei den Päpsten mit der Nummer I fällt auf, dass dabei Namen sind, die auf römische Cäsaren hinweisen.
- Beim II. assoziieren wir die Übersee: Damasus = Damaskus?, Pelagus = Pelasger (Griechische Seefahrernation), Marinus = Meer, Sixtus war Grieche.
- Beim III. haben wir es mit einem Glückspilz zu tun: Lucius = der Leuchtende, Felix

= der Glückliche, Eugen = der schöne Mann.

- Beim IV. treten uns die Siegertypen entgegen: Victor = Sieg, Alexander = großer Eroberer, Honorius = der Ehrenvolle, Martin = Drachentöter.
- Der V. verweist wiederum auf einen Cäsar.
- Der VI. scheint ein Unschuldiger (harmloser) aus einer zivilisierten Stadt gewesen zu sein.

Als Fälschungszeitraum kommt also die Zeit zwischen 1415 und 1431 in Frage, als Martin V. 1417 nach einer Interimszeit von zwei Jahren auf Johannes XXIII (13.) folgte. Sein Numerus ist nur aufgrund der abgeschlossenen Liste von zwölf Päpsten möglich. Mit ihm endet die bisher übliche Zählung der Päpste, die kaum bis zum 13. gereicht hat, und es beginnt die Tradition, sich nach einem der zwölf realen Päpste zu benennen und seine Rangfolge als eigene Nummer weiter zu zählen. Zwölf bzw. dreizehn Päpste gab es ursprünglich, bevor 1415 die Fälschungsaktion anlief. Bei einer durchschnittlichen Regierungszeit von rund sechs Jahren pro Papst kommen wir auf einen Zeitraum von 72 bzw. 78 Jahren, d.h. dass das Christentum tatsächlich erst um etwa 1340 in Europa begonnen haben kann. Was vor dieser Zeit war, lässt sich aus den gefälschten Dokumenten nicht erschließen und ist nur noch durch Archäologie herauszufinden.

Vollends akzeptiert ist die gefälschte Papstliste, als 1546 die „*Historia von der Bābst und Keiser Leben*“ erschien. Autoren: Bartholomaeus Platina, Caspar Hedio und Philipp Melanchthon, letzter der berühmte Reformator und Freund Martin Luthers aus dem Städtchen Bretten unweit meines Heimatorts Wössingen.

Viktor IV.	1138	Klemens VI.	1342–1352	Pius V.**	1566–1572	
Zölestin II.	1143–1144	Innozenz VI.	1352–1362	Gregor XIII.	1572–1585	
Lucius II.	1144–1145	Urban V.*	1362–1370	Sixtus V.	1585–1590	
Eugen III.*	1145–1153	Gregor XI.	1370–1378	Urban VII.	1590	
Anastasius IV.	1153–1154	Urban VI.	1378–1389	Gregor XIV.	1590–1591	
Hadrian IV.	1154–1159	Bonifatius IX.	1389–1404	Innozenz IX.	1591	
Alexander III.	1159–1181	Innozenz VII.	1404–1406	Klemens VIII.	1592–1603	
Viktor IV.	1159–1164	Gregor XII.	1406–1415	Leo XI.	1603	
Paschalis III.	1164–1168	<i>Gegenpäpste der Obediens von Avignon</i>			Paul V.	1605–1621
Kallist III.	1168–1178	Klemens VII.	1378–1394	Gregor XV.	1621–1623	
Innozenz III.	1179–1180	Benedikt XIII.	1394–1423	Urban VIII.	1623–1644	
Lucius III.	1181–1185	Klemens VIII.	1423–1429	Innozenz X.	1644–1655	
Urban III.	1185–1187	Benedikt XIV.	1425–1439	Alexander VII.	1655–1667	
Gregor VIII.	1187	<i>Gegenpäpste der Obediens von Pisa</i>			Klemens IX.	1667–1669
Klemens III.	1187–1191	Alexander V.	1409–1410	Klemens X.	1669–1676	
Zölestin III.	1191–1198	Johannes XXIII.	1410–1415	Innozenz XI.*	1676–1689	
Innozenz III.	1198–1216	Martin V.	1417–1431	Alexander VIII.	1689–1691	
Honorius III.	1216–1227	Eugen IV.	1431–1447	Innozenz XII.	1691–1700	
Gregor IX.	1227–1241	Felix V.	1439–1449	Klemens XI.	1700–1721	
Zölestin IV.	1241	Nikolaus V.	1447–1455	Innozenz XIII.	1721–1724	
Innozenz IV.	1243–1254	Kallist III.	1455–1458	Benedikt XIII.	1724–1730	
Alexander IV.	1254–1261	Pius II.	1458–1464	Klemens XII.	1730–1740	
Urban IV.	1261–1264	Paul II.	1464–1471	Benedikt XIV.	1740–1758	
Klemens IV.	1265–1268	Sixtus IV.	1471–1484	Klemens XIII.	1758–1769	
Gregor X.*	1271–1276	Innozenz VIII.	1484–1492	Klemens XIV.	1769–1774	
Innozenz V.*	1276	Alexander VI.	1492–1503	Pius VI.	1774–1799	
Hadrian V.	1276	Pius III.	1503	Pius VII.	1800–1823	
Johannes XXI.		Julius II.	1503–1513	Leo XII.	1823–1829	
(XIX.)	1276–1277	Leo X.	1513–1521	Pius VIII.	1829–1830	
Nikolaus III.	1277–1280	Hadrian VI.	1522–1523	Gregor XVI.	1831–1846	
Martin IV.	1281–1285	Klemens VII.	1523–1534	Pius IX.	1846–1878	
Honorius IV.	1285–1287	Paul III.	1534–1549	Leo XIII.	1878–1903	
Nikolaus IV.	1288–1292	Julius III.	1550–1555	Pius X.**	1903–1914	
Zölestin V.**	1294	Marcellus II.	1555	Benedikt XV.	1914–1922	
Bonifatius VIII.	1294–1303	Paul IV.	1555–1559	Pius XI.	1922–1939	
Benedikt XI.*	1303–1304	Pius IV.	1560–1565	Pius XII.	1939–1958	
Klemens V.	1305–1314			Johannes XXIII.	1958–1963	
Johannes XXII.	1316–1334			Paul VI.	1963–1978	
Nikolaus V.	1328–1330			Johannes Paul I.	1978	
Benedikt XII.	1334–1342			Johannes Paul II.	1978	

Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei http://www.efodon.de/html/archiv/geschichte/guggemos/2001-SY2_guggemos_andechs1.pdf ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.



Prof. Dr. Bazon Brock

Die Natur macht keine Sprünge? Das Denken schon!

Zu H.-J. Zillmers experimenteller Erdgeschichtsschreibung in seinem neuen Buch

„Sechs Millionen BILD-Leser können nicht irren“, meinte die BILD-Zeitung. Das sollte wohl heißen: Wer BILD kauft, stimmt deren Meldungen, Behauptungen und Weltverständnis zu.

In der Normalwissenschaft scheint es wie bei der BILD-Zeitung zuzugehen. Dreißigtausend Geologen, Paläontologen, Physiker, Biologen u.a., die seit Lyells und Darwins Zeiten Erkenntnisse zur Geschichte unseres Planeten und des Lebens auf ihm hervorbrachten, können sich nicht geirrt haben, weil sie unser Bild von der Welt offensichtlich bestimmen und wir das allgemein zu akzeptieren scheinen.

Bemerkenswerterweise verhielten sich aber BILD-Leser etwa bei Wahlen ganz anders, als es dem propagierten

Weltbild der Zeitung entsprach. Auch die Klientel der Normalwissenschaft nutzt offensichtlich deren Weltbild dazu, sich von ihm abzusetzen. Das Verfahren macht Sinn, denn man kann sich ja nur von etwas absetzen, was man kennt. Es geht um die Schlussfolgerungen aus den unstrittigen Gegebenheiten - um alternative Schlussfolgerungen, durch die dann die unstrittigen Fakten eine andere Bedeutung erhalten.

Solche alternativen Schlussfolgerungen präsentieren Klienten der Normalwissenschaft wie etwa die Autoren Velikovsky, den Einstein in seinen letzten Tagen fasziniert und irritiert las, oder Tollmann, der der Kühnheit seiner Schlussfolgerungen psychisch kaum standhalten konnte,

oder H.-J. Zillmer, ein heiter-nüchterner Bauingenieur. Sie und ihre vielen Kollegen erfanden keine neue Wissenschaft als Privatmythologie, die man als „New-age-Spiritismus“ abtun konnte. Vielmehr arbeiten sie alle unter dankbarer Akzeptanz der stauenswerten Arbeitsergebnisse der etablierten Wissenschaftler diverser Disziplinen. Sie leugnen nicht, wie die Spiritisten, die erhobenen Daten und Erkenntnisse, sondern stützen ihre Argumentation gerade auf solche Erkenntnisse.

Wieso sind wir eigentlich auf Autoren wie Velikovsky, Tollmann oder Zillmer angewiesen, um zu alternativen Deutungsmustern zu kommen? Warum werden die von den Normalwissenschaften nicht auch selbst hervorgebracht, wenn

EFODON SYNESIS Nr. 2/2001

deren Erkenntnisse auch für die Alternatvdenker grundlegend sind?

Mit diesen Fragen hat sich etwa Edward de Bono ausführlich und systematisch beschäftigt. Allgemein bekannt wurde seine Studie zum „Spielerischen Denken“, in der er vertikales und laterales Denken vergleicht. Mit vertikal ist gemeint, was wir herkömmlich als logische Ableitung aus Oberbegriffen oder grundlegenden Hypothesen auf die Erfassung von Einzelphänomenen bezeichnen. Mit lateralem Denken ist ein Vorgehen auf Umwegen gemeint, ein sprunghaftes Denken, scheinbar unsystematisch. Heutige Umformulierungen für lateral lauten „fuzzy logic“ oder „strange revelations“. Man muss aber stets daran erinnern, dass sich laterales und vertikales Denken nicht gegenseitig ausschließen, sondern einander komplementär sind und insofern einander bedingen. Dafür gibt de Bono zahlreiche Beispiele: *„Als Marconi die Stärke und Leistungsfähigkeit seiner Apparaturen erhöhte, stellte er fest, dass er Wellen drahtlos über immer größere Entfernungen schicken konnte. Schließlich erkühnte er sich sogar, daran zu denken, ein Signal über den Atlantischen Ozean zu funken. Seiner Ansicht nach kam es lediglich auf einen ausreichend starken Sender und einen entsprechend empfindlichen Empfänger an. Die Experten, die es besser wussten, lachten über diese Vorstellung. Sie versicherten Marconi, dass elektrische Wellen sich wie Licht geradlinig fortpflanzen und daher der Krümmung der Erde nicht folgen, sondern in den Weltraum verstrahlen würden. Von ihrem logischen Standpunkt aus waren die Fachleute völlig im Recht, doch Marconi blieb hartnäckig, experimentierte weiter und hatte Erfolg. Weder er noch die damaligen Sachverständigen wussten etwas von der elektrisch geladenen Schicht in der oberen Atmosphäre, der Ionosphäre. Diese reflektiert die drahtlos gesendeten Wellen, die sonst, wie die Fachleute vorhersagten, die Erdoberfläche verlassen hätten.“*

Also: weder die Experten, die ihre Schlussfolgerung logisch aus ihren Grundannahmen ableiteten, noch Marconi, der diese Ableitungen umging, kannten die „Wahrheit“. Aber Marconis Vorgehen erzwang schließlich die Aufgabe des Deutungsmusters der damaligen Experten, mit denen das Faktum der Wellenwirkung über lange Distanzen nicht mehr verständlich war.

Auch Velikovsky, Tollmann oder Zillmer kennen nicht die „Wahrheit“ der erd- wie lebensgeschichtlichen Evolution, aber sie experimentieren mit Begriffen und Theorien wie Marconi mit den Wellen. Sie unterwerfen nicht die Natur selbst dem Experiment, sondern die Logiken wissenschaftlichen Denkens und den Einfluss der Logiken der Sprache und Kommunikation auf dieses Denken. Auch wissenschaftlich einwandfrei gebildete Begriffe müssen über wort- oder bildsprachlichen Ausdruck kommuniziert werden. Dabei kann es vorkommen, dass die Eigenlogiken von Sprache und Kommuni-

kation die wissenschaftlichen Begriffe deformieren.

Ein Beispiel: Wer als Erdgeschichtler annimmt, dass unser Planet zunächst eine glühende Masse war, die langsam erkaltet, kommuniziert sprachlich die dieser Annahme zugrundeliegenden physikalischen Begriffe durch Analogie zum Bratpfel. Die gebirgige Erdoberfläche soll demzufolge entstanden sein wie die Falten auf der Bratpfelschale. Eine zunächst im Großen und Ganzen einleuchtende Analogie, durch die aber die Aufmerksamkeit für geophysikalische Daten, die in dieses Bild nicht passen, verloren geht. Wer sich gegen diesen Verlust sträubt, erfindet ein anderes Analogiebild. Er hält die Erde für einen Luftballon, der sich langsam ausdehnt. In dieses Bild passen dann zwar viele der im Bratpfelmodell unberücksichtigten Kenntnisse, andere aber, die in der Bratpfelanalogie gut aufgehoben waren, fallen aus dem Bild des sich aufblasenden Luftballons heraus. Weiter kommt man auch nicht durch die Vereinigung beider Bilder, da sich weder ein Bratpfel aufblasen, noch ein Luftballon braten lässt.

In den Zwanziger Jahren formulierte der Mathematiker Carnap ein Bilderverbot für Naturwissenschaftler, um der „Verhexung des Begriffsdenkens durch die Sprache“ zu entgegen. Aber wie schon das Schicksal des Bilderverbots jüdischer Theologie zeigt, führen solche Verbote zu noch vertrackteren Hexereien, den Paradoxien. Wer immer daran denken soll, Bildanalogien nicht zu benutzen, bleibt um so stärker an sie fixiert, je konsequenter er dem Imperativ folgt. Auch die abstraktesten Gedanken von Wissenschaftlern müssen über Versprachlichung kommuniziert werden, d.h. sie müssen evident, einleuchtend gemacht werden. Uns leuchtet aber das Wahre wie das Falsche gleichermaßen ein, wie etwa Experimente der Psychologen zeigen. Dieselben vorgelegten Portraitfotos bestätigen für die Wahrnehmenden bis ins letzte Detail sowohl die Annahme, man habe es bei dem Portraitierten mit einem Kriminellen zu tun wie die Annahme, der Betreffende sei das Opfer von Kriminellen.

Ästhetiker, Kunst- und Kulturwissenschaftler sind ständig mit der Kraft solcher Evidenzbeweise konfrontiert. Sie und zahlreiche Künstler der Moderne beschäftigen sich mit Fragen, wie man den verführerischen Sprach-Bild-Evidenzen entgeht und sich dennoch mit anderen verständigen kann durch Zeichen mit hoher Ambivalenz, Ambiguität (Doppeldeutigkeit) und Unbestimmtheit. Sie fragen, ob möglicherweise Kommunikation viel fruchtbarer verläuft, wenn sie nicht auf Evidenzen baut. Zu dieser Gruppe gehöre auch ich, womit ich gesagt habe, warum mich Arbeiten wie die von Zillmer so außerordentlich interessieren. Denn Zillmer zeigt ja, dass auch in den verschiedenen Disziplinen der für seine Arbeiten einschlägigen Naturwissenschaften das Beharren auf dem vermeintlich Einleuchtenden zu Schlussfolgerungen führt,

die für Außenstehende keineswegs stimmig sind.

Er experimentiert mit den gängigen Theorien zu Kontinentaldrift und Platten- tektonik, mehrfachen Verschiebungen der Erdrotationsachse und der Pole wie zur Elektrogravitation so, dass deren Unstimmigkeiten vereinheitlichter sind als die behaupteten Stimmigkeiten im Evidenz- erlebnis. Er zeigt also, dass die für un- aufgebbar gehaltenen Konzepte der Lyellisten und Darwinisten erst durch deren Unstimmigkeiten gewürdigt werden können. Und diese Würdigung führt zu dem Schluss, dass diese Konzepte durchaus aufgegeben werden könnten, ohne die un- strittigen Fakten zu missachten.

Vor allem aber experimentiert Zillmer mit einem zentralen Theorem der Lyellisten und Darwinisten: die beobachtete Evolution des Planeten wie des Lebens auf ihm setze die Annahme kontinuierlicher Entwicklung durch kontinuierliches Walten der Zeit voraus. Das entspricht einer sehr alten Behauptung: *natura non saltat*, die Natur macht keine Sprünge. Die schöne, weil evidente Erfindung der Erdzeitalter, vornehmlich die Erfindung der Eiszeiten, lässt so etwas wie Velikovskys oder Tollmanns Impakt-Prozesse (in der Ästhetik als Theorie der Plötzlichkeit diskutiert) nicht zu, selbst um den Preis nicht, dass erhobene Befunde, vornehmlich versteinerte Lebensspuren aus Erdschichten, die der Chronologie widersprechen, schlicht geleugnet werden müssen oder als seltene Regionalmetamorphosen zu Ausnahmen stilisiert werden, die die Grundannahmen bestätigen. Das aber führt notwendig zu Fehlinterpretationen, wie sie Zillmer uns so nahe legt:

„An der Westküste der USA, im Staat Washington, brach am 18. Mai 1980 der Vulkan Mount St. Helens aus. Dabei wurden »über Nacht«, also mit großer Plötzlichkeit, aus dem Eruptionsmaterial fünfzig Meter dicke Schichtungen von Erdformationen neu gebildet. Geologen einer fernen Zukunft würden den Zeitraum der Bildung dieser Schichtungen dann auf etliche Jahrzehntausende schätzen, wenn sie das historische Ereignis des Vulkanausbruchs nicht berücksichtigten. Ganz ähnlich geht es heutigen Geologen, wenn sie nicht berücksichtigen, dass geologische Schichten der Erdzeitalter sich durch schnell ablaufende, kataklysmische Prozesse gebildet haben könnten, anstatt durch lang andauernde Ablagerungen von Material, sozusagen Sandkorn für Sandkorn.“

Dazu bietet Zillmer eine fröhliche Pointe. Er weist darauf hin, dass in den durch den Vulkanausbruch neu gebildeten Erdschichten auch Automobile eingeschlossen wurden. Zukünftige zeitskalen- gläubige Archäologen müssten aus den Funden der Autos schließen, diese Artefakte habe es ja schon vor Jahrtausenden gegeben und sie seien dann ausgestorben, weil man sie in den oberen, also jüngeren Formationen nicht mehr findet.

Grundlegend für alle Modelle von Entstehungsprozessen (unseres Sonnen-

Für Sie gelesen

systems, unseres Planeten Erde, des Lebens) ist der Faktor Zeit, den wir für die Modelle der Evolution in Rechnung stellen. Schon die märchenhafte Formulierung „*Es war einmal vor langer, langer Zeit ...*“ zeigt, dass wir das Argumentieren mit Zeitmaßen jenseits aller Erfahrungskontrolle und Vorstellung dazu nutzen, alle Schwierigkeiten, die wir mit unseren Denkmodellen haben, im Ungefähren des unvorstellbaren Waltens der Zeit verschwinden zu lassen. Das ist wirklich märchenhaft und gerade deshalb auch bei den großen Erzählern unserer heutigen Tage, den Erd- und Lebensgeschichtlern, sehr beliebt, so beliebt, wie bei den großen Epikern seit Homer und bei den Mythen-erzählern aller Völker und Kulturen. Auf sie bezogen sich etwa die Märchensammler Brüder Grimm.

Zu Zeiten der Brüder Grimm, die sich mit zahlreichen Kollegen der Entwicklung der Sprachen und Kulturen widmeten, versuchten die „Gebrüder Charles“, Charles Lyell und Charles Darwin, ebenso erfolgreiche Erzählungen wie die der Kulturforscher, Epiker und Volksmythen-erzähler über die Geschichte der Erde und des Lebens unter das Volk zu bringen. Und der Erfolg der „Gebrüder Charles“ als wissenschaftliche Autoritäten war so groß, dass wir noch heute kaum wagen, andere Erzählungen zu akzeptieren oder wenigstens mit ihnen wie Zillmer zu experimentieren. Lyell schrieb bereits 1840 die bis heute sakrosankte geologische Zeitskala fest, obwohl der damalige Stand des erdgeschichtlichen Wissens zum heutigen sich einigermaßen kurios ausnimmt. Wozu wird überhaupt Erdgeschichte betrieben, wenn 150 Jahre Forschung zu

keinerlei Korrektur an den Grundannahmen von 1840 geführt haben muss?

Die geologische Zeitskala bedingt aber unmittelbar die biologische, da die Datierung von Funden ehemaliger Lebewesen oder ihrer Spuren von der Datierung der Erdformationen abhängig ist, aus denen sie geborgen wurden. Auch beeinflusst die geologische Zeitskala und die an sie geknüpften Vorstellungen von Wandlungsprozessen Annahmen über die zeitvernichtende Konservierung der Lebensspuren. Ein geradezu schlagendes Beispiel für diese Zusammenhänge von Erdgeschichts- und Lebensgeschichtsdarstellung bietet die übliche, umstandslose Übertragung des geologischen Konzepts „Versteinerung“ auf die Bewahrung von Lebensspuren, obwohl kein Geologe und kein Biologe bisher zeigen konnten, wie denn ein Organismus sogar mit allen Feinheiten seiner Oberflächengestalt je hätte erhalten werden können, wenn man das geologische Modell der Versteinerung durch langanhaltendes Walten der Zeit zugrundelegt.

Man kann Autoren wie H.-J. Zillmer das intellektuelle Vergnügen nachempfinden, mit dem sie die Kuriositäten aufspießen, die etablierte Normalwissenschaftler beim Festhalten an überkommenen Denkmodellen produzieren, da sie ihre Forschungsergebnisse unbedingt ins Dogma einpassen wollen, anstatt anhand ihrer Resultate neue Denkmodelle zu entwickeln. Geradezu peinlich wird es, wenn Lyellisten und Darwinisten sich über den Dogmatismus der Kreationisten mit dem Argument erheben, die Forschungsergebnisse widerlegten die biblischen Schöpfungslehren. Zwar trifft das Argument zu, aber die Lyellisten und Darwinisten wol-

len ihrerseits nicht wahrhaben, dass eben jene Forschungsergebnisse auch nicht mehr ins Konzept ihrer Wissenschaftsbibel passen. Den blühenden Unsinn, zu dem solche Weigerung führt, dokumentiert Zillmer an zahlreichen Stellen seiner Analyse von Charles' Märchen:

Ein im Dogma der geologischen Zeitskalen und der zu ihr parallelen Lebens-typologien befangener Paläontologe, der die Orientierung auf Eiszeitalter für selbstverständlich hält, rettet sich aus den Widersprüchen des Eiszeitkonzepts zu konkreten Biofunden in die Feststellung, dass „die typischen Eiszeittiere“ (darunter Flusspferde, Löwen und Nashörner!) die Jahrtausende oder Jahrzehntausende anhaltenden Temperaturen weit unter dem Gefrierpunkt „mit stoischer Gelassenheit ertrugen“. Das wäre nur denkbar, wenn sie sich für Jahrtausende entmaterialisiert hätten, ein märchenhafter Zauber, gegen den Funde eindeutig sprechen.

Einige Aspekte der experimentellen Erd- und Lebensgeschichtsschreibung von Zillmer, die schon im Buch „Darwins Irrtum“ dargelegt wurden und in diesem Band auf interessante Weise erweitert werden, finden in der Öffentlichkeit besondere Aufmerksamkeit. Man könnte sie als Zillmers Verjüngungskur für die Erde und ihr Leben plakatieren. Zillmer verkürzt mit Hinweis auf die vermutete Koexistenz von Dinosauriern und Menschen den Zeithorizont der Evolution des Lebens in spezifischen Ausprägungen erheblich. Um diesen Gedanken des Zeitwandels zu kommunizieren, bietet er seinerseits eine Bildanalogie: der Zeitstrang als ausdehnbares und zurückschrumpfendes Gummiband.

Für Sie gelesen

Diese Vorstellung ist in der Kunst- und Kulturgeschichte durchaus bekannt, wie nicht zuletzt der populäre Song „Puppet on the string“, love-song-gemäss übersetzt „die Geliebten in Herzensbanden“, andeutet. Aus dem Bild des Zeitstrangs als Gummiband lässt sich aber erst mehr als die übliche Evidenz herausholen, wenn man keinen Marionettenspieler annimmt, sondern die Bewegung der vielen untereinander mit Gummibändern verknüpften Marionetten und ihrer Glieder als wechselseitige Bewegtheit sich vor-

stellt, die sich selbst steuert, indem sie auf von außen wirkende Kräfte reagiert. Solche Kräfte wirken nachweislich tatsächlich und zwingen die Gummibänder der Zeit zu extremen Ausdehnungen und Rückschrumpfungen, zu Verschnellungen und Verlangsamungen, etwa bei Kollision unseres Planeten mit anderen Himmelskörpern. Sie stellen gleichsam den Einbruch kosmischer Zeitlichkeit in die irdische dar und erzeugen eine Zeitstruktur der Plötzlichkeit, des Zeit-Impakts.

Aber das sind ja nur Bilder mit verfüh-

rerischer Evidenz, mit denen wir nur experimentieren dürfen, wie Zillmer meint. Sie für wahr zu halten, hieße nur, ein altes Dogma durch ein neues zu ersetzen. Davor bewahren uns die alternativen Erd- und Lebensgeschichtsschreiber dankenswerterweise durch die Erfindung neuer Unbestimmtheit des produktiven Denkens.

*Univ.-Prof. Dr. Bazon Brock
Bergische Universität Wuppertal*





EFODON
e.V.

1
1. Jg. 2011
1. Heft Nr. 1
1. Auflage
1. 2011

Synesis.

EFODON e.V.

Verlag für die Geschichte der Wissenschaften und Kulturen

Zurück in frühere Zeiten

Das Delfinmännchen
Teil 1: Flug nach Schweden

Seuchen Handlung
und der mittelalterlichen Tugend

Zwei frühe Kataklysmen
des Gommers Dittmann

Ursachen und Deutungsfragen

„Die Schwelle immer über
solcheren Zeit zu stehen“

Agonien
des Schwand
und Wismarsdorf

Krieg und Opfer Nr. 25

Das Schicksal des Menschen

Verweise

Verweise
auf die Geschichte der Wissenschaften
und Kulturen

Verweise
auf die Geschichte der Wissenschaften
und Kulturen

Verweise
auf die Geschichte der Wissenschaften
und Kulturen

Veraltete Vorgeschichts- forschung



Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei

http://www.efodon.de/html/archiv/natur/weitere/2001_wiesendanger_zurueck.pdf

ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde.

Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.



Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei http://www.efodon.de/html/archiv/chrono/gabowitsch/2001-SY1_gabowitsch_balkanreise1.pdf ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.



Stephen Hawking und der menschliche Exodus

Stephen Hawking gilt als der größte lebende Physiker unserer Zeit. Mit 58 Jahren leidet er an einer unheilbaren Krankheit, die ihn lähmt und an einen Rollstuhl fesselt. Unterhalten kann er sich nur mittels der Sprachausgabe eines Computers, dessen Tastatur er mit Augenbewegungen bedient.

Hawking ist sicher einer der klügsten Köpfe der Menschheit, und seine Bücher haben ein Millionenpublikum erreicht.

Doch was er im Oktober 2000 auf die Presse losgelassen hat, lässt an seinen geistigen Qualifikationen zweifeln. Er behauptete nämlich, die Menschheit würde die nächsten tausend Jahre nicht überleben, wenn sie es nicht schaffe, den Weltraum zu besiedeln, weil die Erde wegen des drohenden Treibhauseffektes unbewohnbar werden würde.

Wie kommt ein Physiker von seinem Range dazu, solche Aussprüche zu machen? Wenn ein Sachbuch- oder Science-Fiction-Autor solche Szenarien entwirft, dann mag man das noch tolerieren. Doch der hochintelligente Hawking postuliert, unsere Weltuntergangstechnologien auf andere Planeten zu übertragen. Reicht es etwa nicht, dass wir unsere Erde zugrunde gerichtet haben? Müssen wir, einer Seuche gleich, auch den Rest unserer Galaxis zerstören?

Hawking macht Vorschläge, wie der Mars zu besiedeln sei. Dabei sind diese Gedanken nicht einmal neu. Die NASA hat schon vor einigen Jahrzehnten ganze Besiedlungspläne fertig ausgearbeitet.

Doch wie man in bemannten Raumschiffen zum Mars fliegen soll, ohne durch die im All befindliche ho-he Radioaktivität geröstet zu werden, daran hat auch er nicht gedacht. Radioaktivität im All ist für Wissenschaftler wohl ein Tabuthema, dem man aus dem Weg geht, indem man es einfach ignoriert.

Wenn es so einfach wäre, zum Mars zu fliegen, warum ist denn - seit dem APOLLO-Projekt Anfang der Siebzigerjahre - kein bemannter Flug zum Mond durchgeführt worden? Und der Mond ist im Vergleich zum Mars doch wirklich nur einen Katzensprung weit entfernt. Nein, an den nicht vorhandenen Trägerraketen liegt es wirklich nicht. Die Russen haben mit ihrer Energija-Rakete die stärkste jemals gebaute Rakete, sie ist sogar noch um einiges stärker als die legendäre APOLLO-Rakete Saturn 5. Und dass die Zusammenarbeit zwischen Russland und dem Westen inzwischen recht gut funktioniert, zeigen die Raketenstarts, mit denen Russland westliche Satelliten und auch amerikanische Astronauten in die Erdumlaufbahn befördern.

Der Grund, warum niemand zum Mond flog, liegt einfach in der mit herkömmlichen Mitteln nicht abschirmbaren hohen radioaktiven Strahlung oberhalb einer erdnahen Umlaufbahn, deren Dosisaufnahme kein Astronaut überleben würde. Das ist Fakt.

Und so gesehen wäre auch die russische Energija nicht stark genug, ein mit zentimeterdicken Bleiplatten verkleidetes Raumschiff auf eine Mondbahn zu bringen. Da sich Radioaktivität kaum anders abschirmen lässt, ist das auch der Grund, warum die

Mondflüge der APOLLO-Missionen nur auf den Bildschirmen stattfanden.

Das müsste eigentlich auch einem Dr. Hawking klar sein! Mr. Hawking, Ihre Äußerungen waren weit unter Ihrem Niveau!

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 1/2001)

Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei

http://www.efodon.de/html/archiv/geschichte/weitere/2001_maass_kirchturm.pdf

ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde.

Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.



Uwe Topper

Zum Artikel von Heinz B. Maass über zwei frühe Kirchtürme des Bremer Bistums:

Dieser Beitrag aus der Heimatforschung des Stedinger Landes bringt einen unerwartet guten Einblick in ein Kapitel, das uns noch stark verschlossen erscheint: der Beginn der Christianisierung in Norddeutschland.

Was ist das wichtigste Bauelement einer Kirche, wodurch unterscheidet sie sich äußerlich von einem Wohnhaus, einem Rathaus oder einer Scheune? Schauen wir uns eine Kinderzeichnung an: es ist der Kirchturm, der herausragt und den Unterschied macht. Und welchen liturgischen Sinn hat der Turm der Kirche? In strengem Sinne gar keinen. Seine Aufgabe liegt auf anderer Ebene. Der Turm soll etwas anzeigen, in dreifacher Hinsicht. Zunächst einmal, dass es sich um eine Kirche handelt, das hat sich auch bei modernsten Kirchenbauten erhalten. Der Turm ist das Wahrzeichen des Gotteshauses. Sodann zeigt er die Uhrzeit an, sowohl mit einer großen weithin sichtbaren Uhr als auch mit

den Glockenschlägen. Und drittens rufen diese Glocken die Leute zum Gottesdienst. Der Kirchturm erfüllt also eine Nachrichtenfunktion.

Über die Verwendung der Türme zum Zweck der Nachrichtenübermittlung habe ich in meinem Buch „Das Erbe der Giganten“ (1977) ausführlich geschrieben. Auf der Iberischen Halbinsel konnte ich vorgeschichtliche Turmruinen feststellen, die sich in langen Ketten über die Hochebenen hinziehen. Es gab sogar zwei verschiedene Netze: Die ältere Anlage war durch eine inzwischen aufgetretene Katastrophe unbrauchbar geworden und durch eine neue, großzügigere ersetzt worden.

Türmeketten gab es auch in anderen Gebieten Europas, besonders im flachen Nordfrankreich sind sie noch heute erhalten, gebildet von den Kirchtürmen, die offensichtlich zuerst da waren und später erst durch Kirchenschiffe ergänzt wurden. Auch in

Tirol wurde dies bei ganzen Gruppen festgestellt (Mündliche Mitteilung von Frank v. Lamezan).

In Deutschland ist der Türmekult sehr alt, ich denke an die Märchen, in denen eine Jungfrau im Turm vorkommt. Der gemeinsame Gedanke, der sich herauslösen lässt:

Zuerst war der Turm, dann wurde das Langhaus für die Funktion des Gottesdienstes angebaut. Das kann man an vielen sehr alten Kirchen gut erkennen. Sankt Remigius in Süderburg in der Lüneburger Heide, einer der ältesten christlichen Sakralbauten Norddeutschlands, besteht aus einem fast tausend Jahre alten Rundturm aus großen Wackersteinen und einem recht jungen, nicht einmal direkt angesetzten Fachwerkhäus, dem eigentlichen „Kirchen“gebäude (siehe Foto).

In Ankershagen in Mecklenburg ist es ähnlich. Der Turm ist sehr alt, von quadratischem Grundriss, die

Kirchtürme



St. Remigius in Süderburg (Foto: Uwe Topper)

Halle erst später angebaut, und schließlich sogar in der Längsachse noch geteilt worden durch Säulen, so dass zwei „Kirchenschiffe“ entstanden sind. Im Chorraum sieht man noch Fresken mit heidnischen Bildinhalten wie Drachen und Teufel, die kaum älter als 500 Jahre sein dürften. So spät wurde man hier christianisiert, möglicherweise erst durch die Reformation.

Die ältesten städtischen Kirchenbauten Deutschlands waren oktogonale Rundbauten, eigentlich Türme, an die später Langschiffe angebaut wurden, wie z.B. St. Maria im Kapitol, St. Pantaleon und St. Aposteln in Köln. Diese Rundbauten in Art der Hagia Sophia von Konstantinopel sind eigentlich ausgeweitete Türme. Sie dürften noch einem Kult geweiht gewesen, der völlig anders als die katholische Messe ausgesehen haben muss.

Ein weiterer Hinweis auf Nachrichtentürme ist der Eingang im ersten Stock. Dies ist keine Eigenart von Wehrtürmen, (wie Maass richtig bemerkt,) sondern die Sicherung gegen unbefugten Gebrauch: Die Wachmannschaft wurde nur durch jene Leute, die dazu berechtigt waren, abgelöst. Als Signale dienten bei Tage Spiegel und bei Nacht Glaskugeln, die das Licht der Sonne oder einer kleinen Feuerquelle (eine Kerze reicht!) bündeln, das dann in Abständen (ähnlich dem Morsesystem, aber eher wie die Ogham-Schrift aufgebaut) gesendet werden konnte (siehe

Gernot L. Geise, *Das keltische Nachrichtensystem wiederentdeckt*, 1996).

Die spätere Verwendung dieser Türme als Beinhaus ist durchaus sinnvoll, nachdem man von der Feuerbestattung abgekommen war, denn diese Türme waren allgemein sakrosankt. Auch eine spätere Verwendung für kultische Zwecke ist eine logische Folge davon, wobei ich die etwas gesuchte Verbindung zum „Abendmahl auf dem Söller“ nicht nachvollziehen kann. Eher könnte diese Episode aus dem Evangelium nach dem schon vorhandenen Kultraum in den Türmen dem Evangeliumtext hinzugefügt worden sein. Auch als Taufort haben die Türme – wie Maass klar herausgearbeitet hat – ursprünglich nicht gedient.

Die später angefügten „Kirchen“ waren m.E. zunächst keine christlichen Kultgebäude, sondern Gerichtshäuser, „Basilika“ auf Griechisch; in Ankershagen war das deutlich zu sehen.

Wie Maass an Hand der Zitate aus P. Schmid darstellt, ist der Übergang von der Feuerbestattung zur Körperbeisetzung (mit der Zwischenstufe Beinhaus) ein fließender Vorgang, der mit der Christianisierung nicht zusammenhängen muss. Erst die strenge Katholisierung nach der Avignoner Gründungsphase des Papsttums und Übersiedlung nach Rom (statt Paris, was sinnvoll gewesen wäre), hat dann die Körperbestattung allgemein durchgesetzt. Ich möchte darum noch einmal auf meine These hinweisen,

dass wir zwar einen „gotischen“ Kult und entsprechende Kulträume („Kirchen“) in Europa schon im 11. bis 13. Jh. haben, dieser Kult aber mit dem heute bekannten Christentum fast nichts zu tun hat, auch nicht als dessen Vorläufer („Arianismus“) angesprochen werden sollte.

Die radikale Änderung der europäischen Religionen – die regional ungeheuer stark verschieden waren – und die Zentralisierung sind Vorgänge, die nicht vor 1190 einsetzen und nicht vor 1420 beendet waren. Eigentlich hat uns erst die Reformation eine einheitliche Kirche, auch eine katholische, beschert.

In seinem Buch „Neues aus dem alten Stedingen“ (1993), das hauptsächlich Fragen der Heimatkunde des Stedinger Landes an der Unterweser behandelt, streift Heinz Maass auch den Stedinger Kreuzzug von 1234, über den es zahlreiche Untersuchungen gibt. Laut Lexikon sollen die Stedinger 11.000 Mann unter Waffen gestellt haben und einer Übermacht von 40.000 Feinden erlegen sein, die von so weit entfernten Gebieten wie Kleve am Rhein herangezogen kamen. Diese Zahlen – selbst wenn sie falsch sein sollten – lassen den Gedanken zu, dass es sich um mehr als nur um Gebietsansprüche und ein paar zerstörte Burgen handelte. Es muss ein Religionskrieg gewesen sein. Die Bezeichnung „Kreuzzug“ und die Behauptung, dass man gegen „Ketzer“ vorging, besagt das ja auch, wenn gleich man es in allen späteren Dokumenten tunlichst verschwie, dass diese Ketzer nicht etwa Christen mit abweichender Bibelauslegung waren, sondern echte „Heiden“ (Wenden usw.). Wenn die Stedinger tatsächlich elftausend Mann zusammenbrachten, muss ihr Land oder ihre Anhängerschaft sehr viel größer gewesen sein, als dies heute angenommen wird.

Die vermutlich unkorrekt rückerechnete Jahreszahl 1234 liegt etwa in dem Zeitraum, den ich für die beginnende Katholisierung Mitteleuropas ansetze. Eine Neubewertung von Sigrid Hunkes grundlegendem Werk „Europas eigene Religion“ (Tübingen 1997) unter Berücksichtigung der zerbrochenen Chronologie wäre eine wichtige Aufgabe.



Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei

http://www.efodon.de/html/archiv/natur/geise/2001_geise_ozonloch.pdf ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde.

Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.



Christoph Pfister

„Die Schweiz kennt ihr keltisches Erbe nicht“

So lautete der Untertitel eines Artikels, der im Jubiläumsjahr der Eidgenossenschaft 1991 in der NZZ erschienen ist. Und diese Feststellung gilt noch heute: Nach Meinung der Archäologen beschränken sich die keltischen Spuren in unserem Lande auf ein paar Befestigungsanlagen, einige Ortsnamen und vereinzelt entdeckte Gräber und Goldschätze.

Dabei nahm das Keltenland die ganze Breite Europas nördlich des Mittelmeeres ein; und die Kultur dieser Völker stand denen der Griechen und Römer in nichts nach. Einzelne Forscher haben schon vor langem darauf hingewiesen, dass fast alle unsere Fluss- und Ortsnamen, aber auch viele religiöse und rechtliche Überlieferungen, keltisch sind und auf die Vorzeit zurückweisen. Und diese Spuren sind noch heute nachzuweisen: Es gab keine „Römer“ oder „Barbaren“, die diese ausgelöscht haben.

Vor einigen Jahren habe ich mir als Historiker und Heimatforscher vorgenommen, die Spuren der Kelten in unserer Landschaft zu suchen — und ich habe sie gefunden. Unser Land ist buchstäblich übersät mit keltischen Resten, denen man auf Schritt und Tritt begegnet.

Die bisherigen Entdeckungen sind schlichtweg erstaunlich, obwohl sie erst den Anfang bedeuten. Da verraten uns Steine alte Orientierungen, da erscheinen Burgen in einem neuen Zusammenhang und findet sich in der Landschaft ein alter Sonnenkalender.

Alle diese Dinge zu erforschen, übersteigt die Möglichkeiten eines Einzelnen. Der Autor möchte andere Personen und weitere Kreise teilhaben lassen an dieser phantastischen Reise in unsere geschichtliche und kulturelle Vergangenheit.

Deshalb wurde 1998 die *BELTAINÉ*-Gesellschaft der Keltenfreunde

gegründet, die sich zum Zweck macht, das obige Thema durch Vorträge, Führungen und Publikationen zu verbreiten, und die Gleichgesinnten eine Plattform und einen geselligen Rahmen bietet. Ob als Laie oder als Forscher — jeder kann Mitglied werden und mitmachen an der ideellen Suche nach den Schätzen der Helvetier.

Die *BELTAINÉ*-Gesellschaft ist gesamtschweizerisch, wobei West- und Ostschweiz in gleicher Weise vertreten sind. Verbindungen zum Ausland bestehen ebenfalls. Die Gesellschaft ist konfessionell und politisch neutral.

Interessierte und Beitrittswillige erhalten gerne weitere Auskunft.

Dr. Christoph Pfister, Präsident

BELTAINÉ-Gesellschaft der Keltenfreunde c/o W. Diethelm

Bahnhofstrasse 12,

CH-8832 Wollerau

Tel./Fax: 01 784 68 35

Email: diethelm-w@freesurf.ch ■

Ägyptologie, ein Stiefkind der Wissenschaft

(c) Erwin Wedemann; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 1/2001

Bis zum Jahre 1999 verkörperte Prof. R. Stadelmann die höchste Instanz in den streng hierarchisch gegliederten Strukturen der Ägyptologie. Von ihm stammen die Worte: "Die Totenbücher der Ägypter sind für uns nichts anderes als wirre Phantastereien, die den Pharaonen ohne Sinn und Methode an die Grabwände geschrieben wurden, ihre Gräber sind für uns das Zeichen einer krankhaften Hybris (Größenwahn), und den Pyramidenbau halten wir unter diesem Aspekt für Extravaganzen von Verrücktheiten."

Wie viel Professorenhörigkeit muss ein Student seines Fachgebietes eigentlich einbringen, um eine derart vernichtende Bewertung des Gesamtkomplexes "Kultur der Ägypter" ohne Widerspruch hinzunehmen? Wo ist der jungere rebellische Geist, der sich empört dagegen wehrt, den Schwarzen Peter des Unverständnisses weiterhin den Ägyptern zuzuschieben, anstatt ihn bei uns Zeitgenossen zu suchen?

Stadelmanns exzessive Definition der ägyptischen Kultur basiert auf Lehrmeinungen, die bereits im frühen Mittelalter formuliert wurden. Seit dieser Zeit ist die Kirche reformiert worden, die Medizin hat diverse Quantensprünge getan und die Technik ist förmlich explodiert. Wenn sich nun im Zuge dieser rasanten Entwicklung Erkenntnisse ergeben, die sich wie ein Raster über mittelalterliche Definitionen legen lassen, dann muss sich die Ägyptologie ganz einfach die Frage gefallen lassen, warum sie nicht zumindest einmal an eine Reform denkt.

In meinem Buch "Tausend Jahre sind für mich wie ein Tag" benutze ich das erwähnte Raster und lasse den Leser sukzessive an der Beweisführung teilhaben, dass die Verse der Totenbücher in der Tat nichts anderes sind, als die detaillierte Beschreibung eines interstellaren Raumfluges. Allerdings aus der Sicht eines prähistorischen Volkes, das hier mit einer geradezu liebenswerten Einfalt versucht, ein Ereignis zu kopieren, das ihm aus den Tiefen seiner Vergangenheit bekannt war.

Diese liebenswert gesunde Einfalt eines steinzeitlichen Volkes ist das, was die Wissenschaft bei ihrer Forschung stets voraussetzt. Die hochverstümmelten Texte der Totenbücher sollten daher nicht zum Anlass genommen werden, um die Ägypter in die Nähe jener bedauernswerten Menschen zu rücken, die ihr Leben hinter verschlossenen Türen verbringen müssen, sie sollten vielmehr als eine Herausforderung angesehen werden, um in ihnen die beiden Komponenten komplexes Thema und Hilflosigkeit in der Interpretation sachgerecht zu trennen.

"Meilen zu Millionen und Hunderttausenden, du durchläufst sie in Frieden. Steuerst genau zu dem Ort, an den du willst, und verbringst das in einer kleinen

Stunde. Wenn du landest, hast du die wahren Stunden erfahren", so lautet der ägyptische Begrüßungsvers, wenn Re am östlichen Horizont des Himmels auftaucht. Dieser Vers enthält nicht nur eine Geschwindigkeitsangabe, die an Genauigkeit kaum zu überbieten ist, sie macht zudem präzise Angaben über die Zeitdilatation (Zeitdehnung). Selbst ein Denker wie Albert Einstein hätte das Phänomen der Zeitdehnung in einem Vierzeiler nicht besser erklären können: *"Man fliegt mit Millionen Stundenkilometer zielgenau durch das Weltall und weiß erst nach der Landung auf der Erde, wie lange man definitiv unterwegs war."* Der Spruch gibt aber noch mehr Rätsel auf. Nach übereinstimmender Meinung aller Wissenschaftler haben die Ägypter ihre Kenntnis sehr hoher Geschwindigkeiten aus täglichen Naturbeobachtungen beziehen müssen. Ist jener Verseschreiber bei der Angabe seiner extrem hohen Werte folglich von einem galoppierenden Kamel inspiriert worden?

Wissenschaftlich unbestritten ist, dass der verstorbene Pharao im Kreise seiner Götter einen Flug zu den Sternen unternimmt. Sein Aufenthaltsort während dieses Fluges lautet im Originaltext *Dat*, und da eine Übersetzung dieses Begriffes nicht möglich ist, hat Prof. Hornung (Übersetzer der Totenbücher) ihn in kühner Anlehnung an zeitgenössische Vorstellungen vom Sterben, frank und frei mit *Jenseits* übersetzt. Ein verhängnisvoller Fehler, denn er berücksichtigt in keiner Weise, dass der Pharao nach den Vorstellungen der Ägypter gar nicht tot, sondern nur vorübergehend "herzensmatt" war, als er seinen Flug antrat, und er berücksichtigt auch nicht, dass der Pharao dreißig Jahre später verjüngt in Abydos zurück erwartet wurde. Es war ein Flug zu den Sternen, bei dem der Rückflug zur Erde fest eingeplant war. Abflug in Sakkara, verjüngte Rückkehr in Abydos!

"Oh ihr Götter, die ihr in Abydos seid, der gesamte Götterrat vollständig, kommt jubelnd herbei bei meinem Nahen", sagt der Pharao in Spruch 138 der Totenbücher, wohl wissend, dass nicht nur die Götter, sondern das ganze Volk sich am Stichtag des Sedfestes in Abydos versammeln würde, um seine Rückkehr gebührend zu feiern. *"Die Majestät dieses Gottes geht wieder heraus auf die Erde, indem er in Oberägypten (Abydos) in Erscheinung tritt. Seine Kraft ist wieder groß, wie bei seiner ersten Schöpfung. Der Pharao ist verwandelt in den Größten Gott in Edfu"*. Mit diesem Vers, den die Priester ihm an die Wand seiner *Dat* geschrieben hatten, schürten sie seine Hoffnung, als Folge der erwähnten Zeitdilatation nach dreißig Jahren verjüngt und reanimiert in Abydos landen zu können. Diese absurde Hoffnung des Pharaos hat letztendlich dazu geführt, die Verse der Totenbücher insgesamt als krankhafte Exzesse einer übersteigerten Phantasie zu sehen. Aber ist es wirklich krankhaft, auf die scheinbare Verjüngung eines Sternenfluges, der sich im Grenzbereich der Lichtgeschwindigkeit bewegt, zu vertrauen? Wer hätte dem todgeweihten Pharao erklären sollen, dass ein solcher Flug keineswegs verjüngt, sondern nur das Altern verlangsamt?

Gehen wir jetzt mitten hinein in die Dat, von der Prof. Hornung glaubt, dass sie mit unserem Jenseits identisch ist, und lassen wir harte Fakten sprechen. Zunächst einmal ist es verblüffend, dass dieses Jenseits auf ägyptischen Originalzeichnungen, die es in seiner Gesamtheit darstellen, stets eine ovale Form hat und über klare äußere Grenzen verfügt. Eine Deutung von unendlicher Größe und beliebiger Aufnahmekapazität wäre daher bereits im Ansatz falsch. Es war mehrstöckig und verfügte zudem über eine technische Ausstattung, die wir erst heute, im Zeitalter der Raumfahrt, korrekt beurteilen können. Unseren Vorvätern im Mittelalter wäre das gar nicht möglich gewesen.

Die verschiedenen Stockwerke waren durch einen Fahrstuhl miteinander verbunden, der sich sowohl vertikal als auch horizontal durch die Dat bewegen konnte. Die Dat besaß zudem ein immergrünes Gewächshaus, das die Ernährung und die Versorgung mit Frischwasser vollkommen autark über Jahre sicherstellte, und sie verfügte über einen Antrieb, dem selbst die einfältige Beschreibung eines steinzeitlichen Pharaos nichts von seiner Komplexität hat nehmen können.

Im Pfortenbuch 6. Stunde, 41. Szene bilden die Ägypter ein Feuerloch ab, in dem eine derart extreme Gluthitze herrscht, dass niemand auch nur in seine Nähe kommen darf. Der begleitende Text zu der Abbildung lautet (gekürzt): *"Das Wasser dieses Feuerloches ist Feuer. Nicht leidet die Gewalt des Feuers Mangel, nicht gibt es seinesgleichen, über dessen Wasser die Götter, die es bewachen, keine Macht haben. Doch atmet dieser Große Gott (Osiris) durch das unnahbare Wasser dieses Feuerloches"*. Wasser und Feuer, sind das nicht extreme Gegensätze, die auch den Ägyptern bekannt gewesen sein müssen? Welcher technische Teufel mag sie also geritten haben, als sie ein extrem heißes Feuer auf der Basis von Wasser beschrieben, bei dem Sauerstoff zum Atmen freigesetzt wurde?

Im zweiten Stockwerk liegt die eigentliche Schalt- und Kommandozentrale der Dat. Halle der vollständigen Wahrheit nennen die Ägypter diesen Raum, in dem 42 Götter ständig im Dienst sind. Selbstverständlich repräsentiert diese Halle in ihrer ursprünglichen Bedeutung das Allerheiligste eines Raumschiffes, entsprechend hoch sind folglich auch die Sicherheitsvorkehrungen, um Unbefugte an ihrem Betreten zu hindern.

Bewegungsmelder, Lichtschranken, Stimmerkennungs-codes, ganz gleich, an welche Technik der Moderne sie in diesem Zusammenhang auch denken mögen, sie sind im Hintergrund der ägyptischen Darstellung in überaus einfältiger Manier wiederzuerkennen. Lesen Sie dazu einen Auszug aus Spruch 125, der dem Pharao das Betreten der Halle erleichtern soll: *"So komm nun und tritt ein in das Tor der Halle der vollständigen Wahrheit!"* *"Wir lassen dich nicht eintreten,"* sagen die Pfosten dieses Tores, *"wenn du uns nicht unsere Namen nennst."* *"Ich lasse dich*

nicht eintreten," sagt der rechte Flügel des Tores, "wenn du mir nicht meinen Namen nennst." "Ich lasse dich nicht über mich schreiten," sagt die Schwelle dieses Tores, "wenn du mir nicht meinen Namen nennst." "Ich werde dir nicht öffnen," sagt der Riegel dieses Tores, "wenn du mir nicht meinen Namen nennst." "Du sollst nicht auf mich treten," sagt der Fußboden der Halle, "weil ich die Namen deiner beiden Füße nicht kenne." "Eingeführt vor Min ist der Name meines rechten Fußes, Wurzel der Hathor ist der Name meines linken Fußes." "So tritt auf mich, denn du kennst mich!" "Welchem dienstuenden Gott soll ich dich anmelden?"

Nicht nur auf die letzte, auch auf die ersten Anfragen musste der Pharao mit einem komplizierten Code antworten, um die jeweilige Sicherheitsschleuse passieren zu dürfen. Lieber Leser, wenn Sie jetzt instinktiv Vergleiche zu eigenen Jenseitsvorstellungen anstellen, dann sollte es mich sehr wundern, wenn Sie an Ihrem Petrus-Tor ähnliche Sicherheitskontrollen erwarten.

Der Fahrstuhl, der die verschiedenen Stockwerke der Dat miteinander verband, hieß bei den Ägyptern Verborgener Raum. Für ein Volk, das noch nie einen Fahrstuhl gesehen hatte, finde ich den Begriff garnicht schlecht gewählt, schließlich wissen auch wir ja oft nicht, in welchem Stockwerk sich der Fahrkorb gerade verbirgt.

Der Fahrstuhlschachthieß bei ihnen, Geheimnisvoller Weg des Imhet. Mit Nachdruck weisen sie daraufhin, dass auf diesem Weg keine Personen wandeln dürfen, denn er ist angefüllt mit den Flammen der Isis. Der untere Haltepunkt wurde Haltepunkt der Götter genannt. Den Fahrkorb selbst beschreiben sie als einen Raum, der gezogen wird, deren Zugmechanismus man jedoch nicht sieht. Sie machen zudem ganz klare Angaben darüber, dass man sich mit den Insassen jederzeit unterhalten kann, sie aber nicht sieht (siehe Abb. 1).

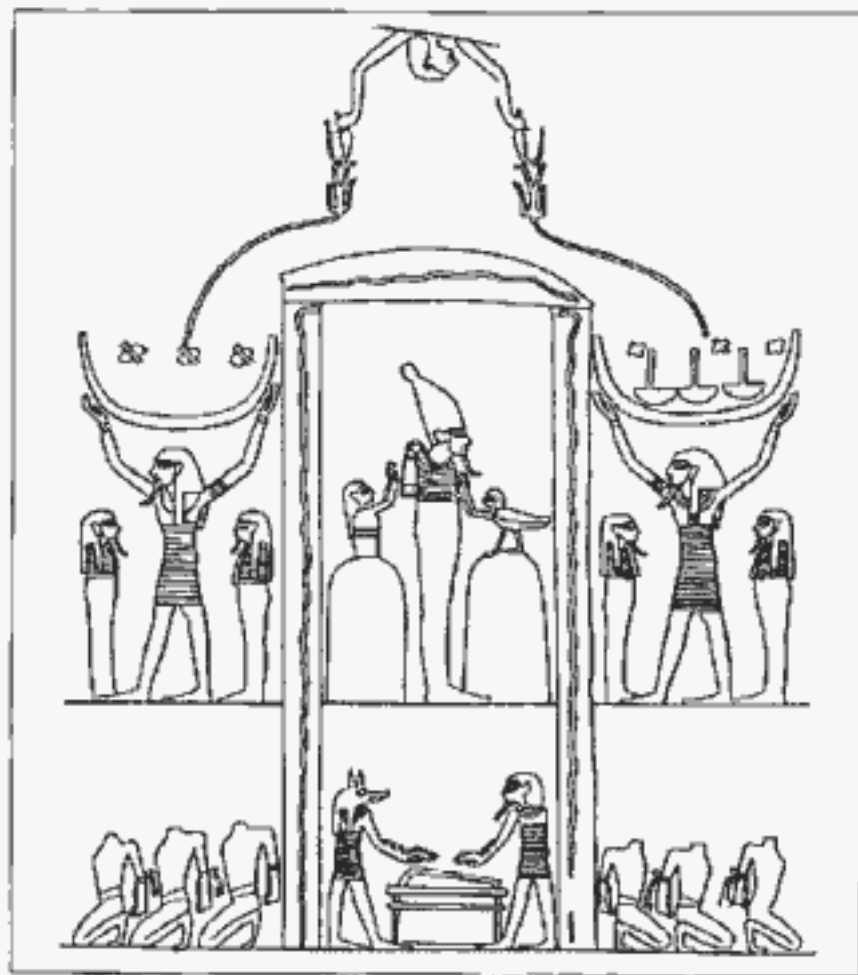


Abb. 1: Darstellung eines Fahrkorbes (Buch der Erde, Teil D, 1. Szene)

Welchen hohen Stellenwert die Ägypter diesem Verborgenen Raum beimaßen, mag man daran ermesen, dass sie ihm in ihren ältesten Schriften ein ganzes Buch widmeten. In seiner ersten Ausführung hieß das Amduat (was in der Dat ist), Die Schrift des Verborgenen Raumes.

Zunächst möchte ich Sie auf den Zugmechanismus des abgebildeten Fahrstuhls aufmerksam machen. Sie erkennen ihn am oberen Bildrand. Dort hängt ein "Gott" in einer eindeutigen Haltung über Kopf. Ganz ohne Zweifel ist er für das Halten und Ziehen des Verborgenen Raumes verantwortlich.

Darüber hinaus ist auf der Abbildung sehr schön zu erkennen, dass Osiris nach unten zum Haltepunkt der Götter befördert wird. Dort erwartet ihn bereits Anubis mit einem Helfer. Beide treffen letzte Vorbereitungen an dem Schrein, in dem Osiris nun die nächsten Jahre des interstellaren Fluges in einem Tiefschlaf verbringen wird.

Dabei ist zu beachten, dass dieser Tiefschlaf, nach einer streng einzuhaltenden Vorschrift, erst nach siebenzig Tagen Flug dauereingeleitet werden durfte. Es gab folglich zwei Flugphasen, die der Pharaon und mit ihm alle anderen Götter durchlaufen mussten. Die erste Wachphase wird in den Totenbüchern durch eine verblüffende Mobilität

seiner Teilnehmer dokumentiert. In diesen Teilen sind daher all jene Sprüche anzusetzen, die von diversen Ortswechseln und Lebensfreude berichten. Der Pharao ruft eine Fähre herbei und lässt sich von grimmig dreinschauenden Fährleuten zum Osirion übersetzen, um dort in der Halle der Wahrheit seinen Vater Osiris zu begrüßen. Er genießt ausgiebig die Freuden der körperlichen Liebe und labt sich zwischendurch immermal wieder an einem frisch gezapften Bier. Während dieser aktiven Wachphase war das Tragen eines Schutzanzuges (Mumienwicklung) noch nicht erforderlich.

Diese Konstellation beantwortet die brennende Frage der Ägyptologie, warum der Pharao im Jenseits auf vielen Abbildungen ohne seine Mumienwicklung dargestellt wird, obgleich er dort doch eigentlich mumiengewickelt eingeliefert worden war. Hier hätte man die Totenbücher nicht abstrahieren dürfen, denn über diesen scheinbaren Widerspruch machen sie sehr präzise Aussagen. Nach einem zwingend vorgeschriebenen Gesetz durften Mumifizierungsarbeiten am Pharao erst siebenzig Tage nach seinem Tod durchgeführt werden.

Diese Zeitspanne verbrachte er in einem hermetisch verschlossenen Vorraum seiner Dat, der durch eine Scheintür mit ihr verbunden war. Er hatte folglich jederzeit Zutritt zu seiner Dat und konnte sich nach Meinung der ägyptischen Priester dort ohne Schutzanzug völlig freibewegen (Vergessen Sie in dieser Konstellation bitten nicht, dass der Pharao für die Ägypter ein Gott und daher unsterblich war).

Folgende Gründe werden in den Totenbüchern für die Einhaltung zweier Flugphasen gemacht: Bei Beginn des Sternenfluges war der Sirius noch nicht am Himmel zu erkennen. Erst nach 70 Tagen Flugdauer wurde er sichtbar, und erst jetzt durfte mit den Vorbereitungen zum Tiefschlaf begonnen werden.

Wenn ich diesen Text aktualisiere und das eingangs erwähnte Raster über seine Aussage lege, dann wird auf einmal klar, was die Ägypter dort kopierten. Der medizinisch kontrollierte Tiefschlaf während eines Interstellarfluges ist auch für uns die einzig akzeptable Lösung, um der gefährlichen Monotonie eines langjährigen Fluges zu begegnen. Dabei ist selbstverständlich zu beachten, dass dieser Tiefschlaf immer erst nach Verlassen des Sonnensystems mit seinen gefährlich kreisenden Himmelskörpern eingeleitet werden kann. Erst die Leere des Alls zwischen zwei Sonnensystemen würde es erlauben, den Autopiloten einzuschalten und das Ziel unbeaufsichtigt anzusteuern.

Siebenzig Tage, um unser Sonnensystem zu verlassen! Das lässt relativ genaue Rückschlüsse auf die Geschwindigkeit zu, mit der damals geflogen wurde. Die Ägyptologie wäre vermutlich gut beraten, bei der Beurteilung des Gesamtkomplexes Experten der Raumfahrt hinzuzuziehen.

Nach Ablauf der siebenztägigen Frist veränderte sich das Leben in der Dat

grundlegend, denn von nun an wird der Pharao plötzlich mumien gewickelt in einer liegende Stellung dargestellt (siehe Abb. 2).

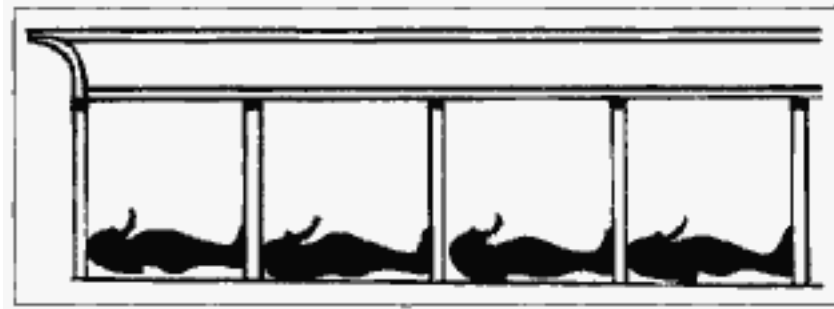


Abb. 2: Schreine mit göttlichen Herzensmatten

Parallel dazu wandelt sich die Qualität der Sprüche, die ihm in dieser unbequemen Rückenlage Tipps und Ratschläge zum Überleben erteilen. Spruch 54 und 55 sind die Sprüche, um dem Pharao genügend Luft zum Atmen zu geben. Spruch 59, 60 und 61 geben ihm Ratschläge, um stets über genügend Trinkwasser zu verfügen. Spruch 166 ist der Spruch der korrekten Kopfstütze. Eine verständliche Maßnahme, denn die Folgen einer langjährigen Schiefelage von Kopf und Hals wären natürlich gravierend. Spruch 162 ist der Spruch, um Wärme unter dem Kopf des Pharaos entstehen zu lassen. Ein deutlicher Hinweis auf die Entlastung des Versorgungssystems, denn mit diesem gezielten Wärmeeinsatz konnte der Erhalt der Körpertemperatur mit einem geringen Energieaufwand über Jahre sichergestellt werden.

Die Sprüche 52, 53 und 189 sind die Sprüche, keinen Kot essen, und keinen Urin trinken zu müssen. Speziell diese bizarren Sprüche, mit ihren grotesken Ängsten, haben sehr viel zu den heutigen Definitionen beigetragen, dass die Ägypter wohl doch nicht so ganz richtig im Kopf waren.

Aber sind die Sorgen der Flugeilnehmer nicht durchaus real und verständlich? Mehr noch, sind sie nicht sogar der Beweis eines sehr gesunden Menschenverstandes? Es waren schließlich lebende Körper, von denen hier die Rede ist, sie mussten nicht nur ver-, sie mussten auch entsorgt werden. Jeder von uns kann sich vorstellen, was passiert wäre, wenn die körperlichen Ausscheidungen nicht fachgerecht entsorgt worden wären.

"Mein Abscheu ist Kot, ich will ihn nicht essen, er soll meinen Leib nicht berühren. Ich will ihm nicht zu nahe kommen mit meinen Fingern, ich will ihn nicht mit meinen Zehen berühren", sagt der Pharao in Spruch 189 und liefert uns mit diesen Formulierungen den lebendigen Beweis dafür, dass hier eine liegende Person in ihrem Schrein von ihren berechtigten Todesängsten spricht.

Am Ende des Fluges stellt Re beruhigt fest, dass die Entsorgung aller Körperausscheidungen funktioniert hatte und der Pharao keinen Schaden genommen hat. Aber nicht nur das! Er konstatiert zudem eine deutliche Verjüngung an ihm. Wörtlich sagt er in Spruch 178 (gekürzt): *"Rein ist der Mund des Pharaos und rein ist auch seine Zunge. Der Abscheu des Pharaos ist Kot, Urin weist er zurück. Oh Pharao, dies ist deine Gestalt, in der du auf Erden warst! Du bist lebendig und verjüngt, Tag für Tag"*.

Sie haben immer noch Zweifel, dass es lebende Körper sind, die hier in einem Tiefschlaf gehalten werden? Dann sollten Sie sich die Frage stellen, warum die Teilnehmer dieser zweiten Flugphase Herzensmatte genannt werden, obgleich der Tod mit seinem irreversiblen Herzstillstand doch eigentlich zu den Alltagserfahrungen der Ägypter gehört haben muss.

Gibt es denn überhaupt einen Unterschied zwischen einem Herzstillstand und einer Herzensmattigkeit? Ich denke, dieser Unterschied ist gewaltig, denn die Mattigkeit eines Herzens drückt ja nur eine verlangsamte Bewegung des Muskels aus, auf keinen Fall lässt sie einen Herzstillstand gleichzusetzen. Übrigens, selbst Prof. Hornung räumt in seiner Präambel ein, dass sich der von ihm übersetzte Begriff Leichnam oft und besser mit Körper (lebend) übersetzen ließe.

Lieber Leser, wenn es am schönsten und interessantesten ist, soll man ermattet aufhören. Ich kann Ihnen in diesem Beitrag leider nur einen Extrakt meiner Arbeit anbieten. In meinem Buch "Tausend Jahre sind für mich wie ein Tag" tauche ich jedoch sehr viel tiefer in das Thema ein und bringe das Ergebnis letztendlich mit anderen Kulturen so in einen Konsens, dass kaum noch Fragen über deren rätselhafte Querverbindungen offen bleiben.

"Eins, zwei, drei im Sauseschritt läuft die Zeit, wir laufen mit" (W. Busch). Deshalb am Ende meines Beitrags noch einmal mit allem Nachdruck! Wo ist der junge rebellische Geist, der die verkrusteten Lehrmeinungen des Mittelalters aufbricht und die Ägyptolügen Lügen straft?

Weiterführende Literatur

Erwin Wedemann:

"Tausend Jahre sind für mich wie ein Tag"

Djoser-Verlag

ISBN 3-00-005773-0



Rätsel um Objekt Nr. 25

Ein prähistorischer Düsenjet aus Ecuador?

(c) Thomas Ritter; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 1/2001

Nicht immer bedarf es weiter Reisen und aufwendiger Expeditionen, um Artefakte aufzuspüren, welche die These vom Besuch außerirdischer Intelligenzen auf der Erde in prähistorischen oder antiken Zeiten erhärten.

Selbst auf einer der bekanntesten Ferieninseln der Deutschen – auf Gran Canaria – finden sich solche Objekte. Das bekannteste Museum von Las Palmas – dem Verwaltungszentrum von Gran Canaria – ist die Casa de Colon, das ehemalige Gouverneurshaus. Hier soll sich Kolumbus 1492 auf seiner Reise in die Neue Welt einquartiert haben, da er damals eines seiner Schiffe, die „Pinta“ reparieren lassen musste.

Das heutige Museum umfasst insgesamt zwölf Räume mit Dauerausstellungen. Neben Gemälden des 16. bis 19. Jahrhunderts – hierbei handelt es sich um Leihgaben des Prado Museums zu Madrid – stehen vor allem Kolumbus und seine Reisen im Mittelpunkt der informativ präsentierten Ausstellung. In der dem Entdecker gewidmeten Abteilung finden sich neben Uhren, Astrolabien und nautischem Zubehör auch eine Kopie des ersten Globus von Martin Behaim und sogar ein Faksimile der geheimnisvollen Karte des Piri Re2019;is.

Doch eine noch größere Überraschung erwartet den Besucher beim Betreten des geräumigen Kellergewölbes der Casa de Colon. In diesem Teil des Museums werden zwei in ihrer Art wohl einzigartige Sammlungen über die frühen Bewohner Amerikas ausgestellt. Den Mittelpunkt dieser Exposition bilden Hinterlassenschaften der vorkolumbianischen Völker.

Die Kanarischen Inseln sind niemals nur Zwischenstation für auf dem Weg in die Neue Welt gewesen. Sie wurden im Lauf ihrer Geschichte auch zur Drehscheibe des Handels zwischen Europa und Amerika sowie zum Ausgangspunkt der Reisen vieler Auswanderer. Zu den ersten spanischen Siedlern, die in Amerika eine neue Heimat fanden, gehörten zahlreiche kanarische Familien. Sie gelten noch heute als „Gründer von Städten und Nationen auf dem neuen Kontinent“. Diese enge Beziehung zur neuen Welt besteht noch immer und manifestiert sich in der Casa de Colon durch jene Ausstellungen zur vorkolumbianischen Geschichte Amerikas.

So kann der Besucher hier die verschiedensten plastischen und figürlichen Darstellungen der Kulturen des Maya- und Aztekenreiches, der Zapoteken und der Völker aus dem Gebiet von Oaxaca betrachten. Bei diesen Exponaten handelt es sich zumeist um hervorragende Nachbildungen archäologischer Funde. Die Originale werden im archäologischen Museum von Mexico City aufbewahrt.

Doch allein schon die tönernen Repliken verdienen besondere Beachtung. Manche Darstellungen passen recht gut zum Bild der klassischen Geschichtsschreibung. Da ist zum Beispiel ein „Hohepriester“ oder ein „Herrscher“ in würdiger Haltung mit einem Umhang, der aus Agavenfasern gefertigt zu sein scheint.

Einige andere Figuren hingegen, die im Ausstellungskatalog als „Gott“ oder „Krieger“ bezeichnet werden, tragen in ihrer Bekleidung und Ausrüstung eindeutig technische Attribute zur Schau. Während der „Gott“ in einen schweren, seine Gestalt gänzlich umhüllenden (Schutz-) Anzug gekleidet ist, trägt der



Objekt Nr. 25: 201E; Menschenähnliche Fledermaus 201C; oder prähistorischer Düsenjet?

„Krieger“ neben einer Art Helm und einem gewichtigen Koppel in seiner rechten Hand ein Gerät, welches eine Waffe oder ein Werkzeug darstellen könnte. Jedenfalls aber dürfte dieses Gerät technischer Natur sein.

Verblüffend ist ebenfalls die Gestalt des sogenannten „Musikers“, der mit einer europäisch anmutenden, fast mannshohen Tuba oder Posaune dargestellt wurde. Wer zieht da nicht unwillkürlich einen Vergleich zu den biblischen Berichten über die „Posaunen von Jericho“, welche angeblich ganze Stadtmauern zum Einsturz bringen konnten?

Merkwürdig an sich ist bereits die Tatsache, dass alle hier beschriebenen etwa zwanzig bis dreißig Zentimeter großen Figuren aus gebranntem Ton der „klassischen“ Periode des Maya-Reiches zugeordnet werden. Diese Epoche wird von den Historikern in den Zeitraum zwischen 100 u.Z. und 650 u.Z. datiert. Unbeantwortet bleibt von Seiten der Schulwissenschaft die Frage, wie es den antiken Künstlern der Maya möglich war, technische Attribute wie Schutzanzüge oder moderne Schuss- bzw. Strahlwaffen überzeugend und realistisch darzustellen. Als nächstliegende Antwort bietet sich hier die Paläo-Seti-These an.

Ein weiterer Bereich der Exposition über die vorkolumbianischen Kulturen betrifft die Präsentation von etwa 160 Objekten aus Fundstätten auf dem Gebiet des heutigen Staates Ecuador. Dabei handelt es sich ausschließlich um Originale aus Keramik, gebranntem Lehm oder Ton. Sie werden der sogenannten Tolita-Kultur im Gebiet von Esmeraldas zugeordnet. Unter den Ausstellungsobjekten befinden sich zahlreiche kleine Figuren von Menschen, Tieren und Mischwesen. Außerdem werden Siegel mit individuellen Erkennungszeichen und Gegenstände des Begräbniskultes gezeigt, die in den sogenannten „Tolas“, den Grabstätten von La Tolita, gefunden wurden.

Bislang erregten in Ecuador unter dem Blickwinkel der Paläo-Seti-These nur die Ausgrabungen der Ruinen von Sangay eine gewisse Aufmerksamkeit. In der Nähe des Weilers Tres Marias wurden in diesem Gebiet im Jahr 1974 ausgedehnte Pyramidenfelder entdeckt. Bei dem in Frage kommende Areal handelt es sich um etwa 180 Pyramiden und monumentale Plattformen, die ein Bodenbild mit menschen- und tierähnlichen Figuren darstellen sollen, welches jedoch nur aus der Luft erkennbar ist. Mit Hilfe der Radiokarbon-Methode vorgenommene Datierungen reichen von etwa 1870 v.u.Z. bis 4700 v.u.Z. zu-

rück, so dass die Ausgräber hier eine der ältesten Kulturen Südamerikas vermuten. Nachdem 1984 die Arbeiten aus Geldmangel eingestellt werden mussten, ist nun seit 1995 ein neues Team, bestehend aus französischen und ecuadorianischen Archäologen, mit der erneuten Freilegung der Ruinen von Sangay befasst.

Doch auch die bislang nur wenig bekannte und erforschte Kultur der Insel La Tolita aus dem Esmeraldas Gebiet weist zahlreiche Artefakte auf, die unter dem Aspekt eines frühgeschichtlichen Besuches fremder Intelligenzen auf der Erde gesteigerte Beachtung verdienen. Die Kultur von La Tolita blühte im Zeitraum zwischen 500 v.u.Z. und 750 u.Z. – also über etwas 1250 Jahre hinweg - im Norden des heutigen Ecuador. Einige bemerkenswerte Hinterlassenschaften der Bewohner von La Tolita werden im Original in den Gewölben der Casa de Colon gezeigt.

Es handelt sich vor allem um Miniaturplastiken (etwa acht bis zehn Zentimeter groß) von sogenannten „Göttern“. Diese Figuren werden mit modern erscheinenden und technisch interpretierbaren Attributen – etwa Schutzanzügen und Helmen – dargestellt.



Menschenähnliche Wesen, die an Astronauten erinnern. Das Objekt vorne rechts sieht aus wie ein modernes Fluggerät.

Ein weitere interessantes Objekt wird schlicht als „Cabeza zoomorpha“, zu deutsch „Tierkopf“ bezeichnet. Bei näherer Betrachtung erkennt man jedoch in dieser Figur den Kopf eines menschenähnlichen Wesens unter einem dicht schließenden Helm. Solche Darstellungen sind auch anderen frühen Hochkulturen in Süd- und Mittelamerika nicht fremd. Im Fall dieses Artefaktes kommt als Besonderheit hinzu, dass neben diesem Kopf plastische Darstellungen von Menschen und Tieren ausgestellt sind. Die Künstler von La Tolita haben für ihre Plastiken also reale Vorbilder benutzt. Demzufolge müsste auch für das menschenähnliche (Misch-) Wesen ein solches Vorbild existiert haben. Dieses dürfte aller Wahrscheinlichkeit aber außerirdischen Ursprungs gewesen sein.

Das aus der Sicht der Paläo-Seti-These zweifellos interessanteste Objekt der Sammlung entstammt ebenfalls den Ausgrabungen von La Tolita. Es wird im Ausstellungskatalog unter der Nr. 25 geführt und als „Figuera Anthropozoomorpha“ – zu übersetzen als „menschenähnliches Mischwesen“ – geführt.

Dem aufmerksamen Betrachter scheint dieses Ausstellungsstück jedoch weniger menschenähnlicher,

sondern viel eher technischer Natur zu sein. Bereits auf den ersten Blick vermittelt es den Eindruck, als sei hier ein moderner Düsenjet in Form eines Modells dargestellt worden. Dieser Eindruck wird verstärkt durch einen kleinen Ständer an der Unterseite des Objektes, welcher das Modell zum Schweben bringt. Das Exponat inklusive des Ständers besteht wie die übrigen Fundstücke des Esmeraldas Gebietes aus gebranntem Ton, und hat eine Länge von etwa acht Zentimetern. Auffällig sind die Stromlinienform des Rumpfes und die ausgeprägten Delta-Flügel. An der breitesten Stelle dieser Tragflächen misst das Objekt etwa sechs Zentimeter. Im vorderen Drittel des Rumpfes ist eine stilisierte Kabine oder Kanzel zu erkennen, die offensichtlich von den etwas nach hinten versetzten Ansaugstutzen realistisch dargestellter Triebwerke flankiert wird. Eine ganz ähnliche Konstruktion findet sich bei modernen schwedischen Jagdflugzeugen vom Typ Saab Vikken und dem amerikanischen Stealth-Jäger F 117 A. Der hintere Rumpfteil läuft in die für ein doppeltes Düsentriebwerk charakteristischen Formen aus. Eine ganz ähnliche Heckform weisen russische Jagdbomber vom Typ SU 27 auf, die ebenfalls von zwei Turbinen angetrieben werden. Im Gegensatz zu den vergleichsweise genannten Typen moderner Jagdflugzeuge ist das Modell aus La Tolita jedoch etwa 1200 Jahre alt. Das Original, nach dem ein unbekannter Künstler die heute in der Casa de Colon ausgestellte Miniatur modellierte, muss demnach mindestens ebenso alt gewesen sein.

Die klassische Interpretation der Historiker, bei dem Ausstellungsstück handele es sich um eine „stark stilisierte menschliche Fledermaus“, lässt sich nicht aufrecht erhalten. Weitere Ausstellungsstücke neben dem Objekt Nr. 25 zeigen sehr anschaulich, dass die Künstler von La Tolita und Esmeraldas durchaus Mischwesen, Tiere und Menschen sehr detailliert darzustellen wussten.



Von oben nach unten: „Priester“, „Krieger“, „Musikant“

Das Exponat mit der Katalognummer 25 fällt aus dem Rahmen der übrigen Fundstücke. Mit seinen eindeutig technisch interpretierbaren Attributen erhärtet es einmal mehr die These, dass in prähistorischen und antiken Zeiten hochtechnisierte Flugobjekte zum Einsatz kamen, die von den Vertretern einer außerirdischen Intelligenz geschaffen und benutzt wurden.

Der Fund dieses tönernen Modells eines solchen offensichtlich düsengetriebenen Jets im Gebiet der Kultur von La Tolita in Ecuador ergänzt ähnliche, bereits früher bekannt gewordene Funde in Südamerika – die sogenannten „Goldflugzeuge“ aus Kolumbien. Diese Darstellungen werden ganz überwiegend der Yotoco-Kultur zugerechnet, die im gleichen Zeitraum wie jene von La Tolita blühte.



„Götter“ oder prähistorische Astronauten?

Es kann kein Zufall sein, dass sich in diesen räumlich getrennten, voneinander unabhängigen, jedoch zeitlich einer gemeinsamen Epoche zugehörigen Kulturen vergleichbare technisch anmutende Darstellungen fliegender Objekte finden, die zu heutigen Flugzeugen eine unübersehbare Ähnlichkeit aufweisen. Die Künstler von Yotoco und von La Tolita hatten offensichtlich für ihre Miniaturen die gleichen Vorbilder – Hightech-Flugmaschinen einer außerirdischen Zivilisation.

Literatur

Cabildo Insular de Gran Canaria: „Casa de Colon“, Museumsführer Deutsch, Colon 1, Las Palmas de Gran Canaria 1997

Däniken, Cornelia von: „Reiseführer zu den Monumenten der Götter“, Düsseldorf / München 1998

Dunkel, Horst: „Goldflieger, Vogelmenschen, Astronauten“, in: Ancient Skies 4/1998, Beatenberg 1998

Raddatz, Corinna: „Kleidung und Schmuck im vorkolumbischen Esmeraldas“, Edition Arachea, Gelsenkirchen 1996

Fotos: Thomas Ritter

Keltenschanzen um Dijon

(c) 2000 Gernot L. Geise

Mitglieder des EFODON e.V. machten im Jahre 1992 eine Forschungsfahrt nach Frankreich. Sinn und Zweck unserer Fahrt war es, im Zuge des EFODON-Projektes „Holzhausen“ dort verschiedene Stationen und Örtlichkeiten näher zu untersuchen, ob sie auf Keltenschanzen errichtet wurden. Dabei sammelten wir Material und Zusammenhänge, die später in die „Keltenschanzen-Thematik“ einfließen. Die Untersuchungen wurden überwiegend radiästhetisch vorgenommen. Gernot L. Geise besuchte zusammen mit Reinhold Lück u. a. Nuits St. Georges und das ehemalige keltische Oppidum Vix.

Nuits St. Georges

Die Kirche St. Georges inmitten des Ortes Nuits St. Georges zieht mit ihrem hübsch verzierten, bunten Karodach alle Blicke an. Die wichtigsten Details im Innenraum waren für uns, an der rechten Wand neben dem Eingang, einige verblasste Wandmalereien. Nur ein paar Details sind noch gut erkennbar, so etwa der Schild eines sonst kaum noch erkennbaren Ritters mit einem deutlich erkennbaren „PX“-Zeichen darauf, unter dem Weinreben abgebildet sind. Wenn das nicht ein verborgener Hinweis auf die Keltenschanze des Ortes war! Bemerkenswerterweise war die Figur des Ritters arg verblasst, während sich sein Schild deutlich abhob.



Die Kirche von Nuits St. Georges fällt schon von weitem durch das ausgefallene Karomuster auf dem Kirchturm auf.

Das "PX"-Zeichen

Wenn man sich das „PX“-Zeichen genauer betrachtet, so müssen Zweifel aufkommen an der herkömmlichen Deutung. Allgemein wird es als Zeichen Christi bezeichnet, wobei es kaum nachvollziehbar ist, warum man dann gerade die Buchstaben „P“ und „X“ gewählt hat.

Betrachten wir dieses Zeichen einmal unvoreingenommen, dann erkennen wir - räumlich gesehen - ein Markierungskreuz auf einem Boden, in dessen Mitte eine Markierungsstange mit einem Schild am oberen Ende (oder einem Fähnchen) hineingerammt worden ist. Auf diese Art werden manchmal heute noch Markierungen vorgenommen.

Möglicherweise war diese Art der Markierung zwar in Gebrauch, aber dem unwissenden Bürger nicht als solche bekannt (so ähnlich wie mit der lateinischen Sprache, die ja auch nur zu dem einzigen Zweck erfunden wurde, damit die Herrschenden sich unterhalten konnten, ohne dass das „niedere Volk“ verstehen konnte, um was es ging).



Die Wandmalerei zeigt kaum noch erkennbaren Details einen Reiter mit einem Schild, auf dem gut erkennbar der wichtigste Punkt der Gegend dargestellt ist: Die Blind Spring, gekennzeichnet durch ein Kreuz mit eingesteckter Markierungsstange, das alles im Weinrebenfeld.

Und so deuteten wir das „PX“ in Verbindung mit der Weinrebe als (für Wissende) Hinweis darauf, wo sich die Keltenschanze mit ihrer Blind Spring, die an der Kirche fühlbar ist, befindet und fanden sie aufgrund des bildlichen Hinweises auch sehr schnell.

Die stilisierte Form des „PX“-Zeichens übernahm die allmächtige römisch-katholische Kirche, die ja alles an sich gerissen hatte, was sie gebrauchen konnte. Sie belegte es dann mit „Pax Christi“, vielleicht, um vom ursprünglichen Sinn abzulenken. So wurde, vielleicht wegen der Ähnlichkeit mit den entsprechenden Buchstaben, aus einem Piktogramm „PX“. Ganz ähnlich erging es ja dem „IHS“, das ebenso heute allgemein als Zeichen Christi verstanden wird, im Ursprung jedoch die Abkürzung von „In hoc signo vinces“ („In diesem Zeichen siege!“) war. Das „V“ von „vinces“ ist bei „IHS“-Darstellungen immer noch vorhanden, jedoch meist in einer Art Muster darunter.

Eine "Weinfeldschanze"

Die Keltenschanze von Nuits St. Georges fanden wir auf Grund der bildlichen Darstellung am östlichen Ortsrand. Auf ihr ist - wie die Darstellung in der Kirche schon aussagte - ein Weinrebenfeld angelegt. Da die Weinreben in einem Wappen dargestellt sind, kann davon ausgegangen werden, dass hier schon immer Wein angebaut wurde. Die erste Resonanz der Schanzen-Blind-Spring (1) ist, wie gesagt, schon an der Kirche im Ort feststellbar. Das verwundert nicht, denn in der Kirche ist ja der Hinweis darauf optisch dargestellt.

Der Platz des Korrektorschachtes (2) auf der Schanze zeichnet sich optisch durch einen runden Fleck mit Moos- und Steinkrautpflanzenbewuchs aus, die auffälligerweise auf dem Weinfeld so gut wie nicht vorhanden sind.

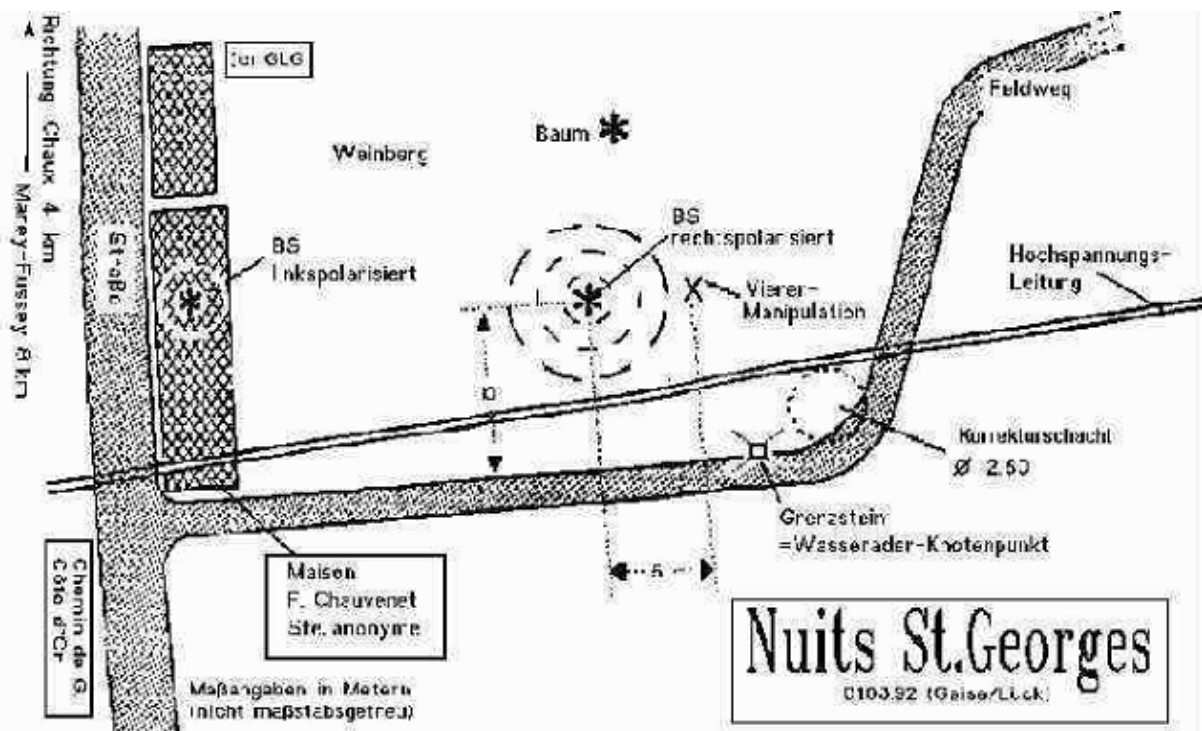


Die Keltenschanze von Nuits St. Georges befindet sich unter einem Weinrebenfeld.

Ein Grenzstein entpuppte sich als Wasseraderkreuzungspunkt.

Das Schild am Haus bei der Einmündung des Weges zur Schanze lautet „Maison F. Chauvenet Ste. anonyme“.

„Holzorte“ in der Umgebung: Boncourt-le-Bois (ca. 1 km östl.); Et. du Bois (ca. 3 km östl., See); Bois de Bornotte (ca. 8 km südl.).



Die radiästhetische Skizze der Schanze von Nuits St. Georges.

Abbildungen: (c) 2000 Gernot L. Geise

Dr. Eugen Gabowitsch

Veraltete Vorgeschichtsforschung unter dem Datierungszwang

Neue geschichtliche Vorstellungen (wie die über einen späteren, als bisher angenommenen, Anfang der Geschichte), neue naturwissenschaftliche Gesichtspunkte (zahlreiche Kataklysmen und als Folge überregionale und globale Katastrophen in vorgeschichtlicher Vergangenheit), neue chronologische Leitlinien (kürzere geschichtliche und vorgeschichtliche Chronologie, Befreiung von Zwangsneurose der unbedingten totalen Datierbarkeit), Benutzung von Computern, Datenbanken, Mustererkennung, Statistik und anderen modernen Forschungsmethoden werden aus der überwiegend Fakten sammelnden Quasi-Wissenschaft namens Vorgeschichte eine moderne Wissenschaft zu entwickeln helfen.

Einleitung

Ich pflege nicht über Historiker, sondern über die Geschichtler (und dementsprechend über die Vorgesichtler) zu sprechen. Die ersten sind per definitionem diejenigen, die Geschichte betreiben, wie Chemiker und Physiker im Falle der Chemie und Physik. Die schamhafte Benutzung des Wortes Historiker zeugt m. E. vom Minderwertigkeitskomplex der Geschichtler: sie verstehen sehr gut, dass sie keinen Grund haben, sich in eine Reihe mit anderen Wissenschaften zu stellen und den eigenen Namen vom Namen des Tätigkeitsgebiets selbstbewusst abzuleiten.

Übrigens war Geschichte auch im 19. Jh. keine selbständige „Wissenschaft“, sondern ein Zweig der Literatur. Davon zeugt am besten der Nobelpreis für Literatur, den Theodor Mommsen 1902 erhalten hat (das war übrigens der erste solche Preis für einen deutschen Literaten). Und in Wirklichkeit ist die Geschichte auch heute noch ein Genre der Schönschreiberei. Aus der Sicht der Wissenschaft kann sie bestenfalls als Parawissenschaft bezeichnet werden: eine Literaturgattung, die sich unter dem Deckmantel der Wissenschaften wohler als in der Uniform eines braven Märchenerzählers zu fühlen scheint.

Die etablierte Geschichtswissenschaft wird von einem äußerst fragwürdigen Paradigma beherrscht: Paradigma der Chronologisierbarkeit. Geschichtler und Archäologen sind fest überzeugt, dass sie jeden archäologischen Fund mehr oder weniger genau datieren müssen, ja sogar datieren können. Das ist der Datierungszwang, der Archäologen und Vorgeschichtler zu übereilten Festlegungen zwingt, die meistens sehr löchrig begründet und oft auch falsch sind.



Abb. 1. Überreste eines prähistorischen Hauses aus Mammutknochen (Rekonstruktion) in der heutigen Ukraine: umweltschonend und praktisch (die Knochen waren vor der Hand)

Werden diese von keinem Kollegen kritisch beurteilt (vielleicht, weil sich zufällig kein kritisch denkender Kollege unter den Lesern fand), finden sie einen bescheidenen aber festen Platz im Datierungsgefecht und werden dann oft zur Quelle neuer und neuer Fehldatierungen.

Die Vorgeschichte war anders

So ist auch die Klassifikation der vorgeschichtlichen Kulturen entstanden, die sich mehr nach vermeintlichen Datierungen, als nach inhaltlichen Sichtpunkten orientiert und eine Simultanität der unterschiedlichen Kulturen eher als ein Hindernis für die saubere Klassifikation betrachtet.

Dabei sind die zeitlichen Vorstellungen der Vorgeschichtler genau so willkürlich, wie die der Geschichtler. Wie G. Heinsohn (1991) gezeigt hat, war die menschliche vorgeschichtliche Entwicklung viel kürzer, als von Vorgeschichtlern angenommen wird: keine Millionen von Jahren, sondern

nur Tausende. Auch die letzten ca. vierzigtausend Jahre der Entwicklung (nach konventionellen Vorstellungen) des modernen Menschen, wie G. Heinsohn und H. Illig (1988) demonstrierten, müssen auf einige wenige Tausende von Jahren schrumpfen.

Die falsche in die Länge gezogene Chronologie der Vorgeschichte ist ein Kind der evolutionären Vorstellungen und der überalterten geologischen Datierungen. Die von der Evolutionstheorie inspirierten Forscher der Vorgeschichte ignorieren fast völlig die geologischen und mythologischen Zeugnisse über die vergangenen Kataklysmen, die vermutlich oft die Ausmaße der planetaren Katastrophen angenommen haben sollen. Und die geologischen Datierungen gingen aus völlig weltfremden Vorstellungen von unheimlich langsamer Bildung der geologischen Schichten aus.

Nur in den letzten 20 Jahren beginnt die moderne Naturwissenschaft (Alvares, Tollmann) einige der mög-

Datierungszwang

mung des heutigen Meeresaquatoriums sucht, findet auch die entsprechende Katastrophe kaum Betrachtung unter den Vorgesichtlern.

Viele Schichten der vorgeschichtlichen Forschung

Eine andere Annäherung an die Vorgeschichte als die traditionelle archäologisch-historische wäre z.B. im Zusammenhang mit der Klassifizierung unserer Kenntnisse nach Fundorten für die Ausgangsinformationen möglich (selbstverständlich auch die Zusammenhänge nicht ver-gessend):

- ❖ Unterirdisch – klassische Archäologen
- ❖ In Höhlen – Speleologen und Archäologen
- ❖ Auf der Oberfläche – Heimatforscher, Enthusiasten der Megalithforschung
- ❖ In den Sprachen – Linguisten
- ❖ In den Mythen – Mythologen
- ❖ In den Sitten der Naturvölker – Ethnologen

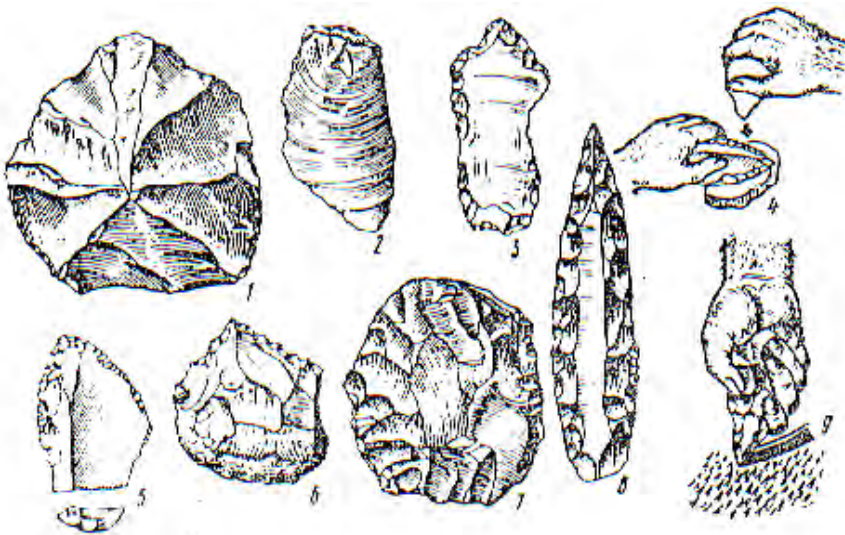
Diese Liste kann man fast nach Belieben fortsetzen:

- ❖ In den Überresten der vorgeschichtlichen Menschen – Anthropologen
- ❖ In den Funden der tierischen Knochen – Domestizierungshistoriker
- ❖ In den Funden der prähistorischen Instrumente, Waffen, Vorrichtungen – Forscher der prähistorischen Technologie etc.

Und für jedes einzelne dieser Forschungsgebiete muss ein für sie spezifisches gut durchdachtes System der Beschreibungen der Funde in Datenbankform oder nach einem anderen unifizierten Beschreibungssystem



Abb. 2. Oben: Um ein Haus zu bauen, benutzten unsere Vorfahren nicht nur Mammutknochen, sondern auch Holzstangen und Felle der getöteten Tiere. Unten: Steinwerkzeuge.



lichen Szenarien solcher Katastrophen (Asteroideneinschlag, Kometeneinschlag, Meteoritenimpakte) zu diskutieren. Die meisten Vorgesichtler sind noch nicht so weit wie I. Velikovsky, der eine riesige Menge von Mythen und Legenden bewertete, die über Katastrophen und die mit diesen verbundenen Begleiterscheinungen berichten. Einzelne Ausnahmen, wie der österreichische Finnougrist Koch (1998, 1999), der über die Mythen der sibirischen Völker berichtete, die auf einen Kometeneinschlag im Sinne von Tollmanns (1993) zurückzuführen seien, ändern das allgemeine Bild nicht.

Die meisten Vorgesichtler berücksichtigen bis heute die mit Überschwemmung der Mittelmeerregion verbundene riesige Katastrophe (s. de

Sarre, 1999) nicht. Trotz des gewissen Echos in den Medien für die laufende Schwarzmeereexpedition, die weitere Spuren der Überschwem-

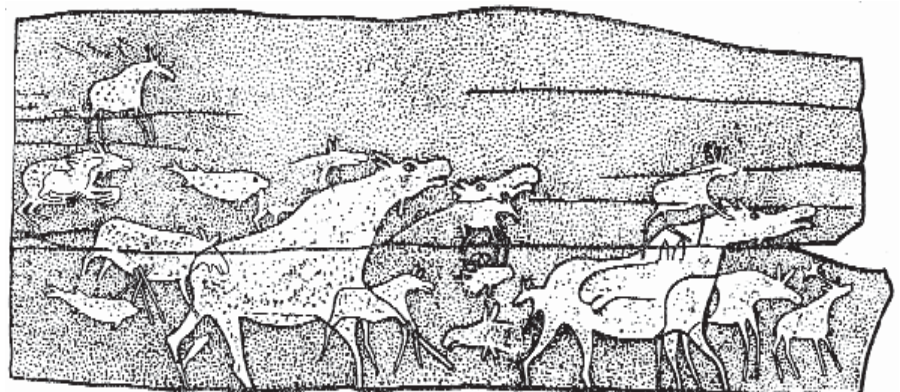


Abb. 3a. Felsbilder aus dem russischen Norden. 1: Elen- und Rentiere, Robben. (Links: eine schwangere Elchkuh?). 2.: Eine Jagdszene zu Meer.

Datierungszwang

entwickelt werden. Ein System, das den folgenden Generationen der Forscher erlauben wird, Ergebnisse der Vorgänger mit anderen Ergebnissen zu vergleichen, sie neu zu klassifizieren, nach neuen Gesichtspunkten zu untersuchen.

Wichtig ist es bei der Erforschung der Vorgeschichte, zu versuchen, sich von den Vorstellungen der Geschichtler zu lösen und eine unabhängige Betrachtungsweise und Beweisführung zu entwickeln. Vorgeschichte und Geschichte müssen sich gegenseitig prüfen und so einen streng unabhängigen Beweis für die Richtigkeit eigener Schlüsse und insbesondere Datierungen erbringen und nicht immer maximal von der Schwesterwissenschaft abgucken oder abgucken lassen.

Katastrophen der Vorgeschichte und die Datierungen

Wieso erlaubt die katastrophistische Annäherung an die Vorgeschichte die entsprechenden Datierungen ernsthaft zu kürzen? Weil man für all die ausgegrabenen Stellen, wo die Überreste der versunkenen Kulturen unter den Schichten von späteren Ablagerungen gefunden wurden, zwei Hypothesen entwickeln kann:

- 1) Diese Ablagerungen sind allmählich durch Verwitterung, Staubübertragung durch Wind etc. in vielen Jahrtausenden entstanden.
- 2) Sie wurden durch eine der Kataklysmen in historisch unbedeutender Zeit von einigen Tagen oder Wochen gebildet.

Wenn die zweite Hypothese in den meisten Fällen die richtige ist – und vieles spricht dafür – dann muss die Chronologie der Vorgeschichte radikal gekürzt werden.

Eine große Katastrophe der Vergangenheit wurde erst vor einer relativ kurzen Zeit von der Wissenschaft rekonstruiert (Pitman, Ryan, 1999). Das ist die Schwarzmeer- oder Bosphoruskatastrophe. Vor dieser Katastrophe soll an Stelle des Bosphorus eine Landzunge eine fürs Wasser unüberwindbare Barriere zwischen dem Mittelmeer und der heutigen Fläche des Schwarzen Meeres gebildet haben. Das Schwarze Meer existierte dann noch nicht: nur in seiner Mitte lag ein relativ kleiner Süßwasser-See, dessen Oberfläche ca. 200 m unter dem heutigen Meeresniveau lag.

Und dann passierte es: ein Erdbeben erschütterte die Landzunge, und

Abb. 3b: Felszeichnungen aus Sibirien. 1: Jagdszene. 2: Hat man die Elche schon damals domestiziert?



Abb. 4. Ein prächtiger Dolmen aus der Gegend um die Stadt Tuapse im Nordkaukasus (Nach Volganov, 1999)



Abb. 5. Welche vorgeschichtliche Technologien erlaubten solche Dolmen aus dem Fels zu hauen? (Nach Volganov, 1999)

Datierungszwang

phe, diesmal für das Mittelmeer (die Gibraltarkatastrophe, s. de Sarre, 1999), ereignete sich in vorgeschichtlicher Zeit. Über die verschiedensten Szenarien der vorgeschichtlichen Katastrophen kann man in Gabowitsch (Herausgeber, 2000) nachlesen. Ob die Theorien von Hörbiger, Velikovskiy, Charles Hapgood (s. auch Hapgood, 1999), oder die der Autoren wie die Tollmanns mit ihren Kometen- und Asteroideneinschlägen am besten die Kataklysmen der vergleichsweise nahen Vergangenheit rekonstruieren und wie die entsprechenden Katastrophen datiert werden müssen, bedarf zusätzlicher Untersuchung. In jedem Fall aber soll betont werden, dass die vorgeschichtlichen Polverschiebungen zu Kataklysmen führten, die auch Osteuropa in Mitleidenschaft gezogen haben sollten: bei einer Polverschiebung nach Hapgood erlebten insbesondere die alten Polargebiete und die darunter liegende Zone am meisten eine drastische Änderung der klimatischen Bedingungen.

Vorgeschichtliche Kulturen

Altertumsforscher beschreiben Grabhügel und primitive steinerne Skulpturen, Holzbauten und hölzerne Idole, die der zerstörerischen Kraft der Zeit nur in Ausnahmefällen Widerstand leisten konnten. Finden die Archäologen wenn schon überhaupt Artefakte aus Stein, dann in erster Linie Kleinplastiken, steinerne Werkzeuge und Mikrolithe. Die in der prähistorischen Zeit bemalten Wände von Grotten gehören zu den Perlen der vorgeschichtlichen Funde.

Größere Probleme haben die Vorgeschichtler mit den Petroglithen, vorgeschichtlichen Symbolen, Dolmen und anderen Megalithbauten: zu oft wissen sie nicht, was man damit machen soll und kann. Liegt nicht in dieser Impotenz der Vorgeschichtler ein Grund für die Ausnutzung von Teilen der vorgeschichtlichen Thematik durch die Forschergruppen, die sich von äußerst nationalistischen Ideologien beflügeln lassen?

Aber zuerst einige allgemeine Bemerkungen zu den zahlreichen vorgeschichtlichen Kulturen. Hier haben die Archäologen und Paläontologen viel Arbeit geleistet. Unzählige vorgeschichtliche Kulturen aus allen möglichen vorgeschichtlichen Perioden wurden ausgegraben und detailliert dokumentiert. Allein die Liste der von Vorgeschichtlern gefundenen

Abb. 6. In vorgeschichtlicher Zeit standen in Westeuropa abertausende von Dolmen. Nicht alle wurden so gründlich gebaut, wie dieser Dolmen bei Lazarevskoe am Ostufer des Schwarzen Meeres. Darum sind sie heute kaum noch zu finden: mit wenigen Ausnahmen wurden sie (zum großen Teil – vermutlich –) durch die katholische Kirche und durch spätere Generationen vernichtet (Nach Volganov, 1999)



begrenzt Widerstand leistet. Die Öffnung liegt ein steiner-

berflutet war. Also hatten Menschen die Möglichkeit, sich zu retten. Aber

ten schob das Wasser des Mittelmeers in die dicht besiedelte fruchtbare Tiefebene. Insbesondere im Westen und Nordwesten des heutigen Schwarzmeer-Aquatoriums und auf dem Aquatorium des heutigen – in jener Zeit noch nicht existierenden – Asowschen Meeres wurden hochentwickelte Zivilisationen vernichtet.

Um ca. 15 cm pro Tag stieg der Wasserspiegel der künftigen Meere. Es dauerte mehrere Jahre, bis die gan-

errichteten Kultstätte, Gräber und weitere Einrichtungen blieben für immer am Boden des neuen Meeres. Die Katastrophe verursachte eine riesige Umsiedlungswelle und führte zu neuen Gegebenheiten im ethnischen und linguistischen Bereich.

Diese Katastrophe war bestimmt nicht die einzige, die in den letzten Jahrtausenden das Leben des Menschen folgenreich beeinflusst haben. Eine ähnliche, noch frühere Katastro-

Datierungszwang

Abb. 8. Ebensowenig, wie diese Karte aus dem 16. Jh. heute für eine Autoreise benutzt werden kann, kann man die ähnlich detaillierte „Geschichtsschreibung“ dieser Zeit als wissenschaftliche Beschreibung der Vergangenheit akzeptieren.

(oder ausgedachten?) Kulturen des Paläolithikum, Mesolithikum und verschiedener Epochen des Neolithikum sowie bronze- und eisenzeitlicher Kulturen hätte die Grenzen dieses Artikels gesprengt. Oft bestehen die Lehrbücher für Archäologie fast ausschließlich aus äußerst lakonischen Beschreibungen einzelner vorgeschichtlicher Kulturen, oder genauer gesagt der entsprechenden Fundarten.

Aber gerade in der Fülle der Funde liegt der Teufel begraben: unzählige Artefakte, Schichtenbeschreibungen und -reihenfolgen bilden ein unüberblickbares Kontinuum. Für einen jungen Vorgeschichtler ist es praktisch unmöglich, eigene Schlüsse über die Zusammenhänge und Entwicklungsgeschichte für vorgeschichtliche Kulturen zu entwickeln: zu sehr wird ihm der Standpunkt der Ausgräber suggeriert. Studenten haben kaum Zeit, um die riesigen Mengen des angebotenen Materials zu lernen. Für eine kritische Untersuchung bleibt keine Zeit (und sie wird auch kaum gefragt).

Abhilfe könnten und sollten die modernen Forschungsmittel schaffen: Computer und Datenbanken, Expertensysteme und Mustererkennungsprogramme. Auch die mathematischen Methoden wie die der Statistik, sowie die breite Benutzung des Internet sollten zum Alltag eines je-

den Vorgeschichtlers werden. Leider ähnelt die mathematische und IT-Ausbildung der Archäologen derjenigen der Zeit, die die Vorgeschichtler erforschen. Traditionell werden die geschichtlichen Berufe als ein ruhiger Hafen für all diejenigen betrachtet, die psychologische und geistige

Abb. 9. Welche kosmisch bedingte Katastrophe bildete das Steinfeld von der Fläche eines Bundeslandes wie Schleswig-Holstein? (Aus dem Buch von Velikovsky)



Abb. 10. Die Sintflut (oder eine von vielen solcher Katastrophen) soll nach A. & E. Tollmann (1993) durch den Einschlag von mehreren Teilen eines sich aufgeteilten Kometen verursacht worden sein. Die Einschlagsstellen zeigen, dass bei solcher Katastrophe kaum eine Gegend von der totalen Zerstörung verschont blieb.

Schwierigkeiten mit Mathematik und Naturwissenschaften haben.

Die Archäologie und die vorge-schichtliche Forschung ganz generell brauchen eine ins kleinste Detail aus-

gearbeitete Enquete-Beschreibungs-methode für ihre Funde und ihre Schichten, die dann automatisch be-arbeitet werden könnten. Die ganze archäologische Information muss in

eine computerlesbare und bewertba-re umgewandelt werden. Dann könn-ten z.B. die Mustererkennungspro-gramme ihre eigenen Vorschläge über die Zusammenführung der Fundorte



Abb. 11. Vermutliche Fluchtrichtungen der durch die Schwarz-meer-Katastrophe vertriebene Stämme (Aus: Pitman & Ryan, 1999)

Abb. 12. Der westliche Teil des heutigen Schwarzen Meeres stellte vor der Überflutung ein großes und dicht besiedeltes Gebiet dar. Leben vielleicht die Nachfolger der ehemaligen Schwarzmeer-An-rainer heute am Ufer des Atlantik? (Aus: Pitman & Ryan, 1999)

Datierungszwang

in eine vorgeschichtliche Kultur machen und mehrere Stufen der Zusammengehörigkeit dem Forscher für die weitere Beurteilung präsentieren: Subkulturen einer Kultur, eine Hierarchie der Subkulturen, die zu dieser Kultur am nächsten liegende andere Kulturen etc.

Dabei soll auch die offensichtliche Gefahr der Verwechslung der wirklichen vorgeschichtlichen Vergangenheit mit den Denkmodellen der Vorgeschichtler, die sich in Form von Kulturenbeschreibungen etabliert haben, nicht außer acht gelassen werden.

Zeitliche Grenze zwischen Vorgeschichte und Geschichte

Für die vorgeschichtliche Forschung ist die folgende Frage wichtig: **wo liegt die zeitliche Grenze zwischen der Vorgeschichte und Geschichte, wann endet die Vorgeschichte und wann beginnt die Geschichte?** Man gibt normalerweise die Antwort auf diese Fragen nicht in Zahlen (Zeitangaben), sondern als eine inhaltliche Definition: Die Geschichte ist die schriftlich überlieferte Reihenfolge der Ereignisse der Vergangenheit, und folglich beginnt (aus zeitlicher Sicht) die Geschichte dann, wenn diese Überlieferungen starten. Und etwa dann endet auch die Vorgeschichte - meint man normalerweise. Diese Definition hat aber eine Menge Tücken:

1. Zu Beginn der schriftlichen Überlieferung ist nur ein winziger Teil der Geschehnisse schriftlich fixiert. Die meisten Zusammenhänge müssen weiterhin archäologisch erfasst und entsprechend der vorgeschichtlichen Vorstellungen der Gelehrten rekonstruiert werden (Dass man dabei viele Fehler macht und oft ein Sklave eigener subjektiven Fehlvorstellungen ist, braucht man nicht extra zu betonen).
2. Die frühen „historischen“ Überlieferungen entpuppen sich oft als spätere Fälschungen (s. Kammeier, 2000; Topper, 1998), was aber von den meisten Geschichtlern und Vorgeschichtlern hartnäckig nicht wahrgenommen und sogar mit fast krimineller Energie bewusst oder aus quasi-religiöser Überzeugung an der Unfehlbarkeit der eigenen „Wissenschaft“ „übersehen“, verschwiegen oder vehement abgelehnt wird.
3. Das Register der historischen Er-

Abb. 13. So sieht die chronologische Verschiebung um ca. 410 Jahre in der russischen Geschichte aus (liegt leider nur in Russisch vor). Oben werden die folgenden Herrscher (die Zahl in Klammern zeigt, wie viele Jahre sie an der Macht waren) miteinander verglichen:

- Fürst Dimitrij (26) – Fürst Swjatoslaw
- Fürst Wassilij I (36) – Fürst Wladimir der heilige (35) etc.

Außerdem werden einzelne Ereignisse miteinander in Verbindung gebracht:

- Die wirklich stattgefundenene Trennung der russisch-orthodoxen Kirche von der katholischen und vom Islam um 1400,
- legendäre Christianisierung Russlands Ende des 10. Jh.
- Schlachten um Moskau und Ausbau von Moskau als neue Hauptstadt in den 80er Jahren des 14. Jh.
- Übertragung der Hauptstadt nach Perejaslawl im Jahre 969.

Unten: weitere Herrscher (16. Jh.) werden mit Fürsten aus dem 11. Jh. verglichen.

eignisse leidet unter der Unfähigkeit der Geschichtler, die ausgedachten phantastischen Quasi-Ereignisse von wirklichen frühen historischen Ereignissen zu unterscheiden (Die Geschichtler leben schon Jahrhunderte in einer Phantasiewelt, in einem imaginären Rollenspiel, wo sie die „geschichtlichen“ Gestalten auf Grund alter historischer Novellen erfinden und zum Leben erwecken).

4. Eine richtige chronologische Einordnung der frühen historischen Ereignisse ist praktisch unmöglich, weil sich die Geschichtler eine in

die Länge gezogene Zeitskala ausgedacht haben, auf welcher genügend Platz nicht nur für historische Ereignisse, sondern auch für philologische Gestalten und denen zugeschriebenen gefälscht-ausgedachten Kriegen, Schlachten, Friedensverträgen, Verdikten etc. zur Verfügung stehen soll.

5. Die falschen geschichtlichen und insbesondere chronologischen Vorstellungen der Geschichtler werfen überdimensional lange Schatten auf die Vorgeschichte und führen zu falschen Vorstellungen über die Datierbarkeit vorge-

schichtlicher Kulturen und verfälschen die zeitliche Einordnung dieser. Folglich erzeugen sie ganz phantastische Vorstellungen über die zeitliche und inhaltliche Abgrenzung der Geschichte von der Vorgeschichte.

Spätes Ende der Vorgeschichte in Westeuropa

Drastische Verkürzung der geschichtlichen Chronologie, die in Westeuropa schon seit Zeiten von Isaac Newton und Jean Hardouin, also seit Anfang des 18. Jh. diskutiert wird und in deutschen Autoren Robert Baldauf und Wilhelm Kammeier ihre Meister im 20. Jh. fand, führt uns zum Schluss, dass die Zeit bis ca. 1000-1100 nach Christus in Westeuropa vollständig der Vorgeschichte angehört. Danach beginnt die allmähliche und zuerst sehr lückenhafte (punktuelle) Aufzeichnung und Beschreibung der Ereignisse. Von geschichtlicher Periode können wir dabei nur in einzelnen Teilen West- und Mitteleuropas reden. Die Behauptung „europäische Geschichte beginnt vor 650 Jahren“ mag für Konstantinopel oder Florenz vielleicht nicht haargenau stimmen, für viele andere Teile Europas gehören auch die dem Jahr 1350 folgenden 2-3 Jahrhunderte mindestens teilweise zur Vorgeschichte.

Das radikale Straffen der Chronologie findet auch in Russland seit den Anfang des 20. Jh. statt. Der bekannte Naturforscher Nikolaus Morosov veröffentlichte in den Jahren 1907-1932 zahlreiche Bücher, die die griechische und die römische Antike als Epochen des zweiten nachchristlichen Jahrtausends begründet darstellen.

Die griechische Antike wird als die Zeit der Kulturblüte nach der Eroberung Griechenlands durch die Kreuzritter (13.-15. Jh.) dargestellt, die aber durch spätere phantasievolle literarische Tätigkeit der Renaissanceautoren entschieden angereichert wurde. Heute schreiben die Archäologen sämtliche Funde dieser Epoche der griechischen Antike zu und erklären die Epoche von wirklicher kultureller Blüte auf dem griechischen Boden im 13.-15. Jahrhundert zu einer archäologisch fast toten Zone. Das geschieht, weil die Archäologen von falschen Vorstellungen ausgehen und bereit sind, nur das den Jahrhunderten 13-15 zuzuschreiben,



Abb. 14. Ist jede Schrift geschichtlich? Stellen diese Einritzungen auf der Birkenrinde ein Stück Geschichte dar? Die Geschichtler erklären die als Schreibübungen des Knaben Onfim eingestuft. Einritzungen zu einer Novgoroder Urkunde!

was im griechischen Boden kaum zu finden ist: die von den „antiken“ abweichenden spätmittelalterlichen Artefakte.

Die „römische“ Antike (s. auch Geise, 1997) soll etwa zeitgleich mit der Zeit der Stauferkaiser gelaufen sein, wobei die frühe Geschichte des Heiligen Römischen Imperiums der Deutschen Nation wiederum in der Renaissancezeit von der Geschichte der Hohenzollern stark abgeschrieben und durch zahlreiche Phantasiegebilde ergänzt wurde. Es ist klar, dass die ganze europäische Vorgeschichte zwangsläufig durch die entsprechenden Chronologiekürzungen und Geschichtskorrekturen viel näher an unsere Zeit rückt.

Endete die russische Vorgeschichte erst nach der Machtübernahme der Romanovs?

Eine moderne Überprüfung der Argumentation von Morosov unternahm der bekannte Moskauer Mathematiker, Professor M. M. Plotnikov.

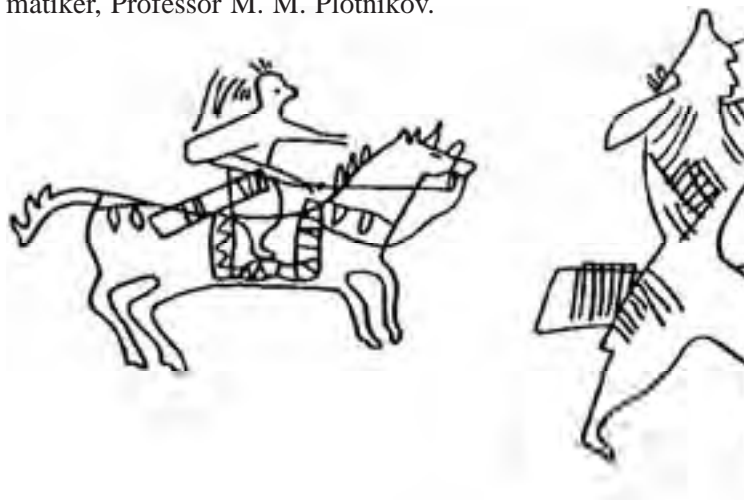


Abb. 15. Geschichte oder Vorgeschichte? Felszeichnungen der türkischen Stämme aus Südsibirien.

In seinem dreibändigen Werk kommt er zum Schluss, dass Morosov im Großen und Ganzen recht hat und dass die Geschichte eine typische Parawissenschaft ist, die nicht imstande ist, aus eigener Kraft anzufangen, die modernen wissenschaftlichen Methoden anzuwenden und sich von den liebgewordenen Phantasiebildern zu trennen. Wie diese Überprüfung mit Hilfe von Computern und modernen statistischen Methoden aussieht, und zu welchen drastischen Kürzungen der Geschichtsschreibung und der Chronologie sie führt, demonstriert A. T. Fomenko in seinen zahlreichen Büchern.

Schon Morosov äußerte Zweifel an der Richtigkeit der frühen russischen Geschichte. Er sah dabei eine wichtige Rolle der Kreuzritter in ihr, die durch spätere staatlich geprägte Geschichtsschreibung völlig ausradiert wurde. Eine andere Variante der drastischen Kürzung der russischen Geschichte haben die modernen russischen Forscher in die Wege geleitet. Nach einer Rechneranalyse der Daten der frühen russischen Geschichte kam A. T. Fomenko zum Schluss, dass diese in Wirklichkeit erst im 13. Jh. beginnt. Dabei stimmt die heutige Beschreibung dieser Zeit überhaupt nicht.

Die früheren „historischen“ Perioden (Wikinger in Russland, Kiewer Rus, der Mongolensturm, tataro-mongolisches Joch) stellen ein Ergebnis der Verdoppelung, ja sogar der Verdreifachung der Geschichte der 13.-16. Jahrhunderte dar, die mit zwei Verschiebungen (um 90 Jahre und um 410 Jahre) der reellen – und uns schlecht bekannten – Geschichte als

Datierungszwang

„Beigabe“ addiert wurden. Dabei muss man bedenken, dass auch die Geschichte der 13.-16. Jahrhunderte sehr lückenhaft und fehlerhaft aufgeschrieben wurde.

In der korrigierten russischen Geschichte gibt es keine tatarische Fremdherrschaft: die Tataren oder Tartaren bildeten in dieser Zeit kein Volk. Das war eine Bezeichnung für eine Wehrgattung (ähnlich wie Kosaken). Die Tartaren standen im Dienst der russischen Herrscher, die Khane hießen und die verschiedenen Horden (Königreiche) mit Hilfe regulärer tatarischer Armeen regierten. Welche Stammesvertreter in der Tartarenarmee dienten, ist schwierig zu sagen. Bestimmt waren auch türkischen Krieger unter den Tartaren. Aber nicht nur die türkischen, sondern auch ugro-finnische, slawische, iranische, kaukasische etc.

So ist auch Dschingis-Khan nur einer der vielen Namen eines besonders berühmten russischen Herrschers (auch das Wort „russisch“ kann man für diese Zeit nur begrenzt benutzen: es gab damals noch kein russisches Volk). Vermutlich gelang es ihm - dank einer regulären Armee - die meisten europäischen Teile des heutigen Russland unter seiner Herrschaft zu vereinen. Erst Jahrhunderte später wurden Erinnerungen an diesen (vorgeschichtlichen?) Herrscher bis zum Pazifik getragen. Vermutlich wurden irrtümlicherweise von aus dem Gebiet zwischen Wolga und Ural stammenden multiethnische Tartaren mit Urbewohnern der Mongolei verwechselt. Und das ganze riesige Land, das heute Russland heißt, wurde zur Tartarei (wie das Stauferreich mit Römern als Soldaten zum „römischen“ Imperium): auch im 18. Jh. hieß Russland immer noch DIE GROSSE TARTAREI.

Das alles bringt den Anfang der Vorgeschichte Russlands so nah an unsere Zeit, dass wir sogar die „historischen“ Ereignisse des 16. Jh. nicht mehr ohne kritische Analyse als historische Fakten betrachten dürfen. Von früheren Zeiten nicht einmal zu sprechen. Z.B. stellen die zwei Autoren Fomenko und Nossovski die Gestalt des Schreckenherrschers Iwan des Schrecklichen in Frage und behaupten, dass in Wirklichkeit vier aufeinander folgende Zaren (davon drei mit dem Zarennamen Iwan) in der besagten Herrschaftszeit wirkten. Was die diese Zeit überbrückende

Gestalt des lange herrschenden Zaren Iwan des Schrecklichen betrifft, wurde sie erst von der Dynastie der Romanovs zu Propagandazwecken erdichtet, um die eigene Machtergreifung zu rechtfertigen.

Lebten Indien und China noch vor kurzem in vorgeschichtlicher Zeit?

Noch später als in Europa ist vermutlich die zeitliche Grenze Vorgeschichte/Geschichte in China zu setzen. Die Chinesen besaßen überhaupt keinen Sinn für historische Aufzeichnungen. Für sie war (und für die meisten bleibt es auch heute) die Geschichte nur die Ansammlung schöner Erzählungen, die moralische Normen setzen und auf die man sich beruft, wenn man gute (oder schlechte) ethische Beispiele braucht. Die heute für originell chinesisch gehaltenen historischen Bücher, die mehrere Jahrtausende der chinesischen Geschichte beschreiben sollen, sind in Wirklichkeit sehr spät unter europäischem Einfluss entstanden. Zu einem sehr großen Teil sind diese Bücher in der Tat Übersetzungen aus verschiedenen Sprachen (oder originell in Chinesisch geschriebene Beschrei-

bungen der Ereignisse, die in anderen Ländern der Welt stattgefunden haben). Später wurden alle diese Bücher als chinesische Geschichtsbücher deklariert und die entsprechenden (wahren oder phantastischen) Ereignisse aus anderen Teilen der Welt in die chinesische „Geschichte“ integriert.

Vermutlich liegt diese Grenze etwa in der Zeit nach 1600 oder sogar nach 1700: die ersten Europäer in China haben wohl einiges über das Land geschrieben, aber das meiste blieb kaum bemerkt. Und die Chinesen übernahmen das europäische Interesse zu datierbaren Geschichte nur sehr allmählich.

Noch schlimmer (aus der Sicht der Durchsetzung der europäischen Vorstellungen über die Geschichte) ist die Situation in Indien. Wie in Europa bis zu der Renaissancezeit, war auch in Indien Geschichte ein Teil der Literatur. Man schrieb aber keine historischen Bücher, sondern einfach wunderschöne Bücher, in welchen auch gewisse „historische“ Ereignisse in poetischer Form beschrieben wurden. Sogar im 19. Jh. existierte die indische Geschichte noch nicht.

Die wenigen von im Dienst der

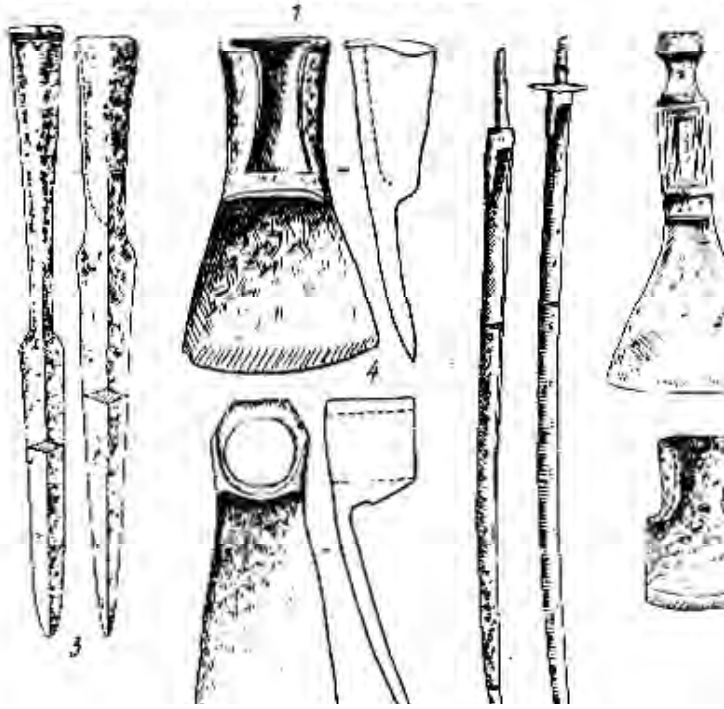
Abb. 16. Geschichte oder Vorgeschichte? Altslawische Behausung nach Rekonstruktion der Archäologen. Auch in unserer Zeit leben einige Menschen in Russland in solchen oder noch einfacheren Erdhöhlen.

Kolonialherren stehenden Europäern verfassten Bücher über die (nie existierende - nicht im Sinne der historischen Vergangenheit, sondern im Sinne der historischen Aufzeichnungen) indische „Geschichte“ blieben eine spezielle Art der kolonialen Ideologieträger, die eigennützliche Ziele verfolgten. Nur nach der Entstehung der Befreiungsbewegung, die durch die europäische Ausbildung der indischen Intellektuellen überhaupt erst ermöglicht wurde, setzten sich die europäischen Vorstellungen von einer Jahrtausende langen „Geschichte“ auch in Indien durch.

Den Vorwurf des Eurozentrismus, den ich von Kritikern dieser meiner Thesen immer höre, kann ich an sie zurückgeben: diese Kritiker sind nur imstande, die Größe einer Kultur anzuerkennen, wenn sie in ihr die für Europa üblichen Merkmale entdecken und in der ausgedachten grauen „historischen“ Vergangenheit platzieren können. Ist das denn kein Eurozentrismus? Mann sollte versuchen, jede nationale Kultur nach originellen Kriterien zu beschreiben und zu beurteilen. Und diese Kriterien besitzen die hier erwähnten russischen, chinesischen und indischen Kulturen



Abb. 17. *Geschichte oder Vorgeschichte? 1: So soll die befestigte Stadt Suwar im Gebiet der Wolgabulgaren ausgesehen haben (bemerke: Türme und Mauern aus Holzstämmen). 2. Das Pflugeisen. 3-7: Militärische Ausrüstung: verschiedene Waffen der Wolgabulgaren.*



hbruch in diesem Bereich auf sich warten lässt, ist es schon heute, über die hier erörterten diskutieren.

is: Als das Mittelmeer trocknatastrophische Geschichte enen Gebietes, EFODON, Wer waren die Römer wirkeschichtsbild stimmt nicht! 97. r: Wie alt ist das MenschenMANTIS, Gräfelting, 1991 Die veraltete Vorzeit. Eine ogie der Prähistorie von Aluropa, Atlantis über Malta, ene bis Stelen, Stonehenge, abäus bei Eichborn Verlag, 1988

Kammeier, Wilhelm: Die Fälschung der deutschen Geschichte, Viöl, Husum, 2000.
Koch, Heinrich P., Der Sintflut-Impakt, Frankfurt/M, 1998.
 —, „Mudur“, der Himmelsdrache der Amur-Tungusen. Ältestes Zeugnis der Sintflutkometen?, Zeitemsprünge, Heft 4, 1999.
Pitman, Walter; Ryan, William: Sintflut. Ein Rätsel wird entschlüsselt, Gustav Lübbe, 1999
Tollmann, Alexander und Edith, Und die Sintflut gab es doch. Vom Mythos zur historischen Wahrheit, 1993
Topper, Uwe: Die Große Aktion. Europas erfundene Geschichte. Die planmäßige Fälschung unserer Vergangenheit von der Antike bis zur Aufklärung. Grabert. Tübingen. 1998.
Valganov, Sergej: The Dolmen Path, The Caucasus Dolmen's Anthology. ISBN 5-7139-48-14, 1999

Mobilfunk: Es ist schlimmer als angenommen! **Eine Informationsveranstaltung der Bürgerwelle e.V.**



Zum Beispiel: Diese Mobilfunksender auf Wohnhäusern (!) zielen mit ihren Sendekeulen direkt auf die Kindertagesstätte in der Burmesterstraße in München (im Vordergrund). In der Verlängerung dazu steht die Burmester-Schule, die ebenfalls voll im Bereich der mörderischen Mikrowellenstrahlung liegt. Das ist ein Verbrechen an unseren Kindern, die durch die ununterbrochene Bestrahlung irreparable Schäden davontragen! (Foto: (c) Geise)

Bürgerwelle e.V., der Dachverband der Bürger und Initiativen zum Schutz vor Elektromog, hatte eingeladen zum 21. Oktober 2000 nach Lalling in der Nähe von Deggendorf im schönen Niederbayern. Für den Vormittag stand für Mitglieder die Jahreshauptversammlung an, ab 14:00 Uhr dann eine öffentliche Informationsveranstaltung.

Für die Infoveranstaltung war der Saal des örtlichen Gasthauses "Lallinger Hof" fast zu klein. Schätzungsweise mehr als hundert Menschen drängten sich in den völlig überfüllten Gasthof hinein, um die gebotenen Informationen aufzunehmen, ein Zeichen für das allgemeine Informationsdefizit in unserer Bevölkerung. Aber auch ein Zeichen dafür, dass ein Erwachen durch die Bevölkerung geht, dass nicht mehr kommentarlos alles geglaubt wird, was uns von offizieller Seite - von den Mobilfunkbetreibern gesponsert - erzählt wird.

Die Anwesenden, unter ihnen Ärzte, Anwälte, Baubiologen sowie die Politiker Ambros Pronold (SPD) und Renate Franzel (Bündnis 90/Die Grünen), wurden von Vertretern der Bürgerwelle e.V., die inzwischen über fünfhundert Initiativen europaweit betreut, und eingeladenen Fachleuten über die neue Technik UMTS, über Medienberichte sowie die unkorrekte Arbeitsweise der ICNIRP (Strahlenschutzkommission) informiert. Weiterhin informierten Vertreter der Bürgerwelle über die bisher errungenen Erfolge der Bürgerwelle im Kampf gegen die Mobilfunkbetreiber, über rechtliche Möglichkeiten des Einzelnen und Strafanzeige gegen Strahlenschutzbehörden.

Diese Themen hören sich auf den ersten Blick recht trocken an, waren es jedoch nicht! Im Gegenteil, die Emotionen brachen bei den Gästen oftmals durch, als sie erfuhren, wie sie durch die Mobilfunkbetreiber und die von dieser Industrie bezahlten Politikern ihrer Gesundheit beraubt werden.

Die dargelegten brisanten Fakten und Untersuchungsberichte von unabhängigen Instituten aus dem In- und Ausland machten die Anwesenden betroffen, denn sie machten eines klar: Die Situation auf dem Mobilfunksektor ist für unsere Gesundheit (und die unserer Mitwelt) weitaus schlimmer, als man sie sich ausmalen kann!

Die Dauerbestrahlung durch die gepulsten Mikrowellen der vielen tausend Sendemasten - zu denen im Zuge

der UMTS-Aufrüstung weitere sechzigtausend *pro Mobilfunkbetreiber* hinzu kommen sollen! - erzeugt nachweislich Krebs und andere Krankheiten! Nicht: "kann erzeugen" oder "eventuell", sondern definitiv und unausweichlich! Dem muss man ins Auge blicken, denn das zeigen mehrere unabhängige Untersuchungen sehr nachdrücklich. Die einzige kleine Einschränkung liegt darin, dass es bei dem einen Menschen etwas schneller geht und bei dem anderen etwas länger dauert, bis die Krankheiten durchbrechen, weil kein Mensch dem anderen gleicht und jeder eine unterschiedlich gute Konstitution aufweist. So wurden auch die Mobilfunkbetreiber - mit Recht, wie ich meine - als "Mörder" bezeichnet, denn was sie mit unserer Gesundheit machen, ist wirklich mörderisch!

Die bestehenden Grenzwerte für Strahlenbelastung sind völlig unzureichend, weil darin nur die thermischen Wirkungen enthalten sind. Das bedeutet nur einen Schutz vor Hitzestress, nicht jedoch vor athermischen Wirkungen, die größte gesundheitliche Konsequenzen haben. Das sind Wirkungen bei geringen Strahlenintensitäten, ohne dass sich der Körper merklich erwärmt. Zur Zeit erlaubt dieser Grenzwert beispielsweise eine Belastung von 470.000 Nanowatt pro Quadratcentimeter im D-Netz. Bereits im Oktober 1999 forderten viele Wissenschaftler, medizinische Verbände, Umweltverbände sowie die Bürgerwelle e.V. in einer an Jürgen Trittin überreichten Resolution einen Vorsorgewert von 0,1 nW/cm², ein Wert, der um *eine Milliarde* niedriger liegt als der in der 26. Bundesimmissionsschutzverordnung festgelegte gültige Grenzwert im E-Netz. Bis heute hat sich jedoch nichts geändert.

Die meisten Menschen, die von der Industrie zum Kauf eines Händi - meist durch Lockangebote - überredet werden, wissen nicht, was sie sich antun, indem sie dieses Teufelsgerät ständig mit sich herum tragen. Sie wissen nicht, dass dieses Gerät auch im ausgeschalteten Zustand aktiv ist und mit dem nächsten Sender in Verbindung steht, also Mikrowellen aussendet. Sie wissen nicht, dass sie ihr Immunsystem durch das Tragen eines Händis ruinieren, dass sie impotent werden und ihre Gene irreparabel schädigen, wenn es "modisch" am Gürtel getragen wird, dass *allein das Tragen* eines Händi *nachweislich* Langzeitschäden erzeugt.

Das Letzte, was mir aufgefallen ist, ist die Werbung für neue Händis, die mit einem digitalen Wecker ausgerüstet sind. Man stelle sich vor: dieses Gerät nehmen die Benutzer dann mit ins Schlafzimmer, um sich morgens davon wecken zu lassen. Das klingt zwar recht praktisch, weil das Telefon dann auch gleich griffbereit ist (und deshalb werden die Geräte auch gekauft werden), doch liegen die Benutzer dann die ganze Nacht in der Mikrowellenstrahlung, denn der Wecker kann ja nur funktionieren, wenn das Händi eingeschaltet ist. Hurra, wie gesund!

Damit man auch auf jeden Fall der Händistrahlung ausgesetzt ist, dafür sind in die Geräte kleine Spielchen integriert. Das animiert (nicht nur) Kinder zum Spielen, natürlich in eingeschaltetem Zustand.

Die britische Regierung hat inzwischen eine Warnung herausgegeben, dass während Autofahrten nicht mit dem Händi telefoniert werden soll, weil die überwiegende Zahl der Verkehrsunfälle bis zehn Minuten nach dem Telefonat passiert. Warum wohl? Weil die Körperreaktionen herabgesetzt werden. Und wer weiß es schon - es wurde ja nur beiläufig in den Medien erwähnt - dass es in Deutschland (leider erst) ab dem 1. Februar 2001 verboten ist, im Auto oder auf dem Fahrrad mit dem Händi zu telefonieren! Auto-Telefonate werden mit 60 Mark, Fahrrad-Telefonierer mit 30 Mark bestraft. Dieses Verbot wurde nicht etwa deshalb vom Bundestag beschlossen, um uns vor der Händistrahlung zu schützen, sondern weil die Aufmerksamkeit während eines Telefonats merklich nachlässt und die Unfallhäufigkeit dadurch steigt. Doch wie auch immer, es ist ein erster kleiner Schritt in die richtige Richtung.

Es ist nicht nur unser Körper, der durch die Dauer-Strahlenbelastung geschädigt wird, sondern auch unsere Gen-Informationen. Wir müssen damit rechnen, dass zukünftig immer mehr Fehl- und Missgeburten zur Welt kommen, immer mehr Säuglinge, die mit körperlichen und geistigen Defekten aufwachsen - wenn sie nicht tot geboren werden. Parallel dazu wird die Geburtenrate gesunder Kinder rapide abnehmen.

Das sind nicht etwa Schauernmärchen oder Schlagworte, auch wenn es sich schlimm anhört, sondern bestens belegte, knüppelharte Untersuchungsergebnisse! Und es geht schon los: Befragen Sie einmal Ihren Bekanntenkreis. Sie werden überrascht sein, wie sehr die Kopfschmerzhäufigkeit in den letzten Jahren zugenommen hat.

Hierzu hat die Bürgerwelle schon vor zwei Jahren ein Angebot an führende Politiker und Funktionäre der Mobilfunk-Industrie gerichtet. Zwanzigtausend Mark zahlen sie jedem der Verantwortlichen, der sich bereit erklärt und sich nur zehn Tage lang unter kontrollierten Bedingungen einer kontinuierlichen Senderbestrahlung aussetzt - einer Senderstrahlung, wie wir sie bis zu 24 Stunden am Tag ertragen müssen -, sofern er danach keine gesundheitlichen Schäden davon trägt. Bezeichnenderweise hat sich bisher *kein einziger* der Verantwortlichen dazu bereit erklärt. Das Angebot der Bürgerwelle besteht weiter.

Wie sagte *Siegfried Zwerenz*, der Vorsitzende der Bürgerwelle, der die größte Datenbank zum Thema Mobilfunk aufgebaut hat, unter dem tosenden Applaus der Anwesenden zum Schluss: *"Es gibt keine Alternative. Es gibt nur zwei Möglichkeiten: entweder unsere Gesundheit oder Mobilfunk. Beides zusammen"*

geht nicht! Das heißt: die Mobilfunk-Anlagen müssen alle weg!"

Dem wäre nichts hinzu zu fügen. Allerdings wird sich die Mobilfunkindustrie mit allen Mitteln dagegen wehren, geht es doch um Milliarden Gewinne. Da hilft nur eins: Infoveranstaltungen der Bürgerwelle besuchen, Mitglied werden und die Bemühungen der Bürgerwelle im Kampf für unsere Gesundheit tatkräftig zu unterstützen!

Es klingt vielleicht wie schlechte Science Fiction, doch es ist bittere Wahrheit: *Die westlich geprägte Menschheit ist tatsächlich auf dem besten Wege, sich selbst auszurotten.* Warum erkennen das nicht unsere Politiker?

Vielleicht werden im Laufe der Zeit einige wenige (heutige) Entwicklungsländer, die "rückständigerweise" noch nicht so strahlenverseucht sind, rechtzeitig wach werden und die "moderne" Technik ablehnen, wenn sie sehen, wie die Menschen der Industrienationen qualvoll sterben. Sie sind dann eventuell die wenigen Überlebenden, die voller Angst vor den Folgen eine technikfeindliche Kultur aufbauen werden.

Es kann heute niemand mehr sagen, er wüsste nichts von der Gefährlichkeit des Mobilfunks. Zu oft wurden diese Themen bereits in den Medien behandelt, wenn auch recht vorsichtig. Sehr eindrucksvoll war z.B. der Fernsehbeitrag in "Report" am 21. August 2000, in dem u.a. totgeborene Rinder aus bestrahlten Ställen gezeigt wurden. Auch das Bayerische Fernsehen Bayern 3 brachte am 25. Oktober in seiner Sendung "Zeitspiegel" eine kritische Darstellung der Gefahren durch Händis und Sender, indem u.a. dargestellt wurde, wie Mobilfunkbetreiber in Nacht- und Nebel-Aktionen inmitten von Wohngebieten Sendemasten auf Wohnhäuser stellen und den Bewohnern auch noch raten, den Bereich zwischen zwei und fünf Metern Höhe - also ihre Wohnung! - zu meiden...

Und "arte" brachte am 23. Oktober 2000 in seiner Sendung "Schöne neue Handy-Welt" recht kleinlaut und "nebenbei" zu, dass es in England inzwischen größte Bedenken wegen der damit verbundenen Gesundheitsgefahren gibt, obwohl überwiegend Jugendliche gezeigt wurden, die auf ihr Statussymbol nicht verzichten wollen und über die kommende Technik mit Bildübertragungen jubelten. Dazu befragte Personen meinten zwar, dass Händis nicht in Kinderhände gehörten, sie selbst jedoch wegen der damit verbundenen Annehmlichkeiten nicht darauf verzichten wollten. *"Mein schönes blaues Nokia gebe ich nicht mehr her, es passt so gut zu meinem Kleid!"* Natürlich freute sich auch direkt anschließend ein Vertreter der britischen Bauwirtschaft lachend, dass in den nächsten drei Jahren noch weitere fünfzigtausend Sendemasten errichtet würden. Geradezu peinlich sind jedoch die Aussagen, Mobiltelefone seien "ein Teil der Schöpfung" und der Vergleich, wir hätten schließlich gelernt, mit dem Telefon, dem Fernsehen und dem Telex zu leben, dann würden wir auch mit dem Mobiltelefon zurecht kommen...

Es müsste eigentlich jedem einleuchten: wenn Bäume im Strahlungsbereich von Mobilfunksendern verenden, wenn Tiere mit Krankheiten und Fehlgeburten auf diese Bestrahlungen reagieren, dann *können* Menschen nicht dagegen "immun" sein! Es sollte uns zu denken geben, dass es nach Jahren der Entspannung beispielsweise dem Wald in Bayern wieder schlechter geht. Die Zahl der angeschlagenen Bäume hat nach Angaben von Landwirtschaftsminister Josef Miller (CSU) im Vergleich zum Vorjahr um drei Prozentpunkte zugenommen. Heuer seien 22 Prozent der Bäume mit einem Nadel- oder Blattverlust von mehr als einem Viertel deutlich geschädigt, sagte Miller bei der Vorstellung des Waldzustandsberichts 2000. Schuld daran seien jedoch hauptsächlich Witterungseinflüsse...

(c) 2001 Gernot L. Geise

Für weitere Informationen empfehlen wir die Homepage der Bürgerwelle www.buergerwelle.de oder einen direkten Kontakt unter

Bürgerwelle e.V.
Dachverband der Bürger und Initiativen zum Schutz vor Elektrosmog

c/o Siegfried Zwerenz, Lindenweg 10, D-95643 Tirschenreuth
Tel. 09631-795736; Fax: 09631-795734; Email: pr@buergerwelle.de

SYNESIS-Abo-Bestellschein

Ja, ich möchte das SYNESIS-Abo (6 Ausgaben/Jahr) für 40,- € inkl. Versandkosten (Ausland: 40,- € zuzüglich 13,- € Portozuschlag) (Abos per Rechnung zzgl. 5 €).

Das Abo verlängert sich jeweils um ein Jahr, wenn nicht mindestens bis Ende Oktober vor Ablauf des Abos beim EFODON e. V. gekündigt wird (einfache Mitteilung reicht aus).

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ / Ort

Telefon/Fax

Email-Adresse

Aktion:

Jedes neue Abo wird mit einem zusätzlichen SYNESIS-Heft nach Wahl belohnt (so weit vorrätig).

Die Aktion gilt nur mit diesem Abo-Bestellschein (bitte kopieren)

SEPA-Lastschriftmandat (gilt für alle EU-Staaten):

Ich ermächtige den EFODON e. V., Lastschriften von meinem Konto per Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich meine Bank an, die vom EFODON e. V. eingezogenen Lastschriften einzulösen. Ich kann innerhalb von 8 Wochen nach Belastungsdatum die Erstattung des Betrages verlangen (Rückbuchung).

Kreditinstitut (**Name und BIC**) (siehe Kontoauszug)

IBAN (siehe Kontoauszug)

Die Abbuchung erfolgt jeweils am 15. Januar, bei Neuverträgen innerhalb des Jahres jeweils am 15. des Folgemonats. Fällt dieser Termin auf ein Wochenende oder Feiertag, dann ist der nächste Arbeitstag der Fälligkeitstag.

Unsere **Gläubiger-ID** lautet: DE54ZZZ00000891494
Die **Mandatsreferenz** ist Ihre Abonnenten-Nummer.

Datum/Unterschrift

Unsere Bank ist die Raiffeisenbank Westhausen EG.
BIC: GENODES1RWN
IBAN: DE25 6006 9544 0000 7670 00

Bitte ausdrucken, ausfüllen
und unterschrieben senden
an:

EFODON e. V.
Glückauf-Str. 31
D-82383 Hohenpeißenberg

Bestelltelefon: 08805-1485
Fax: 08805-9460
Email: synesis@efodon.de